Landes-
bibliothek
Coburg.

B. II. 11
10597
B'
53

Johann Georg Schlossers

Kleine Schriften.

Zweyter Theil.

Basel,

bey Carl August Serini.

1780.

Coburger Landes-Bücherei

Landes-
bibliothek
Coburg

Vorbericht.

Daß Ihnen die Kenntniß der Geschichte nüzlich, angenehm, unterhaltend ist, brauch ich Ihnen nicht zu sagen; daß sie Ihnen zu lernen mehrentheils unangenehm war, das werden Sie gefühlt haben. Die Schuld lag nicht an der Geschichte. Ihr Geist wollte gern immer ein Ganzes vor sich haben, das er umspannen könnte. Man gab ihnen aber ein bloßes Mosaick, welches sie verwirrte.

In der That ist die Geschichte so verflochten, daß, wenn man alles wissen muß, die Verwirrung unvermeidlich ist. Sie müssen aber nicht alles wissen, und was Sie wissen wollen, läßt sich Ihnen so darstellen, daß Ihnen immer ein Ganzes vor Augen stehe, und daß die verschiedenen Theile, die vor sich schon als Ganzes dastanden, nachmals nur verbunden werden dürfen.

Ich liefere Ihnen in dem ersten Theil der bloß für Sie bestimmten Weltgeschichte die wenigen ganzen Theile der Geschichte im groben Umriß; aber mit Ihrer Verbindung. Ich werde nachher jeden ausmahlen, und Ihr Gedächniß wird mir ohne Mühe zu Hülfe kommen. ---- Wenn Sie gelehrte Männer, Väter, Brüder, Liebhaber oder Freunde haben, so lassen Sie sich mit ihnen in keine Untersuchung über die Geschichte ein; Sie'würden sie nur verwirren. Da Sie nicht verlangen, daß ich Sie in kritische Untersuchungen einführe, so müssen Sie mir dagegen ein wenig mehr glauben, als andern. Sie brauchen die Geschichte hauptsächlich zum Zeitvertreib, oder, um gerader in die Welt zu blicken, und was Sie hören und lesen, besser zu verstehen. Genug, wenn die Kenntniß derselben Ihren Herzen Kraft giebt, und den Werth der Menschheit Sie lehrt!

Kurzer

Kurzer Umriß
der
ganzen Geschichte,
von Erschaffung der Welt bis auf unsre Zeiten.

Die heilige Schrift unterrichtet uns, daß das menschliche Geschlecht von einem Menschen angefangen; es ist also zu vermuthen; daß die erste Welt bloß aus einzelnen Familien bestanden hat. Der Vater war Regent, die Kinder waren die Unterthanen.

Eben so wahrscheinlich ists, daß die Familien, aus Trägheit, aus Habsucht, aus allem, was Feindschaften zu erregen pflegt, einander von Zeit zu Zeit angegriffen und Händel mit einander gehabt, daß sich viele vereinigt haben, um andern das Ihrige zu nehmen, und viele um sich zu vertheidigen.

So bald mehrere Familien sich zusammen vereinigten, konnte das väterliche Ansehn nicht hinreichen; denn es waren da viele Väter; und doch war einer nöthig, der die andern zusammen hielt. Der eine heißt **König**, und dieses scheint der Ursprung der Könige gewesen zu seyn.

Der erste König, von dem wir wissen, hat **Belus** geheissen. Der lebte mit seinem Volk in **Aßyrien**, einem sehr weit enfernten Land' in **Asien**, in der Gegend, wo die Sonne aufgeht, und wo nun die Türken und Perser wohnen.

Dieser **Belus** lebte ohngefehr 186 Jahre nach der Sündfluth. Alles vorhergehende ist aus der heiligen Schrift bekannt.

Er und seine Nachkommen und verschiedene andere regierten in diesem Lande ohngeführ 1600 Jahre so fort, bis auf einen König, welcher **Astygages** hieß. Dieser hatte eine Tochter, Namens **Mandane**. Im Traum kam's ihm einmal vor, er sehe einen grossen Baum aus dem Schoose dieses Mädchens wachsen, der ganz Asien überschattete. Seine Traumdeuter, auf die man sehr viel damals hielt, weil man sich mehr seinen Empfindungen überließ; Diese Traumdeuter legten das Gesicht so aus: das Mädchen

werde einen Sohn zur Welt bringen, der Meister von ganz Asien werden würde. Der schwache Astygages erschrak darüber so sehr, daß er seine Tochter einem unbedeutenden Mann aus Persien das nicht weit von Assyrien liegt, antraute. Das Mädchen wurde schwanger, und gebahr einen Sohn, welchen sie Cyrus nannte. Kaum hatte der König dieses erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen, und gabs einem seiner Hofleute, mit dem Befehl es zu tödten. Der Mann hatte Mitleiden mit dem Kind; anstatt es zu tödten, gab ers einem Hirten, um es irgendwo in einen Wald zu legen, und da seinem Schicksal zu überlassen. Der Hirte bracht es seiner Frau. Die hatte zu der Zeit ihr Kind verlohren, und nahm also den kleinen Knaben gern zu sich. Cyrus wuchs indessen auf, und wurde schön und stark. An einem Tag, als er mit andern Kindern spielte, sezten ihn die zu ihrem König. Eins von den Kindern wollt' ihm nicht gehorchen; er machte wenig Umstände, und ließ ihm, als König, Prügel geben. Das war ein verzärtelter, vornehmer Bube; der klagt' es seinem Vater, und der Vater foderte vom Könige, daß er den Cyrus, welchen man noch immer für einen Hirten-Knaben ansah, bestrafen sollte. Der König ließ ihn kommen. Cyrus stand unerschrocken vor ihm, und sagte gerade zu: Er wäre zum

Könige von den Buben erwählt worden, und hätte sich seines Rechts bedient. Der Muth des Jungen, dessen Stolz, und einige Züge, die Astyages von seiner Tochter an ihm gewahr wurde, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bey dem Hirten; der gestand alles. Die Zeit, in welcher der Hirte den Cyrus gefunden zu haben angab, traf eben auf diejenige, da der König den Sohn seiner Tochter hatte wollen umbringen lassen. Er erkundigte sich weiter und erfuhr das Uebrige. Indessen hatt' er den Cyrus so lieb gewonnen, das er ihn nicht mehr zum Tode verdammen konnte. Vielmehr schickte er ihn seiner Tochter wieder, und begnügte sich von dem Hofmann, welcher den Befehl, das Kind zu tödten, nicht vollzogen hatte, eine blutige Rache zu nehmen. Er nahm dessen Kinder, ließ sie tödten, zerhauen, und einige Stücke von ihnen kochen, die er dem Vater zu essen gab. Dabey traute der König so viel auf seine Macht, daß er nach der Mahlzeit dem Hofmann alles entdeckte, und ihm dabey sagte, dieses sey die Strafe seines Verbrechens. Der beleidigte Vater verstellte seine Wuth, und schwieg; aber sobald Cyrus, welcher von dem nichts wußte, grösser geworden war, so erzählt' er ihm die bösen Absichten seines Großvaters, reizte ihn, denselben vom Thron zu stossen, und sich seines Reichs zu bemächtigen.

Cyrus hatte sich bey seinem Volk in einiges Ansehn gesezt. Kaum war er von der Grausamkeit des Großvaters gegen ihn unterrichtet, so bedienet' er sich dieses Ansehns, nahm etliche hundert Mann zu sich, und führte sie in einen Wald, in welchem er einen ganzen Tag lang sie aus allen Kräften arbeiten ließ. Den folgenden Tag gab er ihnen ein herrliches Mahl: am Abend fragte er: was für ein Leben ihnen am liebsten wäre, das gestrige, oder das heutige? Sie antworteten alle: das heutige. Gut! sagt' er, wenn ihr mir folgen wollt, so sollt ihr immer leben, wie heute. Darauf erzählte er ihnen das Unrecht, das er von dem König erlitten hätte, und ermuntert sie, nach Aßyrien ihm zu folgen. Sie versprachens ihm alle. So gieng er mit ihnen fort. Astyages erfuhr des Cyrus Unternehmung und brachte gleichfalls seine Leute zusammen; war aber so unbesonnen, daß er eben den Hofmann zum Anführer sezte, dessen Kinder er hatte tödten lassen. So bald dieser erschienen, gieng dieser mit den Soldaten des Astyages zum feindlichen Kriegsheer über, und machte den jungen Cyrus zum Herrn vom ganzen Reiche.

Cyrus unterwarf sich nach und nach ganz Asien. Seine Kinder und Nachfolger erweiterten sein Reich noch mehr, verlohren dann und

wann einen Theil davon, blieben aber doch immer sehr mächtig. Von Cyrus fieng die Persische Monarchie an; nicht, als ob er und seine Nachfolger Herren der ganzen Welt gewesen wären, sondern nur, weil sie die vornehmsten waren, denn während der Zeit hatten sich, zumal in Europa, noch viele andere Reiche gebildet. Die beträchtlichsten darunter waren die **Griechen** und die **Römer**.

Die Griechen, die uns auch nach der Seite hinliegen, wo die Sonne aufgeht, obgleich etwas mehr nach der Seite, wo sie am Mittage steht; die Griechen hatten ewige Händel und Kriege mit den Persern, den Nachfolgern des Cyrus. Sie waren meist in kleine Königreiche und Republiken getheilt, indessen, wenns gegen die Perser gieng, stunden sie anfangs immer einander bey. Mit der Zeit wurden sie aber auch unter sich uneins, und vermuthlich hätten die Perser sie zulezt überwunden, wäre nicht der bekannte **Alexander der Große** gekommen.

Alexander war König in einem kleinen Reiche, welches den Griechen angränzte, und Macedonien hieß. Er und sein Vater hatten immerwährenden Streit mit den Griechen; aber die Furcht vor den Persern, und die Bestechungen und List

des Alexanders machten doch endlich, daß sie wieder mit ihm sich versöhnten, und ihm so gar, um die Perser zu bekriegen, ihre Armee anvertrauten.

Der Persische König, welcher damals herrschte, hieß Darius. Dieser hatte unzählig viel Volk; aber wollüstige, schwache Leute, die nicht einmal ihm getreu waren. Er selbst war ein weichlicher König, der überall seine Weiber mit im Krieg herumführte. So machtens seine Feldherren, seine Hauptleute, seine Soldaten; die ganze Armee. Sie können sich gedenken, was das für ein Zug war! Der König mit hundert tausend und noch mehr Soldaten; und jeder von ihnen mit seinen Weibern und Mädchen! Leztere hatten wieder alle ihre gewöhnliche Geräthschaften zum Putz und zur Bequemlichkeit bey sich, eben so, wie die Manns-Personen. Da waren goldne und silberne Helme, goldne und silberne Schilde, Wagen, Purpur-Mäntel, und aller Troß von Pracht und Weichlichkeit.

Alexander der Große hatte nichts als seine alte getreue Soldaten, geübte Krieger, in eisernen Waffen. So klein sein Volk war, so wars doch kein Wunder, daß er des Darius unzähliges, aber ganz entnervtes Heer überall schlug. So erhielt

er über sie verschiedene wichtige Siege, und nur zweymal war er in Gefahr, seinen grossen Entzweck zu verfehlen. Einmal bey der Belagerung einer Stadt, da er allein über die Mauer sprang, und sich unter die Feinde stürzte, und einmal, da ihn eine Krankheit überfiel, die sich in die Länge ziehen, und seinen Soldaten den Muth benehmen wollte. Aus der ersten Gefahr erretteten ihn seine Freunde, aus der lezten sein Leib-Arzt **Philippus**, durch einen Trank, welchen er ihm bereitete. Dieser lezte Zufall ist besonders um deswillen merkwürdig, weil Philippus eben zu der Zeit, als er den Trank überreichte, bey dem Alexander als ein Verräther angegeben wurde. Alexander glaubte, wie Rousseau, der Genfer, sagt, zu fest an die Tugend, um den Pilippus für einen Verräther zu halten; oder er war so erpicht auf Eroberung, daß er lieber sterben, als seinen Weg nicht fortgehen wollte; er nahm den Becher, und trank, und wurde gesund.

So bald er wieder hergestellt war, verfolgt' er seinen Sieg. Nach dem lezten Treffen machten gegen den unglücklichen **Darius** seine Freunde eine Verschwörung und schlugen ihn todt. Alexander war zu edel, solche Verrätherey zu belohnen. Er verfolgte die Schuldigen, und straf-

te sie, machte sich aber dabey zum Herrn vom ganzen Persischen Reiche.

Als er das Reich im Besiz hatte, schien es ihm nicht grösser, als sein Macedonien. Wie dieses ihm vorhin zu klein war, so wurd es nun Persien auch. Er drang fort mit seiner Armee bis in Indien, wo er den Porus besiegte, von welchem sie vielleicht die bekannte Oper gesehen haben. Endlich starb er jung, und mitten unter seinen Siegen.

Man bat ihn, sich einem Nachfolger zu erwählen. Es lag aber schon in seinem Charakter, alles Menschliche gering zu schäzen: darum hielt er es nicht der Mühe werth. Auch mag er vielleicht keinen gefunden haben, den er würdig geachtet hätte nach ihm die unermeßlichen Reiche zu regieren die er erobert hatte.

Als er todt war theilten sich seine Feldherren in seine Eroberungen, und so entstanden viele neue Könige und Reiche. Das geschahe ohngefähr 320 Jahre ehe Christus gebohren wurde.

Ehe Alexander starb, waren die Griechen schon ziemlich unmächtig. Nach seinem Tode wurden sies' noch mehr. Die Römer hingegen

waren in ihrem völligen Wachsthum. Die wohnten, wie sie wissen, in Italien, eben in der Stadt, wo nun der Siz des Römischen Pabstes ist. Mit Alexander hatten sie nie etwas zu thun. Aber da seine Generale das grosse Reich getheilt hatten, und unter sich und mit den griechischen Städten immer in Streit waren, so suchte bald der eine, bald der andere Hülfe bey ihnen.

Rom stand damals unter keinem König; sondern wurde von einem grossen Rath, unter der Anführung von zween Consuln, regiert.

War ein Krieg, und die Römer kriegten fast immer; so schickte der Rath einen Consul mit Soldaten ab; und die Soldaten waren anfänglich, so wie das ganze Volk, an harte rauhe Lebensart gewohnt, und sehr tapfer. Sie fiengen einen Krieg nach dem andern an, weil sonst ihre freye muthige Bürgerschaft in beständigen Aufruhr, und innere Zwistigkeiten gerieht, und meist waren ihre Kriege glücklich. Man kann sich leicht vorstellen, daß bey diesen Gesinnungen nichts erwünschter für sie war, als wenn eine griechische Stadt, oder einer von Alexanders Nachkommen ihren Beystand verlangte. Gleich schickten sie an ihn Soldaten mit ihren Consuls, oder mit einem sonst gewählten Anführer. Der

siegte dann mehrentheils, und mehrentheils maßten sie sich das Land an, das sie erobert hatten, oder machten wenigstens den König, welchen sie überwunden, sich zinsbar. Auf die Weise wurden sie binnen einigen hundert Jahren, nach dem Alexander, Herren von allem, was die Griechen zuvor besessen, und von einem grossen Theil der Reiche, die Alexander erobert hatte.

Die Feldherren, die so grosse Armeen geführt, solche Thaten gethan, der Republik so viele Eroberungen verschafft hatten, sollten, nach den Grundgesezen des Volks, wenn ihr Amt verrichtet war, heimkehren, und so lang im Privatstande leben, wie andere Bürger, bis der Rath und das Volk sie wieder zu Consuln, oder Feldherren erwehlen würde: Im Anfange geschah dieses auch; aber nach und nach, da sie reicher, wollüstiger, stolzer wurden, da wollten die Herren ihr einmaliges Ansehen nicht mehr, nach Willkühr des Volks, ablegen. Einige hatten sich die Armee zu Freunden gemacht, indem sie die Soldaten bereichert, oder ihnen alle Gelegenheit zum Vergnügen oder zu guten Tagen gegeben; andere hatten sich die Gunst der Fremden erworben, welchen sie zur Hülfe gesandt worden waren, oder sie hatten selbst die Besiegten für sich einzunehmen gewußt, und ihnen so viel Gewalt gelassen, als sie brauch-

ten, um ihnen beyzustehen. Da fiengen die Consuls und Feldherren an, sich dem Gehorsam gegen die Republik zu enziehen. Wollte man sie zwingen, so waren entweder ihre Freunde dagegen, und besänftigten das Volk, oder es war keine Armee zu Haus. Auf die Art haben, nach Alexanders Tode, sich die Römer zwar das ganze Griechenland und beynahe ganz Asien unterworfen; aber zugleich fast ihre Freyheit verloren, und gesehen, wie ihre eigene Mitbürger ihnen über das Haupt wuchsen. Freylich hatt' es mit dem Tod' eines solchen Mannes gemeiniglich ein Ende; jedoch kamen immer andere nach, und endlich stand Cäsar auf, und machte sich selbst zum Herrn von Rom, und von allen den Reichen und Ländern, welche die Römer ehedem erobert hatten.

Cäsar war von der Stadt Rom abgeschickt worden, unser Deutschland und das benachbarte Frankreich, England und die Schweiz unter ihre Bottmäßigkeit zu bringen; indeß andre ihrer Feldherren Griechenland und die von Alexander verlassene Reiche bezwangen. Cäsar war ziemlich glücklich in seinen Eroberungen, zumal in Frankreich, welches damals **Gallien** hieß. Sein Glück, und die Feindschaft einiger Römer, worunter sonderlich einer mit Namen **Pompejus** war, zogen ihm den Neid des römischen Raths und des Volks

zu. Der siegende Cäsar verlangte das Consulat; Pompejus und der Senat befahlen ihm, selbst, ohne Armee zu kommen, und darum zu bitten. Er wollte die Armee nicht zurücklassen, aus Furcht vor dem Pompejus; und zog also mit ihr nach Italien. Man sezte ihm eine Gränze, worüber er die Armee nicht führen sollte. Cäsar verachtete diesen Befehl des Senats, und gieng gerade fort bis nach Rom, wohin er sich leicht durch einige von Pompejus gesezte wenige Truppen durchschlug. Pompejus entwich mit der Hauptarmee. Cäsar folgte ihm nach, bis er ihn gänzlich besiegte. Die vornehmsten und besten hielten Stand; die andern flohen. Pompejus selber suchte sich nach Egypten zu flüchten, wurd' aber, auf Veranstaltung des dortigen Hofs, ermordet. Einigen von ihnen wird der Tod dieses grossen Mannes aus dem Trauerspiel des Corneille bekannt seyn. Cäsar kehrte nach Haus zurück. Noch war aber nicht alles gethan. Cato, der ernste Weise, konnte sich ihm nicht unterwerfen. Cato floh nach Afrika, und sammelte dort ein kleines Heer. Cäsar gieng ihm nach, schlug einen Theil seines Heers, und war im Begriff, auch ihn zu überfallen. Cato sah nun, daß er sich ihm vergebens widersezen würde; seine grosse Seele mochte aber den Gedanken, unter Cäsar zu stehen, nicht ertragen. In der Verzweiflung erstach er sich, und ließ Cäsarn alles über.

Das ist der Cato, von welchem Addisson das edle Trauerspiel schrieb, das in England so freudig aufgenommen, in Deutschland so schlecht übersezt worden, und dennoch auf unsern Bühnen gefallen hat.

Cäsar überlebte nicht lange den Cato. Kaum hatt' er in Rom, nach seiner Zurückkunft, etliche Jahre regiert, so wurd' er von einigen Römern im Rathhause mit fünf und vierzig Wunden erstochen. Shakespear hat über dessen Tod uns ein Trauerspiel hinterlassen. Eins von Voltaire, gleichen Inhalts, pflegen unsere Schauspieler aufzuführen.

Nach Cäsars Tod gelang es dem August, daß er sich des Reichs bemächtigte. Unter ihm wurde Christus geboren. Auf den August folgten andre; und seit der Zeit stund einige 100 Jahre Rom unter Königen, die alle den Beynamen Cäsar hatten, woraus man nachher **Kayser** machte.

Das Römische Reich zerfiel unter diesen mehrentheils schlechten Herren. Etliche hundert Jahre darnach wurd' es gar vertheilt. **Ein** Kayser sezte sich in Constantinopel, und wurde Herr der morgenländischen Provinzen; **Einer** blieb in Rom, und regierte die abendländischen. Jene erhielten

sich,

sich, bis die Türken und Sarazenen sie vertilgten; den Römischen aber wurde viel eher durch die Einfälle der Deutschen ein Ende gemacht.

Die Deutschen nemlich hatten die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit, entweder ihre junge Mannschaft fortzuschicken, sich andere Wohnungen zu suchen, oder selbst ihre Wohnungen zu verändern. Ihre Absicht war schon einigemal auf Rom gerichtet gewesen; aber, so lange die Römer noch Männer waren, gelangs ihnen nicht. Erst zu der Zeit, als sie unter den Kaysern anfiengen schlecht zu werden, erst da bekamen sie Hoffnung, sich in Italien zu sezen. In der That kostete es ihnen wenige Mühe. Die Kayser erhielten kaum noch Rom, das inzwischen die christliche Religion angenommen hatte, und wo der nachmals zum Pabst gewordene oberste Bischoff sich aufhielt.

Viele Deutsche blieben indessen noch zurück. Unter diesen hat besonders ein Volk sich berühmt gemacht, das sich die Franken nannte. Die waren über den Rhein gegangen, und hatten sich nach und nach fast ganz Gallien, welches von ihnen den Namen **Frankreich** bekam, unterworfen. Sie wurden auch von Königen beherrscht. Die ersten dieser Könige waren **Männer**; ihre Nachfolger genossen, wie's zu gehen pflegt, ruhig, was jene

gewonnen hatten, und wurden endlich so schlec daß ein Maire oder Oberhofmeister den lezte vom Throne stieß, und selbst regierte. Der Soh von diesem, Carl der Grosse, bracht' es noch weiter, und war so glücklich, daß, bey Gelegenhei einer gegen den Pabst entstandenen Empörung, dieser ihn zum Kayser krönte.

Carl bezwang noch andere deutsche Völker, und besaß von unserm jezigen Deutschland einen grossen Theil, besaß ganz Frankreich, und beynahe Italien.

Der einzig übrig gebliebene Sohn dieses Carls, Ludwig der Fromme, war ein schwacher Herr; der theilte sein Reich unter seine Kinder.

Die Kayserkrone wurde nachher, weil man glaubte, sie gehöre zu Italien, unter dem Enkel dieses Ludwigs, welcher Carl hieß, und den Zunamen der Dicke bekam, nebst Italien mit Deutschland verbunden; und obgleich lange hernach die Deutschen, Italien und ihre Rechte auf Rom verloren, so blieb die Kayserwürde dennoch seit der Zeit bey den deutschen Königen. Die Geschichte des römischen Kayserthums, und die deutsche Geschichte machen von der Zeit an Eine Geschichte aus.

Unter diesen Kaysern waren alle die Fürsten und Grafen, deren Geschlechter grossentheils bis auf uns gekommen sind, nur ihre Hofbediente und Statthalter. Für ihre Dienste wurden sie gemeiniglich mit dem Besize von Land und Leuten belohnt. Ihre Dienste bestunden hauptsächlich darinn, daß sie dem Kayser, wenn er in Krieg gieng, Soldaten halten und zuführen mußten. Nach und nach entdeckte man, daß, bey solcher Einrichtung, des Kaysers Armeen nicht zum besten versorgt waren. Die Herren kamen nur, wann sie wollten; und wann sie nicht wollten, und der Kayser sie zu zwingen dachte, so hatte dieser einen Freund, jener einen Bruder, ein anderer einen Vetter, die standen ihnen bey, und zogen, anstatt dem Kayser Soldaten zu schicken, lieber selbst gegen ihn zu Felde. So giengs dem Kayser; so giengs auch oft den Fürsten mit ihren Leuten. Da wurden, fast allgemein, gewisse beständige Soldaten eingeführt, die von jedem Kayser und Fürsten abhiengen; und die deutschen Fürsten und der Kayser wurden eins, daß in keinem Falle Soldaten gefordert werden könnten, als wenn der gröste Theil der Fürsten sie bewilligte. Natürlicher Weise mußte dieses die Fürsten noch unabhängiger machen.

Es kam noch hinzu, daß vor einigen hundert Jahren Luther grosse Veränderungen in der seit

Christus Zeiten sehr zerfallenen christlichen Kirche vorschlug. Ein Theil der Fürsten wollte seine Vorschläge im deutschen Reiche angenommen sehen, ein Theil nicht. Der damalige Kayser war auf dieser Seite; und da entstand der lange dreyßigjährige Krieg, welchen im Jahr 1648 ein Friede beschloß, worinn den deutschen Fürsten ihre landesherrlichen Rechte bestätigt wurden. In dieser Verfassung stehen sie noch.

In der langen Zeit von 900 Jahren, seit Carls des Grossen Tod, sind viele andere um uns herum liegende Reiche theils entstanden, theils mit in die deutsche Geschichte verwickelt worden. Jedes von diesen hat aber seine eigene Geschichte, welche besonders vorgetragen werden muß.

Von Belus Zeiten bis auf die jezigen entstanden auch viele Reiche von der Art; einige merkwürdig, andere nicht. Es wird ihnen angenehm seyn, alle nach und nach kennen zu lernen; aber, um sie nicht zu verwirren, haben sie einen Faden nöthig, an welchen sie alle diese Geschichten anknüpfen. Diesen Faden habe ich ihnen vorgelegt. Sie dürfen nur die wenigen Hauptbegebenheiten im Zusammenhang fassen: wie 1700 und etliche Jahre nach Erschaffung der Welt das erste Hauptreich Assyrien von Belus gestiftet worden; wie

ungefehr 1600 Jahre nachher Cyrus diesem ein Ende gemacht, und das zweyte Hauptreich der Perser gestiftet; wie nach ungefehr 200 Jahren Alexander der Grosse das persische Hauptreich zerstöret, und unter seine Nachfolger getheilt; wie nicht gar 300 Jahre nachher Cäsar, der sich zum Herrn von Rom aufgeworfen, wieder alles zusammen gebracht; wie nach ihm wieder alles zerfallen, und 800 und etliche Jahre darauf Carl der Grosse einen ansehnlichen Theil unter sich vereinigt; wie auch dieser Theil nach ihm zerfallen; und seit dem, in einem Zeitraum von mehr als 900 Jahren, kein Hauptreich empor gekommen ist; sondern viele einzelne, unter welchen das deutsche Reich nicht das vornehmste, uns aber, die wir darinn wohnen, ein Hauptreich ist.

Ich werde ihnen, in der Folge meiner Geschichte, die grossen Lücken ausfüllen, die zwischen dieser Entstehung und diesem Zerfall der Hauptreiche liegen. Sie sehen also, daß ich ihnen 1) die assyrische Geschichte, 2) die persische, 3) die römische, und 4) die deutsche erzählen muß. Wenn dieses geschehen ist, so will ich die griechische, und die von den uns am meisten angehenden Staaten nachholen. Um die übrigen werde ich mich und sie wenig bekümmern. Aber dann will ich ihnen die besondere Lebensgeschichte

aller der grossen Menschen erzählen, woran ihnen gelegen seyn kann, und so weit ihnen daran gelegen ist. Erst alsdenn werden sie im Stande seyn, jeden an seine gehörige Stelle zu sezen, und kommt dann und wann einer vor, aus einer Nation, deren Geschichte ich nicht für würdig genug hielt, sie ausführlich zu schreiben; so werde ich in dessen Leben das Vorhergehende und Nachfolgende kürzlich ergänzen.

Ich hoffe, sie bemerken den Faden, welcher durch die ganze Geschichte durchläuft, und den ich in diesem Umriß ihnen anzeigte. Immer werde ich sie darauf zurückweisen; und da wird es ihnen wenige Mühe kosten, alle die Geschichten in ihrem Gedächtniß eben so zu ordnen, wie sie würklich in der Welt zusammenhangen. Alles ist nur Entstehung und Untergang der grossen Hauptreiche, wovon sich jederzeit eins nach dem Untergange des andern empor geschwungen hat.

Aßyrische Geschichte.

Es ist sehr begreiflich, daß unsre Kenntniß von der alten Geschichte vor der Sündfluth, das ausgenommen, was die heilige Schrift davon erzählt, sehr gering und unzuverläßig seyn müsse. Zwar ist allerley von den Begebenheiten vor der Sündfluth geschrieben und erzählt worden, und man hat so gar manche sehr mühsame Untersuchungen von der Gelehrsamkeit Adams und seiner Nachkommen angestellt; allein sie sind zu ungegründet, als daß man ihnen glauben könnte.

Die Geschichte fängt an am wahrscheinlichsten zu werden nach der Sündfluth. Als Noa gestorben war, zogen seine Kinder und seine Familie von einander. Der eine Sohn Cham scheint in die Gegend von Assyrien gekommen zu seyn. Dessen Sohn war Chus; und dessen Sohn, welchen die heilige Schrift Nimrod nennt, war eben der Belus, den ich ihnen in dem Umriß der Geschichte für den Stifter des assyrischen Reichs angab.

Nimrod oder Belus, heißt es in der heiligen Schrift, war ein grosser Jäger. Eh' ein Land ge-

nung angebaut und bevölkert ist, bleiben viele Pläze, Wälder und Weiden öde. Es ist natürlich, daß sich das Wild, und die in dem heissen Himmelsstrich sehr häufigen Löwen und andere Raubthiere an solche Orte hinziehen. Um sich zu vertheidigen, mußten die Menschen fast alle Jäger seyn, und noch sind in Amerika, bey den sogenannten Wilden, und in Afrika die meisten Menschen fast immer mit der Jagd beschäftigt, wie es unsere Vorväter in Deutschland und den andern nördlichen Ländern, zu Hermanns und Ossians Zeiten, und früher, auch waren. Nöthigt sie die Vertheidigung nicht dazu, so zwingt sie der Hunger; denn wenn sie das Feld nicht bauen, keinen Vorrath auf den Winter haben; was bleibt ihnen anders übrig, als die Jagd.

Die Geschicklichkeit des Belus in der Jägerey und sein Muth waren nothwendig der Nation sehr wichtig, und gaben ihm nicht allein grosses Ansehen und Vertrauen, sondern, da mehrentheils die Jagd Truppweise geschehen mußte, eine Art von Oberherrschaft, die er durch Anlegung verschiedener Städte, wohin er das Volk zur Versicherung gegen das Wild einlagerte, noch vermehrte. Die heil. Schrift zählt fünf Städte, die er angelegt, unter welchen Babylon die berühmteste ist. Das ist eben das Babylon, wo der grosse Thurm errich-

tet werden sollte, und welches vielleicht, nach der Zerstörung des Thurms, wieder verlassen, und endlich neu erbaut worden ist. Wenigstens schreiben viele die Erbauung dieser Stadt den Nachkommen dieses Belus zu.

Belus grosse Unternehmungen und die Ausbreitung seines Reichs fanden vermuthlich bey andern benachbarten Völkern Widerstand; denn die Enkel des Noa, von Sem, wohnten um ihn herum. Von diesen wissen wir wenig mehr; weil sie nichts unternahmen; sondern in ihrer Stille so fortlebten, bis sie Belus sich unterwerfen wollte. Da stellten sie zwar sich zur Gegenwehr; allein er überwältigte sie bald, und wurde Herr von einem ziemlich grossen Lande, welches vielleicht schon zu der Zeit, von einem Sohne Sems, Namens Assur, mag Assyrien geheissen haben. Nach diesen Thaten starb Belus, der also der Stifter des Assyrischen Reichs gewesen ist; ungefehr 2200 Jahre vor Christi Geburt, und beynahe 200 Jahre vor dem Abraham.

Er hatte einen Sohn, der hieß Ninus. So muthig und so glücklich, wie sein Vater, blieb er König des unter ihm schon ziemlich zahlreichen Volks. Er sezte die Eroberungen seines Vaters fort, und erstreckte sein Reich weit hinaus, gegen

den Aufgang der Sonne, und gegen Mittag. Nach seiner Rückkunft baute auch er eine Stadt, die er nach seinem Namen Ninive nannte. Die Stadt soll beynahe 7 Meilen lang und 4 Meilen breit gewesen seyn, und wenigstens etliche zwanzig Meilen im Umkreise gehabt haben. Das ist eben die Stadt, wo nachher Jonas hingeschickt wurde, Busse zu predigen.

So bald der Bau geendigt war, fieng er seine Eroberungen wieder an, und drang noch tiefer ins Land, gegen Aufgang der Sonne, zu einer Stadt, die Baktra hieß. Da lernte er ein vortrefliches Weib kennen, das Semiramis genannt wurde, und mit einem seiner Hofbedienten verheurathet war. Man macht sie zur Tochter einer Göttin, und sie soll in ihrer Jugend von den Tauben gespeist worden seyn. Das Weib gab ihm einen Anschlag, wie er die Stadt, deren Belagerung ihn sehr aufhielt, bezwingen könnte. Der Anschlag hatte seine Würkung, und die Freude über den Sieg, und der Semiramis ihre Schönheit, rissen ihn dermassen hin, daß er sie von ihren Manne mit den heftigsten Drohungen verlangte. Der arme Mann, welcher die Semiramis ausserordentlich liebte, konnte nicht den Gedanken ertragen, sein Weib dem König so hinzugeben; und, weil dieser ihm die Augen auszureis-

sen drohte, bracht' er sich um. Die junge Wittwe und der König verheuratheten sich nun ohne Umstände. Er zeugte mit ihr einen Sohn, den sie Ninyas hiessen, und starb nicht lange darnach, 2122 Jahre vor Christi Geburt.

Semiramis war ein Weib mit einer männlichen Seele. Sie hatte ungern ihrem Manne gehorcht, und sollte nun sich von ihrem Sohne gebieten lassen. Das empörte sie; und doch konnte sie nicht hoffen, daß ihr muthiges, kriegerisches Volk einem Weibe sich unterwerfen würde. Indessen fand sie unter den Freunden ihres Manns einige Vertraute, mit welchen sie beschloß, sich für den Ninyas auszugeben. Sie war so groß, wie er, hatte beynahe den Wuchs, das Gesicht, und die männliche Stimme des Ninyas, welcher noch im Jünglingsalter war. Um das Volk noch leichter zu hintergehen, führte sie eine Tracht ein, welche die Arme, Füsse, Brust und Haare bedeckte, und vermuthlich eben die gewesen seyn mag, die bis jezt in den meisten Morgenländern gewöhnlich ist. In dieser Tracht wurde sie dem Volke, statt des Ninyas, vorgestellt. Den Jüngling versteckte man unter die Weiber und Mädchen, wo er sich ganz wohl befand, und das Volk wurde betrogen, oder ließ sich gern betrügen, und gehorchte ihr, wie zuvor ihrem Gemahl.

Das erste, was sie that, war die Herstellung und Auszierung von Babylon. Diese, vermuthlich, wegen des verunglückten Thurmbau's verlassene Stadt lag in einer fruchtbaren Ebene; sie war ganz viereckigt und jede Seite mehr als sechs Meilen lang. Es ist unbeschreiblich, was man alles von der Pracht dieser Stadt erzählt; man sollte die Erzählung für ein Feenmährchen halten.

Auf jeder Seite stunden 25 Thore von Erzt, welche lauter gerade Strassen öffneten. Die Häuser hatten jedes um sich ihre Gärten und Felder. Mitten durch die Stadt lief ein Arm des Euphrats, eines bekannten Flusses, dessen schon die heil. Schrift erwähnt. Der Arm war mit einer hohen Mauer auf beyden Seiten eingefaßt, und jede Seite hatte wieder 25 Thore, woran die Strassen gränzten. Aus den Thoren stieg man einige Treppen hinunter, um in Schiffen über den Fluß zu sezen, über welchen auch, mitten in der Stadt, eine Brücke gebauet war. Der Hauptfluß selber war in einen hohen Damm eingeschlossen und zwey Wasserleitungen daraus gegraben, um, wann er überlief, das Wasser vom Lande abzuleiten. Ausser diesem nahm ein grosser Behälter bey dem Bau der Brücke und des Damms, den ganzen Fluß auf,

und zog, bey nachherigen Ueberschwemmungen ebenfalls das überflüßige Wasser in sich, welches dann in unzähligen kleinen Kanälen, während der Dürre, das Land befeuchtete.

An jedem Ende an eben erwähnter Brücke stand ein Pallast, ein alter gegen Morgen, gegen Abend ein neuer; beyde von unglaublicher Pracht. Jeder von diesen hatte seine Gärten mit Terrassen, die auf grossen Gewölben sich übereinander erhoben, und worauf so viele Erde lag, daß die größten Bäume darinn wurzeln konnten.

Man ermüdet unter der Erzählung aller Herrlichkeiten dieser Gärten, die zu den sieben Wunderwerken der Welt gerechnet werden; und doch, was sind sie gegen den Garten des Alcinous welchen Homer so naif und innig erhaben beschreibt? --- Vor dem Hofe, sagt der Dichter, hatte Alcinous einen Garten, vier Morgen groß, rings um mit einer Hecke eingefaßt. Da stunden grosse grünende Bäume, Birn, Pflaumen, Aepfel, süsse Feigen und grünende Oehlbäume. Die tragen immer Früchte, im Sommer und Winter, unaufhörlich. Immer weht da der West, und treibt Blüthen an einem, zeitigt am andern. Birn reifen nach Birn, Aepfel nach

Aepfeln, dann Trauben nach Trauben, und Feigen nach Feigen. Auch ist da ein fruchtbarer Weinberg angelegt. Da kocht' die Sonn' auf der einen Seit', an einem weiten sonnigten Plaze, die Trauben; auf der andern wird schon geherbstet; auf der dritten wird der Most getretten; vorn sind die Beeren noch hart, neben an blühen sie, und anderwärts fangen sie an weich zu werden. Noch anderswo liegen in ebenen Reihen, kleine Blumenbette, die nie verblühen. Mitten im Garten sind zwo Quellen, eine fließt durch den Garten, die andere ist in den Hof geleitet, an das Haus wo die Leute der Stadt ihr Wasser schöpfen. ---- Gewiß! Babylons Gärten mögen so herrlich seyn, als man will; ich möchte lieber im Garten des Alcinous wohnen.

Aber Semiramis baute nur, um bewundert zu werden. Homer fühlte, wie wenig das ist! ---- Doch that Semiramis nicht alles allein. Ihre Nachfolger verzierten Babylon immer noch mehr.

Nachdem sie den Bau angeordnet, reiste sie in ihrem Land herum, und verschafte auch andern Städten alle Bequemlichkeiten und allen Glanz den ihre zur Pracht geneigte weibliche Einbildungskraft, reich an Erfindung, ihr eingab.

Sie suchte zugleich, die Gemüther des Volks an sich zu ziehen, und zu erforschen. Auch fand sie diese so geneigt, fand sich unter dem Namen ihres Sohnes überall so geliebt, daß sie endlich die Maske abzulegen wagte.

Sie berief auf einen Tag die Vornehmsten des Volks in den Tempel. Als sie versammlet waren, trat sie auf, nnd endeckte ihnen, daß sie die Wittwe des vorigen Königs, und nicht dessen Sohn Ninyas wäre. Ihr liebt mich, rief sie, und verehrt mich. Wenn der Name das macht; so wißt ihr nun, daß ich nicht Ninyas heisse, sondern Semiramis. Machts das Geschlecht; so wißt ihr, daß ich kein Mann, sondern ein Weib bin. Machens aber die Thaten, so bin ichs immer, die sie gethan hat, ich mag heissen und seyn, wer ich will! — Diejenigen, die nicht vom Geheimniß waren, erstaunten; aber sie fühlten doch ihren ganzen Werth, und alle riefen sie einmüthig zur Königinn aus. Von der Zeit an verhehlte sie nicht mehr ihr Geschlecht; aber ihr Volk blieb ihr nicht weniger getreu; und ließ ihr so viel Gewalt über sich, daß sie einmal fast mit ihrer blossen Gegenwart einen gefährlichen Aufruhr stillte. Sie saß eben, und ließ ihre Haare flechten, als man ihr den Aufruhr anzeigte. Mit dem halb fliegenden Haare stürzte sie unter die

Aufrührer, und gebot Stille. Alles gehorchte. Sie hörte die Ursache der Empörung, schafte den Beleidigten Recht, und gieng nicht eher vom Plaze, bis alles besänftigt war.

Sie vermehrte ihr Ansehen durch Eroberungen. Schon zu ihres Mannes Zeiten, hatte sie gezeigt, daß sie den Krieg nicht scheute. Nun zog die Königinn selber aus, an der Spize ihres Heers, und eroberte Ethiopien, einen grossen Strich Landes gegen Mittag, mit unglaublichem Muth und Glück. Sie wollte noch weiter, und auch Indien das ihr mehr gegen Morgen lag, sich unterwerfen. Darum gieng sie mit einer unzählichen Armee bis zu den Ufern des Indus, welcher die Gränze zwischen Indien und ihrem Reiche bestimmte. Die Asiatischen Indianer, oder Ostindier waren auf der andern Seite gelagert. Sie fühlte die ganze Schwierigkeit, über den grossen Fluß zu kommen; ließ aber sich durch nichts erschrecken. Ihr Heer wurd' in kleine Barken gesezt; und so griff sie die Indianer muthig an. Beym ersten Angriffe gelung es ihr. Viele hundert feindliche Barken wurden versenkt, und die Indianer verliessen das Ufer. Ihr Muth wuchs; sie ließ eine Brücke über den Indus schlagen; drang tiefer ins Land, und hofte, den Krieg mit einem Haupttreffen zu endigen. Die Indianer

hatten

hatten sich indessen wieder versammelt, und nun stunden die beyden Armeen auf dem Trocknen gegen einander. Die Indianer hatten eine Hülfe, die Semiramis nicht hatte. An der Fronte des Indianischen Heers war eine Reihe von Elephanten, welche nicht allein auf ihren Rücken ganze Thürme voll Krieger trugen, sondern auch mit ihrem Rüssel und mit ihren Füssen alles zerschlugen, was sie erreichen konnten. Wurden diese Thiere gereizt, so nahm ihre Wuth und Kraft noch mehr zu. Die Pferde wurden bey ihrem Anblicke scheu, und die Menschen selbst vermochten ihn nicht zu ertragen. Semiramis kannte die Uebermacht der Indianer in diesem Stücke. Sie wollte ihnen etwas ähnliches entgegenstellen, und nahm Cameele, mit Häuten in Gestalt der Elephanten bedeckt, und beladen mit gewafneten Männern. Der Einfall war unglücklich. Die Indianer erschraken Anfangs über diese Maschinen, die sie für würkliche Elephanten hielten. Da sie aber durch einen Ueberläufer erfuhren, was es wäre, giengen sie tapfer darauf los. Der erste Anfall machte die Cameele scheu; sie stürzten zurück, und brachten ihr ganzes Heer in Verwirrung. Nach einem kurzen Treffen floh alles der Brücke zu, Semiramis und ihr Volk. Unzähliche fielen im Drang, von der Brücke hinunter; und die Königinn, die selbst verwundet war,

entrann nur mit einem sehr geringen Haufen. Um diesen wenigstens zu retten, warf sie die Brücke hinter sich ein; der König der Indianer verfolgte sie nicht weiter. Sie kehrte nach diesem unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmung, wieder in ihr Reich, und gab den Gedanken der Eroberung Indiens auf.

Während ihres Zugs nach Ethiopien hatte sie das Orakel um ihr Schiksal befragt. Es hatte geantwortet: sie müßte sterben, wenn ihr Sohn ihr nach dem Leben stünde; sollt' aber nach ihrem Tode vergöttert werden. Das Orakel schien seiner Erfüllung nah, da sie von dem Indischen Zuge zurück kehrte. Ninyas hatte wirklich eine Verschwörung im Sinn; daran nahmen etliche Grosse des Reichs Antheil. Sie erfuhr's; aber, durch das Orakel geschreckt, wollte sie lieber die Krone niederlegen, als sich in Gefahr des Lebens stürzen. Sie übergab die Regierung dem Ninyas freywillig; wurde bald darnach den Augen der Menschen entrückt, und erhielte eine Statue, die man zum Andenken des gestillten Aufruhrs ihr errichtete, völlig in der kriegerischen Stellung, und dem halb fliegenden Haar, womit sie den Aufrührern sich gezeigt hatte, und einige Völker verehrten sie in Gestalt einer Taube. Sie starb ohngefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt, zu

Abrahams Zeiten; und hatte 42 Jahre nach dem Tod' ihres Gemahls regiert.

Ninyas machte bald, daß man Semiramis zurück wünschte. Seine Mutter hatte ihn, aus Furcht, durch ihn vom Thron gestürzt zu werden, in aller nur erdenklichen Asiatischen Weichlichkeit erziehen lassen. Er brachte seine ganze Jugend unter den Weibern und in den Wollüsten des glänzenden Hofs zu. Seine Seele wurde entmannt. Er verschloß sich in seinen Pallast, und schämte sich zu sehr vor Männern, um sich ihnen zu zeigen. Seine Nachkommen machten's eben so; daher man kaum den Namen einiger davon ahndet. Der lezte, welcher von diesem Stamme des Belus bekannt ist, wurde nur durch sein Unglück berüchtigt. Er hieß Sardanapal, und regierte beynahe 800 Jahre vor Christi Gebnrt. Wollüstiger und weicher, hat niemals noch ein König auf einem Thron gesessen. Er überließ das Reich seinen Dienern, und jedem, wer's wollte; kaum erlaubt' er diesen, ihm sich zu nah'n, aus Furcht, sie möchten im Kreis seines Vergnügens ihn stöhren. Er verbrachte den ganzen Tag unter Mädchen, unter denen er geschminkt und gepuzt wie sie, zu sizen, mit denen er zu spielen, und sogar alle weiblichen Arbeiten zu theilen pflegte. Seine Bedienten argwöhn-

zwar in ihm einen schlechten, unthätigen Mann; aber, wie oft von den unwürksamsten Menschen die Zurückhaltung etwas Grosses vermuthen läßt, so glaubten sie dennoch, Sardanapal könnte vielleicht in seiner Einsamkeit die ganze grosse Maschine lenken, die sich unter ihm bewegte. Diese Meinung erhielt ihn noch einige Zeit; bis einer von seinen Kriegsbedienten, Namens Arbaces, einst mit vieler Mühe vor ihn gelassen wurd', und ihn da sizen sah' in dem weibischen Puz, unter den Mädchen, denen er Wolle zum Spinnen austheilte. Nun fiel der kleine Rest von Ehrfurcht auf einmal hin. Arbaces gieng, den Verdruß in der Seele, zu seinen Soldaten, und sagte ihnen alles, wie er den König getroffen hatte. Unsre Vorfahren, sagt' er, waren so stolz auf ihren Werth und auf ihre Thaten, daß selbst Semiramis, mit aller ihrer weiblichen Grösse, bloß, weil sie ein Weib war, den Thron nicht anders, als durch List, besteigen konnte. Und wir brave Männer dienen einem König, der schwächer ist, als ein Weib?

Die ganze Armee wurde unwillig, und beschloß einmüthig, nicht länger einem so verächtlichen Könige zu dienen. Arbaces stellte sich mit zween Mitverschwornen an ihre Spize, und bald trennte sich das ganze Land vom Könige. Da der König

des Aufruhrs inne ward, verkroch er sich anfangs in seinen Pallast; nach und nach aber ermannt' er sich wieder, zog einige Truppen zusammen, und schlug die Aufrührer. Diese bekamen neue Hülfe; und er wurd' endlich besiegt. In der Angst, warf er sich in die Hauptstadt Ninive. Die schien unüberwindlich, und ein Orakel hatte den König in seinem Glauben noch mehr durch den Ausspruch bestärkt, daß Ninive nicht erobert werden könnte, bis der Tigerfluß ihr Feind würde. Sicher, daß dieses nie geschehen würde, hielt er die Belagerung einige Jahre lang aus, bis auf einmal die Nachricht kam, daß der Fluß einen grossen Theil der Stadtmauer in einer Ueberschwemmung weggerissen hätte. Diesen Zufall hielte der König für eine Erfüllung des Orakels, und nun verlohr er alle Hofnung zu entkommen. Wie nun zum äußersten getriebene Feigheit in Wuth auszugehen pflegt, so faßt' er den rasenden Entschluß, sich, und seine Weiber, Kinder, Geliebten, Reichthümer, und den ganzen Pallast zu verbrennen. Er ließ einen Scheiterhaufen aufrichten und stürzte sich mit seinen Weibern in die Flammen.

Nach seinem Tode theilten sich die drey Verschwornen in seine Verlassenschaft. Der eine bekam Babylon, mit einem Theil von Assyrien,

der andere Ninive, mit einem andern Theil von Assyrien, Arbaces bekam Meden.

Alle diese Reiche wurden nachher von den Medischen Königen, bis auf Babylon, wieder zusammengebracht; ich will sie also mit der Geschichte der Könige, die bis dahin in dem getheilten Assyrien herrschten, nicht verwirren. Es sind ohne dieß keine sehr merkwürdige unter ihnen, als etwa Salmanaßar, unter welchem Tobias in der Jüdischen Gefangenschaft lebte; Sanherib, dessen Armee vor Jerusalem auf eine wunderbare Art umkam; Nebukadnezar, der erste, unter welchem Holofernes von der Judith ermordet wurde; Nebukadnezar der zweyte, unter welchem Daniel weissagte; und Belzazar, unter welchem die unsichtbare Hand die berufne Weissagung an die Wand schrieb. Von der ganzen Geschichte aller dieser Könige weiß man nicht sehr viel, als was ihre Händel mit den Juden betrift. Ich erzähl' ihnen also nur die Medische, wo sich bald alles wieder vereinigte, was Sardanapal besaß.

Arbaces wollte oder konnte das Medische Reich nicht behaupten; wenigstens wurden die Meder nicht lange nach ihm wieder frey, und lebten ohne Herren. Es gehört in einer Nation mehr

männliche Tugend, Gerechtigkeit und Stärke dazu, Freyheit zu tragen, als die Meder damals hatten. Sie verfielen bald in ihre alte Wildheit. Kein Recht, keine Ordnung war mehr unter ihnen. Wollt' einer ein Haus, so vertrieb er den Eigenthümer; wollt' er ein Weib, so schlug er den Mann todt; da kamen andere, und nahmen's ihm wieder; und lange war nichts unter ihnen, als Verwirrung, Todtschlag, Raub, und alle Arten von Lastern. Sie wohnten alle in einzelnen Dörfern, fühlten alle ihr Elend, hatten aber alle nicht Kraft und Weisheit genug, Gerechtigkeit zu seh'n, und für sie ihren Lüsten zu entsagen.

In dem gemeinen Elend stund ein Mann unter ihnen auf, der allein die Kraft hatte und die Weisheit. Der Mann hieß Deioces. Er war gerecht gebohren, und sein Gefühl des Rechts und Unrechts gab ihm Weisheit. Er machte sich durch seine Enthaltung von allem Unrecht, durch seine Verachtung aller Vortheile, die andern Schaden bringen konnten, durch seine männliche Tugend, bekannt. Da er gerecht gegen sie war, so gewann er bald das Vertrauen seiner Mitbürger. Sie brachten ihre Streitigkeiten vor ihn, holten Rath bey ihm, entdeckten ihm alles, was sie angieng. Er sprach so billige

Urtheile, und gab ihnen so nüzliche Anschläge, daß sie ihn bald freywillig zu ihrem Richter wählten. In dieser Stelle maßt' er sich grössere Dinge an; gab ihnen Geseze, und machte allerley Anordnung unter ihnen, wobey sie sich jederzeit so wohl befanden, daß sie sein Ansehen und die daher entstandene Einschränkung willig trugen. Die benachbarten Medischen Ortschaften sahen mit Erstaunen, wie ruhig und glüklich diese Leute beysammen wohnten. Sie bekamen ein eben so grosses Vertrauen zum Deioces, als seine Mitbürger. Aus ganz Meden kamen Leute ihn um Rath zu fragen, von ihm Gerechtigkeit zu lernen, und ihre Streitigkeiten seinen Aussprüchen zu unterwerfen. Immer giengen sie zufrieden von ihm.

Der Zulauf wurd' indessen zu groß. Deioces konnt' in den ewigen Zerstreuungen unter fremden Händeln sein Leben nicht mehr geniessen. Er sah dabey, daß, wenn er gleich täglich noch so viele Händel unter Privatpersonen schlichtete, doch in das Ganze keine zusammenhängende Ordnung zu bringen wäre. So wurd' er des undankbaren Geschäfts überdrüßig, entzog sich den Menschen, legte seine Stelle nieder, und ließ keinen mehr vor sich.

Die Meder empfanden in kurzer Zeit, wie viel sie dadurch verlohren hatten. Sie fielen wieder in ihre alte Verwirrung, und da sie unter Deioces gelernt hatten, was sie zuvor kaum geahndet, daß ein weiser König allein das Volk in dem Mittelpunkt zwischen Freyheit und Zügellosigkeit halten könne, so beschlossen sie, sich einen König zu wählen.

Die Wahl fiel natürlich auf Deioces, und Deioces nahm die Regierung an.

Nicht lange, so erfuhr der neue König der Meder, wie groß der Unterschied zwischen der Regierung eines kleinen Dorfs und eines grossen Landes sey. So leutselig und offen er vordem gegen seine Mitbürger gewesen, so geheim und ernst wurd' er nun, da die ganze Nation sich ihm unterwarf. Er glaubte, sie nach einem andern Plan regieren, und sich selber vor den Nachstellungen der Mißvergnügten sichern zu müssen. Er ließ die Stadt Ecbatana erweitern, und sich einen Pallast bauen, in welchen er sich verschloß. Niemand durfte sich mehr ihm nahen, als seine Vertrautesten, und auch die mußten immer vor ihm in einer knechtischen Ehrfurcht stehen, ohne iemahls zu lachen, oder zu husten. Alle Vorträge und Bitten der Unterthanen muß-

ten erst durch die dritte Hand zu ihm kommen, und seine Rechtsprüche und Entscheidungen, kamen auf eben dem Weg erst wieder zu den Unterthanen. Dem ungeachtet blieben ihm die Meder treu und gehorsam bis in seinen Tod, und liessen seinen Sohn Phraontes ihm ruhig folgen.

Phraontes scheint nicht so geneigt zu den bürgerlichen Regententugenden gewesen zu seyn, als sein Vater. Kaum war er auf den Thron gekommen, so fieng er Krieg mit den benachbarten an. Sein erster Krieg war mit den Persern. Von ihnen kehrt' er zu den Assyrern. Da wandte sich sein bisheriges Glück; der König der Assyrer schlug ihn, verfolgte ihn, und ließ ihn, als seinen Gefangenen, mit Wurfpfeilen ermorden.

Sein Sohn Cyaxares entrann der Gewalt des Siegers, rächte den Tod seines Vaters, überwand die Assyrer, und befreyte sein Volk. Er würde seine Siege noch weiter ausgedehnt haben, wenn nicht die Scythen, ein freyes, wildes Volk, das in der mitternächtigen Gegend Asiens wohnte, ihn unterbrochen hätten. Die überschwemmten fast ganz Asien, und brachen auch in Meden ein. Cyaxares wollte sich ihnen widersezen; aber sie schlugen ihn aus dem Feld', und blieben Herren von ganz Meden. Ihre Herrschaft dauerte

etliche zwanzig Jahre, und schon waren sie mit den Medern so gemein, daß sie Theil an allen ihren Festen nahmen. Die Meder haßten sie aber heimlich, und an einem ihrer Feste, schlugen sie alle die vornehmsten Anführer todt, in einem Abend. Die andern flohen, und suchten Schutz bey den benachbarten Königen, von denen sie willig angenommen wurden, weil diese durch sie die Meder zu bezwingen hoften. Cyaxares sahe ihre Absicht. Er brachte seine Meder alle zusammen, und vertheidigte sein Land so gut als er konnte. Nach einigen Jahren war er auf dem Punkt, durch eine entscheidende Schlacht alles zu verlieren, oder alles zu gewinnen. Die Scythen und ihre Freunde waren ausgerückt, und die Schlacht hatte schon ihren Anfang genommen, als auf einmal, eine fürchterliche Sonnenfinsterniß, den hellen Mittag, in die Nacht verwandelte. Die Meder wußten, so wenig als die Scythen, daß der Zufall eine blosse Folge des Mondenlaufs und seiner Stellung gegen die Sonne sey. Sie glaubten es wär' ein Wink Gottes, und auf einmal zogen beyde Heere zurük, und die Könige machten Frieden.

Cyaxares hatte über den Einfall der Scythen und über die langen Kriege mit ihnen und seinen Nachbaren die Grausamkeit des Assyrischen Kö-

nigs gegen seinen Vater so wenig vergessen als seine Rache. Er fiel ihm wieder ins Land, und fieng an, seine Hauptstadt Ninive zu belagern. Er war auch so glüklich, sie zu erobern, und auf die Art Sardanapals Verlassenschaft, das einzige Babylon ausgeschlossen, wieder zu vereinigen. Er starb nicht lange darnach, und hinterließ dieses neue Assyrische Reich seinem Sohn Astyages, von welchem man nicht mehr weiß, als daß er seine Tochter Mandane an einen Perser, des Cyrus Vater verheyrathet, und daß er der lezte König der Meder gewesen ist. Das wär' also die erste Epoche der Weltgeschichte, der Anfang und das Ende des Assyrischen Reichs. Sie haben gehört, wie dasselbe Belus gestiftet, von Ninus und Semiramis erweitert worden; wie der lezte von Belus Stamm, Sardanapal es verlohren, wie es nach diesem vertheilt, und unter Cyaxares und Astyages wieder so weit vereinigt worden, daß nur die Stadt Babylon mit dem dazu gehörigen Lande noch fehlte.

Ende der Assyrischen Geschichte.

Geschichte der Perser.

Persien heißt in der heiligen Schrift Elam, und der König, welchen Abraham überwand, war ein König dieser Nation. Die Persische Geschichte ist aber überhaupt vor dem Cyrus sehr dunkel. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Persien, auch vor dem Phraotes, schon den Assyrischen Königen unterworfen. Man nennt zwar einige alte Könige der Perser; aber was nüzt es, ihre Namen zu wissen? und mehr weiß man von ihnen nicht; auch die erräth man nur. Lassen sie uns also immer annehmen, daß Persien bis zu Astyages Zeiten unter den Assyriern und Medern gestanden hat.

Wie dieser lezte König seine Tochter an einen Perser verheyrathet, wie er seinen Enkel Cyrus umbringen lassen wollen, wie dieser erret, tet worden, wie er endlich seinen Großvater bekriegt und vom Thron gestossen: das habey sie in dem Umriß der Geschichte schon gehört.

Mit Astyages hörte also das erste bekannte Hauptreich der Assyrer auf, und Persien fieng mit Cyrus an ein Hauptreich zu werden.

Cyrus ist ein grosser, sehr merkwürdiger Mann gewesen. Die Erziehung der Perser war rauh und männlich, und geschikt, großgebohrne Menschen zu dem zu machen, wozu die Natur sie bestimmte. Der Staat sorgte selbst für die Erziehung der Vornehmsten und schränkte sie in vortrefliche Geseze ein.

In der Hauptstadt war ein grosser Plaz, wo täglich die Zusammenkunft aller derer gehalten wurde, die der Staat erzog, und die künftig die ersten Stellen darinn haben sollten. Der Plaz war in vier Theile getheilt; einer für die Alten, einer für die Männer, der dritte für die Jünglinge, und der vierte für die Kinder. Jeder Theil hatte seinen Aufseher.

Bis ins sechszehende oder siebenzehende Jahr blieben die jungen Perser, die da erzogen wurden, in dem Theil der Kinder. Da lernten sie mit Pfeilen schiessen, Wurfspiesse werfen, laufen, kurz alle diesem Alter angemessene Uebungen des Körpers; allen Werth der Seele: Gehorsam, Sitten, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit. Das Beyspiel der Alten that das meiste; die strenge Beobachtung der Geseze vieles. Mit dem Tage mußten die Kinder auf dem Plaz in ihrem Viertel erscheinen. Jeder brachte sein

Essen von Hause: Brod, und Kressen zum Zugamüs, und ein Krüglein zum Wasser. Damit mußten sie sich begnügen. Ausser dem lernten sie Recht und Gerechtigkeit. Nicht, wie wir, aus Büchern; sondern gleich in der Anwendung. Schon als Kinder wurden sie zu Richtern unter ihren Mitschülern gesezt, und mußten da alle die kindischen Händel, die unter ihnen vorfielen, schlichten, Zänkereyen, Anbringereyen, Diebstähle, sogar die Undankbarkeit; denn: der Undankbare, sagten die Perser, achtet weder Götter, noch Eltern, noch Freunde, noch Vaterland. Die Aufseher gaben acht auf die Urtheilsprüche, und straften oder belehrten den, der nicht nach dem Recht oder nach der Billigkeit sprach. Cyrus wurde selbst einmal um eines solchen Spruchs willen bestraft. Ein grosser Bube hatte nehmlich einen kurzen Rock an, und ein kleiner Bube einen langen, in welchen er hinein wachsen sollte. Der grosse Bube nahm dem kleinen seinen Rock wider dessen Willen, und gab ihm seinen. Die Sache wurde vor das Kindergericht gebracht. Cyrus sollte sprechen. Er sprach: der grosse Bube hätte Recht gethan, denn der lange Rock passe ihm besser, so wie der kurze dem kleinen besser anstünde. Sein Lehrer bestrafte ihn aber, und lehrte ihn, daß er nicht da size zu sprechen, was sich für jeden schicke, sondern was nach Gesezen und Rechten jedem zukomme.

Waren die Kinder bis in das sechszehnde oder siebenzehende Jahr so erzogen, so wurden sie unter die Jünglinge gethan, wo sie zehn Jahre bleiben mußten. Ihre Erziehung war, viel härter. Sie mußten des Nachts bey den öffentlichen Gebäuden und Pläzen bleiben, theils zur Wacht und Sicherheit, theils um sich stark und männlich zu machen. Am Tage mußten sie immer um die Magistratspersonen seyn; wenn's aber zur Jagd gieng, so wurde dem Anführer ein Theil von ihnen mitgegeben. Die Jagd war überhaupt ihre vornehmste Uebung, weil sie die Jünglinge geschickt, muthig, dauerhaft, vorsichtig, geduldig macht, schnell zum Verfolgen, kühn zum Angreiffen, männlich zum Aushalten. Jeder bekam auf die Jagd sein Brod und Zugemüs, zwar mehr als die Knaben, aber nichts anders; es wäre denn, daß sie ein Wild erlegt; das durften sie essen, obgleich nicht unter dem Jagen, sondern, wenn sie Abends still liegen, und den Tag oder das Wild abwarten mußten; dann erst durften sie essen. Des andern Morgens mußten sie wieder fort, und ohne zu essen wieder jagen bis Abends. Die zween Tage rechneten sie dann für Einen, weil sie nur Einmal gegessen hatten. In der Zwischenzeit, wo sie nicht jagten, mußten sie alle Uebungen der Knaben mitmachen; oft hatten sie auch öffentliche Kämpfe und Spiele. Das Volk sahe zu, und

und lobte nicht sowhl die Jünglinge, die sich am besten hielten, als vielmehr ihre Lehrer, und auch nicht die allein, die sie in den Jünglingsjahren hatten, sondern die zugleich mit und vornehmlich, von denen sie als Knaben erzogen worden. Das alles war dabey kein blosses Spielwerk. Die Jünglinge mußten würklich das Land bewachen; mußten, wenn ein feindlicher Einfall drohte, mit ins Feld; wenn sich Räuberbanden zeigten, mußten sie sie aufsuchen und verfolgen. Mit Einem Worte, sie machten eine kleine leichte Miliz aus, und waren eben deswegen desto leichter zu erziehen, weil sie alles, was sie lernten, anwendeten, und nicht blos für die Schulen, wie unsere Buben, sondern für den Staat arbeiteten. Auch jammerten die Mütter nicht gleich, wenn etwa einer ihrer Jungen einen Stoß bekam, oder eine Wunde, oder einen Arm oder Fuß zerbrach. Sie wollten Männer haben, nicht ewige Kinder; — und jammerte eine, so achtet' es der Staat wenig, denn der ganze Staat war männlich!

Im sechs bis sieben und zwanzigsten Jahr kamen die Jünglinge unter die Männer; da blieben sie bis ins funfzigste. Die Männer waren zwar auch noch zum Kriege bestimmt, aber vorzüglich nur in denen Fällen, wo zugleich gesezter Muth und Stärke nöthig war. Aus ihnen wurden auch

alle obrigkeitliche Personen, ausgenommen die Lehrer, gewählt. Diese nahm man blos aus den Alten. Die Alten hingegen dienten nicht mehr im Krieg, ausser wenn die Nation in ihrem Lande angegriffen wurde. Ihre Hauptbeschäftigung war, die Kinder zu unterrichten, Recht zu sprechen, und zu rathen.

Auf diese Art nun wurde auch Cyrus bis zum männlichen Alter erzogen.

Sein Großvater Astyages hatte seinen Traum bald vergessen. Die Weisen seines Reichs sahen gleich, sobald Cyrus entdeckt worden war, daß der König ihn liebte; sie furchten sich dabey vor Cyrus Mutter, wenn sie den König in seinem ersten Entschluß, den Cyrus auch da noch zu tödten, da er ihm wieder vorgestellt wurde, bestärkt hätten. Sie bemühten sich lieber, ihm seine Furcht auszureden. Dein Traum, sagten sie, ist erfüllt. Cyrus ist von den Jungen zum König erwehlt worden; du brauchst ihn nicht mehr zu fürchten. Astyages war leicht zu überreden. Anstatt den Cyrus weiter zu verfolgen, wünscht' er vielmehr ihn immer um sich zu haben, und als er kaum etliche Jahre wieder in Persien war, und sich unter der Erziehung dieser vortreflichen Nation gebildet hatte, ließ er ihn mit der Mandane, seiner Mutter, zu sich rufen.

Mandane kam ungern; sie getrauete sich aber nicht, ihrem Vater ungehorsam zu seyn. Der junge Cyrus, welcher damals etwa zwölf Jahre zurück gelegt hatte, und unter den Persern ein so rauhes und männliches Leben gewohnt war, konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er an dem Hofe des Astyages alles so weibisch gepuzt und geschmückt sah. Astyages saß, da er ankam, auf seinem Stuhl in aller Pracht und Glanz seiner Nation. Seine Backen, seine Lippen, seine Stirne waren gemahlt, die Augenbraunen und Haare gefärbt; Er hatte goldene Ketten um den Hals, Armbänder an den Händen; kurz alles, was die Begierde zu gefallen, dem eitelsten Weib eingeben konnte. Cyrus sprang, so bald er in das Zimmer trat, auf den gepuzten Alten zu, fiel ihm um den Hals, und rief: O was ich für einen schönen Großvater habe! Seine Mutter fragte ihn lächelnd: ob er denn schöner wäre, als sein Vater? Unter den Persern, antwortete Cyrus, ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich noch keinen gesehen, der so schön wär, als mein Großvater.

Der Alte war entzückt über die Antwort. Er küßte den kleinen Buben, und gab ihm auch goldene Ketten, und Armbänder, und Kleider, und Pferde. Cyrus freute sich über den ungewohnten

Puz; aber die Pferde waren ihm am liebsten, weil man in Persien wegen des bergigten Bodens wenige führt.

Beym Abendessen mußte der kleine Junge neben dem Alten sizen. Man trug allerley Speisen auf, und sezte sie dem König und dem Cyrus vor. Dem Cyrus, der an die Mäßigkeit der Perser gewohnt war, dünkte das alles besonders. Er sah lange zu. Endlich aber sagt' er zum alten König: Aber lieber Großvater! Du hast doch schrecklich viele Mühe, satt zu werden, wenn du von dem allem essen mußt. Astyages lachte, und sprach: glaubst du denn, kleiner Junge, daß nicht dieses viel besser ist, als eure persische Mahlzeiten? Ich weiß nicht, antwortete Cyrus; aber wir werden viel geschwinder und leichter satt, als ihr. Uns ist Brod und Fleisch genug, um satt zu werden; ihr aber, ach! was braucht ihr für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt! -- Wunderlich, sprach der Alte, das macht uns keine Mühe; wir thun das gern, und versuchs nur einmal: du wirst bald es selbst gut finden. Mich dünkt aber doch, rief Cyrus, daß du selbst die Sachen alle nicht recht leiden kannst. Und weswegen glaubst du das? fragte Astyages. Weil ich sehe, sagte Cyrus, daß du die Hand nie abwäschest, wann du das Brod angreifst, aber so bald du sie in die

Brühen getunkt hast, so trocknest du dich wieder ab. --- Gut, sagte der Alte, so iß nur von dem Fleische, damit du grösser wirst. Er legte ihm dabey allerley vor. Cyrus wußte nicht, wie er das alles essen sollte, und fragte den Alten, ob er nun mit dem Fleisch alles thun dürfe, was er wolle? Der Alte erlaubt' es ihm: da nahm ers und gabs den Dienern des Königs. Dir, sagte er, geb' ich das, weil du mich reiten lehrest; dir, weil du meinem Großvater hübsch aufwartest; dir, weil du meine Mutter wohl bedienst. Dem Mundschenken Sakas allein gab er nichts. Dieser Sakas mußte ausserdem in dem Vorzimmer des Königs stehn, und die Leute einführen, oder abweisen, die zum Könige wollten. Der Alte liebte ihn sehr, und fragte den Cyrus im Scherze: Warum denn giebst du diesem nichts, den ich doch so lieb habe? Und warum hast du ihn so lieb? fragte Cyrus. Siehst du nicht, antwortete der König, wie schön er den Wein eingießt, und kostet, und mir zureicht? --- O, rief Cyrus, das kann ich so gut, als er, und noch besser; denn ich will dir den Becher nicht halb austrinken, wie er. Darauf nahm er die Schale, goß den Wein aus, und reichte sie dem König. Aber, sprach der Alte, du mußt auch den Wein erst kosten. Dafür bedank ich mich, rief der Kleine, denn ich weiß, es ist Gift darinn. Ich habe neulich bey deinem Gast-

mahl wohl gesehen, daß er euch Gift einschenkte. -- Und wie das? rief der Alte. --- Wißt ihr nicht mehr, wie ihr von Verstand und Sinnen kamt, so bald er euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm! wie habt ihr untereinander geschrien und gelacht! Die Sänger schrien sich die Kehle ab; kein Mensch verstand sie; und doch rieft ihr alle: Wunder! So lange ihr saßt, sprach jeder von seiner Stärke; so bald ihr aber aufstuhndet zum Tanzen, fielt ihr über eure eigene Füsse. Ihr wußtet alle nicht mehr, was und wer ihr seyd; du nicht, daß du König bist, und die nicht, daß sie Unterthanen sind. -- Aber, sprach Astyages, wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie? -- Nie! Und was thut er denn? -- **Er hört auf zu dürsten, sonst nichts; aber es ist kein Wunder, denn er hat keinen Sakas bey sich.** -- Was hast du aber immer gegen den Sakas? sprach der Alte. O, rief Cyrus, ich kann ihn nicht leiden. --- Wenn ich zu dir will, so steht er immer da, und jagt mich fort; bald heißt es, du hättest zu thun, bald, du sässest im Bad, und was weiß ich mehr. Laß mich nur einmal drey Tage lang mit ihm machen, was ich will. --- Und was wolltest du thun? Ich will mich auch vor die Thüre stellen, und wenn er zum Essen gehen will, dann will ich ihm sagen: das Essen hat jezt nicht die Zeit, oder es ist spazieren

gegangen, oder es sizt im Bade. — Diese und hundert andere Naivetäten von der Art machten den Cyrus bey dem Alten sehr beliebt. Er behielt ihn lange bey sich, ließ ihn reiten lernen, jagen, und erlaubte ihm alles, was er machen wollte. Cyrus wurde von Tage zu Tage männlicher und beliebter bey allen, und da er endlich so gar in einem kleinen Treffen mit den Benachbarten sich vor allen andern hervorgethan hatte, so wurd' er der Abgott des ganzen Volks.

Harpagus, welcher den jungen Cyrus bey seiner Geburt hatte umbringen sollen, sahe gern, daß die Nation sich an den Cyrus hieng. Er suchte selbst seine Freundschaft, hütete sich aber sehr, ihm damals noch seine Absicht merken zu lassen. Nach etlichen Jahren aber, da Cyrus zum männlichen Alter gekommen war, und sich nicht allein bey den Persern beliebt gemacht hatte, sondern auch anfieng über die alte Beleidigung seines Großvaters nachzusinnen, da schiens ihm Zeit sich zu entdecken. Er schrieb ihm also sein Vorhaben, daß er das Medische Reich ihm unterwerfen wollte. Cyrus war gegen seinen Großvater erkaltet, so bald er im Stande war, die eigentlichen Umstände seiner ersten Lebensjahre zu überdenken. Er war dabey viel zu thätig, um länger in dem Privatstande bleiben zu können, und stund also nicht

einen Augenblick an, dem Winke zu folgen, den ihm Harpagus gegeben hatte. Sein Vater und seine Mutter waren gestorben. Die Perser, der medischen Herrschaft überdrüßig, ermunterten ihn, sie an sich zu ziehen. Die Gelegenheit war vortreflich. Er machte sich auf, und es gelung ihm nach Wunsch. Astyages tödtete, so bald er des Cyrus Unternehmen erfuhr, alle die Weisen, die ihm gerathen hatten, den Cyrus am Leben zu lassen. Hätt' er den Harpagus auch getödtet, so würde Cyrus vielleicht Mühe gehabt haben, seinen Anschlag auszuführen. Da er aber diesen nicht allein leben ließ, sondern ihm so gar die Vertheidigung seines Reichs auftrug, so wurd' es dem Cyrus leicht, sich ganz Medien zu unterwerfen. Er sezte sich also auf seines Großvaters Thron, begnügte sich aber, diesen in der Gefangenschaft zu erhalten, bis er starb.

Dieses war der Anfang des persischen Hauptreichs. Es war damals noch klein; aber die Benachbarten, die den Cyrus kannten, und von seiner tapfern Nation ungleich mehr befürchteten, als von den weichlichen Medern, glaubten dennoch gleich Anfangs, dem Sieger Schranken sezen zu müssen.

Der erste, welcher Miene machte, dem Cyrus Einhalt zu thun, war der König von Armenien. Sein kleines Volk war den Medern unter dem Astyages zinsbar. Als Astyages von dem Thron gestossen worden, wollten sie den Tribut nicht mehr zahlen; sondern machten insgeheim mit andern benachbarten Königen ein Bündniß wider den Cyrus. Dem wachsamen König der Perser war ihre Absicht nicht verborgen. Er stellte sich aber, als wenn ers nicht merkte, und rückte mit seinem Volk, unter dem Vorwand einer Jagd, bis an die Gränzen. Der König von Armenien dachte an nichts weniger, als daß Cyrus, der kaum sich in Medien festgesezt hatte, sich nur einfallen lassen würde, ihn anzugreifen. Eh' er sich's aber vermuthete, war Cyrus mit seinem ganzen Heer mitten im Lande. Der König von Armenien wollte mit den Seinigen in sein Schloß flüchten; Cyrus aber schnitt ihm den Weg ab, und bekam die ganze königliche Familie gefangen.

Es war dem Sieger mehr darum zu thun, sich Freunde und Bundsgenossen bey den Benachbarten zu machen, als durch Mißbrauch seiner Siege sich in ewigen Streit zu verwickeln. Er ließ also die königliche Familie vor sich führen, und hielt mit dem König eine Unterredung, die ein so interessantes Muster der Einfalt und der edlen Den-

kungsart der ältern Zeiten ist, daß ich mich nicht enthalten kann, sie ganz herzusezen. Ich schreibe diese Geschichte mehr für ihr Herz, als für ihr Gedächtniß; und darum werd' ich vieles, was das Gedächtniß nur überladet, übergehn, aber bey den kleinen Begebenheiten, die zur Kenntniß der Menschen, zur Erweiterung des Herzens, zur Eröffnung neuer Aussichten dienen, mich desto länger aufhalten.

So bald Cyrus gehört hatte, daß der König und seine Familie gefangen worden, ließ er bekannt machen, daß er nicht gekommen sey, jemanden etwas zu leide zu thun, sondern, daß vielmehr alle zusammen kommen und anhören mögten, was er mit ihrem Könige vornehmen wolle. Das Armenische Volk blieb also versammelt. Er ließ einen Krais schliessen, und den König nebst seiner Familie in den Krais treten. Da es still geworden, fieng Cyrus an:

König der Armenier! du siehst, daß ich nun Herr von deinem Lande bin; ich fodere dich also zur Rechenschaft, und ermahne dich, in allem, was ich dich fragen werde, die Wahrheit zu sagen, damit du zum wenigsten den verhaßtesten Vorwurf, Unwahrheiten gesagt zu haben, vermeidest. Du weißt, Lügen werden am schwersten

vergeben; und hier stehen deine Weiber, deine Kinder, dein ganzes Volk um dich. Alle wissen so gut als du, was du gethan hast; wirst du nun die Unwahrheit sagen, so werden alle sehen, daß du dich selbst zur härtesten Strafe verurtheilst, die ich dir anthun werde, wenn ich dich falsch befinde.

Rede, sprach der Armenier. Ich will dir die Wahrheit sagen, es folge daraus, was es wolle.

Hast du nicht, sprach Cyrus, vor diesem einmal mit meinem Großvater und den Mediern Krieg geführt? Ja. --- Bist du nicht überwunden worden, und hast ihnen zugesagt, Tribut zu geben, ihnen in ihren Kriegen beyzustehen, und keine Festungen mehr anzulegen? --- Ja!

Warum denn hast du nun den Tribut versagt, Bündnisse wider die Medier geschlossen, und Festungen erbaut? --- Ich wollte mich wieder von eurer Gewalt befreyen, antwortete der gefangene König; denn es dünkte mir schön, frey zu seyn, und meine Kinder Freyheit erben zu lassen.

Es ist schön, sagte Cyrus, zu kämpfen für die Freyheit; wenn aber einer überwunden worden, oder sonst in die Sclaverey gefallen ist, und er will nachher sich seinem Herrn wieder entziehen, hältst

du den für einen guten und rechtschaffenen Mann, oder strafst du ihn seiner Ungerechtigkeit wegen, wenn du ihn wieder in deine Gewalt bringest? --- Ich straf' ihn, antwortete der König, denn ich muß dir die Wahrheit sagen.

Antworte weiter, fuhr Cyrus fort, was ich dich frage. Wenn einer, dem du Gewalt gegeben hast, sich vergeht, nimmst du ihm seine Stelle, und sezest einen andern für ihn, oder läßt du ihm seine Gewalt? --- Ich sez' einen andern an seine Stelle. --- Wenn er viel Geld erworben hat, läßt, oder nimmst du's ihm? Ich nehm's ihm. Wenn er aber gar zu deinen Feinden übergehen will, was thust du dann? --- Was soll ich sagen? Ich laß ihn umbringen. Ich will doch lieber mit Wahrheit sterben, als mit Lügen!

Der König von Armenien hatte einen Prinzen, welcher vor diesem mit dem Cyrus, da er sich noch bey seinem Großvater aufgehalten, oft auf die Jagd gegangen, und sein Freund gewesen war. Der junge Prinz hatte sich vor kurzem verheurathet, und war mit seinem Weib eben zu der Zeit in Armenien angekommen. Er stund mit ihr im Krais bey seinem Vater. Da er das hörte, zerfloß er in Thränen, und zerriß sein Kleid,

und alles, was da war, das weinte mit ihm, als wenn der König schon verloren wäre.

Cyrus stillte sie wieder, und fuhr fort: Gesezt aber, König! das alles, was du gethan hast, wäre recht gewesen; was räthst du uns dabey zu thun? Da der König schwieg, weil er nicht wußte, ob er ihm rathen sollt', ihn umzubringen, oder ihn, da er sich selbst verurtheilt hatte, zu verschonen, so fieng der Prinz an: Erlaubst du mir, o König! weil mein Vater doch ungewiß ist, was er sagen soll, dir zu antworten, was ich an seiner Stelle dir rathen würde? Cyrus erlaubt es ihm.

Der Prinz fuhr hierauf fort: wenn das, was mein Vater gethan hat, dir gefällt, so rathe ich: handle, wie er; wenn dir's nicht gefällt, so mach's anders. Du hast recht, antwortete Cyrus, und ich werd' es viel anders machen, als er, wenn ich thue, was die Gerechtigkeit mir befiehlt. Gut! sprach der Prinz: Ich will dir einmal zugeben, daß mein Vater strafbar ist; was hält'st du fürs beste, strafen, daß es dir nüzt, oder so, daß du Schaden davon hast? Es versteht sich, antwortete Cyrus, daß ich mich nicht selber strafen will. Würdest du aber, fragte der Prinz, dich nicht am meisten strafen, wenn du deine Freunde gerad'

alsdenn umbrächtest, wenn sie anfangen dir am meisten nüzlich zu seyn? --- Und wie? sagte Cyrus: fangen sie an, am meisten nüzlich zu seyn, da, wo man sie auf einer Ungerechtigkeit ertappt? Ja, sagte der Prinz, wenn sie dadurch klüger werden; denn, Cyrus! ohne Klugheit ist uns keine andere Tugend etwas nüz. Was nüzt dem Starken, dem Mächtigen, dem Gelehrten, dem Reichen sein Vorzug ohne Klugheit? Nur durch sie werden unsre Freunde und unsre Diener uns nüzlich.

Glaubst du denn, fuhr Cyrus fort, daß dein Vater, welcher bisher so unklug gehandelt, jezt in einem einzigen Tage sollte klug geworden seyn? Ja, ich glaub' es, sagte der Prinz. Also, antwortete Cyrus, meynst du, die Klugheit wär' etwa so, wie die Freude und Traurigkeit, eine blosse Empfindung des Herzens; nicht ein Werk des Verstandes? Mich dünkt, wer klug werden will, muß erst verständig seyn; und es gehört viel Zeit dazu, bis einer, der bisher sie nicht hatte, sich Klugheit erwirbt. --- Wie? sprach der Prinz, hast du nie gesehen, daß einer, der aus Unverstand einen Stärkern angegriffen, durch seinen Schaden klug geworden ist? Wie viele Städte haben sich mit Klugheit unterworfen, wenn ihr Verlust sie gelehrt, daß sie nicht widerstehen können? --- Und durch was für einen Verstand, fuhr Cyrus fort,

glaubst du denn, daß dein Vater nun klüger sollte geworden seyn? Durch was? Weil er nun sieht, daß er eben durch die Mittel, die er anwenden wollte, frey zu werden, tiefer als je in die Sklaverey gesunken ist; weil er erfahren hat, daß alle seine List und Macht zu unmächtig gewesen, auszuführen, was er vorhatte; und daß dagegen deine List ihn, wie ein Kind, in die von dir gestellte Falle gezogen; daß du alles so geheim ausführtest, daß die Oerter, die er zu seiner Zuflucht bestimmt hatte, vor ihm verschlossen waren, ehe er nur denken konnte, sie zu suchen, und er selber durch deine Schnelligkeit gefangen, ehe er nur seine Macht zusammen ziehen konnte. — Und das, fragte Cyrus weiter, glaubst du also genug, deinen Vater von seiner Schwäche und meiner Stärke zu überzeugen? Allerdings, antwortete der Prinz. Wer im Treffen überwunden ist, der kann, wenn er sich wieder erholt hat, sein Glück noch einmal versuchen wollen; Städte, die erobert worden, können hoffen, daß sie den Eroberer durch auswärtige Hülfe wieder wegtreiben; wer aber fühlt, daß sein Sieger ihm an Verstand und eigener Kraft überlegen ist, der unterwirft sich ihm freywillig. Siehst du aber nicht, wendete Cyrus ein, daß der Uebermüthige den Bescheidenen wohl

kennt, und doch übermüthig bleibt? Der Dieb kennt viele, die nicht stehlen; der Lügner kennt Wahrhafte; der Ungerechte, Gerechte; und doch wird keiner besser. Hat dein Vater selbst nicht gesehen, daß die Meder ihre Bündnisse mit ihm treulich gehalten; und doch hat Er sie gebrochen. — Ich sage ja nicht, antwortete der Prinz, daß der Böse blos dadurch gebessert werde, wenn er andere sieht, die nicht böse sind; ich sage, daß er gebessert werde, wenn er seine Strafe leidet von den Guten, und ihren Vorzug fühlt. — Aber, versezte Cyrus, dein Vater hat von mir noch keine Strafe gelitten; er fürchtet sie, das ist wahr; aber das ist auch alles. Und das ist genug, antwortete der Prinz. Es ist die Strafe nicht allein, die Leiden verursacht; die Furcht demüthiget die Menschen weit mehr. Wie mancher wird verwundet, und ergiebt sich doch nicht; wer aber fürchtet, der traut den Sieger nicht einmal anzusehen. Du denkst also, fragte Cyrus, die Furcht vor der Strafe sey würksamer, als die Strafe selbst? — Und hab' ich nicht recht? antwortete der Prinz. Der Soldat, welcher fürchtet überwunden zu werden; der Schiffer, welcher den Schiffbruch, der Freye, welcher die Knechtschaft fürchtet, wie ängstigen sie sich; wie unruhig schlafen sie; wie wenig schmeckt ihnen Essen und Trinken! aber sind sie einmal besiegt, sind sie einmal in der Sklave-

rey,

rey, haben sie Schiffbruch gelitten, wie bald trösten sie sich, wie ruhig schlafen sie wieder! Wie manche haben, blos aus Furcht zu sterben, sich selbst ums Leben gebracht! — und denke nun, was mein Vater jezt leiden muß, der nicht allein für sich, sondern auch für mich, für unsre Weiber, für seine Kinder, für alles, was ihm lieb und theuer ist, in tausend Aengsten schwebt! Das kann seyn, antwortete Cyrus; aber so sind alle die, welche Gewaltthätigkeit mehr lieben, als Recht. Uebermüthig im Glücke, zerschlagen im Unglücke, und so bald dieses vorbey ist, eben so übermüthig, als zuvor. — Ich verdenke dir's nicht, sagte der Prinz, daß du uns nicht trau'st, nach dem, was wir gethan haben. Aber du kannst ja Festungen im Lande bauen, kannst unsre Schlösser besezen, kannst alle Sicherheit nehmen, welche dir gut scheint. Wir werden darum nicht weniger dir mit Freuden unterwürfig seyn; denn wir werden immer gedenken, daß wir Schuld an alle dem sind. Giebst du aber einem andern, der dich noch nicht beleidigt hat, das Land, und thust eben das zu deiner Sicherheit; so nimm dich in acht, daß du mit allen deinen Wohlthaten nicht Undank wegen deines Mißtrauens verdienst; und thust du es nicht, wer weiß, wie bald er dann in eben den Fehler fällt, worinn wir gefallen sind.

Nein, Prinz! antwortete Cyrus, erzwungene Diener sind nicht angenehm. Wer mir aus Zuneigung dient, wird mir, auch wo er fehlt, lieber seyn, als wer aus Zwang alles auf das genaueste befolgte. — Und von wem, sagte der Prinz, kannst du so viel Liebe hoffen, als von uns? von denen, antwortete Cyrus, die nie meine Feinde gewesen, und die von mir Gutes empfangen haben. — Und wem, fuhr der Prinz fort, kannst du so viel Gutes thun, als du meinem Vater thun kannst? Wenn du einem das Leben läßt, welcher dich nie beleidigt hat, was wird er dirs danken? Wenn du dem Weib und Kinder läßt, der keine Strafe verdient hat, wird er darum dich so lieben, wie ein anderer, welcher glaubt, daß du sie mit Recht ihm nehmen könntest? Wen wirds mehr betrüben, Armenien nicht zu haben, den, der es nie gehabt hat, oder uns? Ist es nicht offenbar? Wem's am weh'sten thut, nicht König zu seyn, der wird dir's am meisten danken, wenn du ihn dazu machst. Was kann den Besitz dieses Landes dir mehr versichern, wenn du ihm einen neuen Herrn giebst, oder wenn du seinen alten schon gewohnten Regenten ihm läßt? Willst du Truppen von uns nehmen, wer kann dir mehrere und tüchtigere zuführen, als wer die Einwohner kennt, und sie schon im Kriege versucht hat? Willst du Geld, wer kann dir mehr geben, wer leichter

schaffen, was du willst, als der, dem das Land bekannt ist? O, hüte dich, Cyrus! daß du nicht, indem du uns von dir wirfst, dir selber mehr Schaden thust, als mein Vater dir jemals hätte thun können.

Diese Unterredung --- der schönste menschliche Commentar über den Spruch: liebt eure Feinde ---- freute den Cyrus ausserordentlich. Er war gleich anfangs mehr geneigt sich aus den Armeniern Freunde zu machen, als sie zu vertilgen. Wieviel denn, fragt' er den König, willst du mir Soldaten geben, wenn ich dich frey lasse? was willst du mir an Gelde zahlen? Ich kann, versezte der König, dich nicht besser überzeugen daß ich aufrichtig bin, als wenn ich dir selbst überlasse zu nehmen was du begehrst. Siehe dich um in dem Lande, laß uns soviel Soldaten, und so viel Geld, als du glaubst, daß wir zum Unterhalt und zum Schuze des Landes nöthig haben, und nimm das übrige, wie dir's gefällt.

Cyrus fragte: was er an Geld' und Truppen geben könnte? und der König zeigte alles treulich an. Gieb mir denn, sagte Cyrus, von deinen Soldaten die Hälfte, von deinem Geld den Tribut, welchen du nicht bezahlt hast, doppelt;

und leihe mir ausserdem noch einmal so viel. Wenn ich kann, so will ichs dir wiedergeben; kann ich nicht, so wirst du' mirs schenken. Der König von Armenien erstaunte über die Großmuth des Siegers. Nein! rief er, ich werde nie glauben, daß du mir von Herzen vergiebst, wenn du nicht überzeugt bist, daß alles, was du mir läßt, eben so sehr dein ist, als was du mitnimmst.

Gut! sagte Cyrus: was giebst du denn, wenn ich deine Frau dir wiedergebe? Alles was ich habe, versezte der König. „Und für deine Kinder? „Alles, was ich geben kann. --- Wohl! sprach Cyrus: das ist schon zweymal so viel, als du hast. Und du, Prinz! was giebst du denn, wenn ich dein junges Weib dir wiederschenke? --- Alles! rief der verliebte Prinz: mein Leben, meine Seele! --- Gehe! sagte Cyrus: nimm dein Weib: euch hab' ich nicht gefangen, denn ihr wart nie meine Feinde. Und du, König! nimm auch du dein Weib und deine Kinder; ich verlange nichts für sie; damit sie wissen, daß sie frey, und nicht als erkaufte Sklaven zu dir zurückkehren.

Cyrus schloß darauf ein Bündniß mit dem König, und brachte den übrigen Tag mit der

frohen glücklichen Familie zu. Als sie am Tische saßen, erinnert sich Cyrus der vorigen Zeit, und seiner damaligen Bekanntschaft mit dem jungen Armenischen Prinzen. Wo ist, fragt' er ihn, der Mann geblieben, welchen du bey dir hattest, dein Lehrer, dem du besonders anzuhangen schienst? Ach, sagte der Prinz, mein Vater hat ihn umbringen lassen. Und was hat er gethan? Was sollt' er gethan haben? antwortete der Prinz: er war so gut, so ganz rechtschaffen, daß er mich vor seinem Tode noch zu sich rief, und mir sagte: Prinz, zürne nicht über deinen Vater, daß er mich umbringen läßt. Er thut's nicht aus Bosheit, sondern aus Unwissenheit; und was aus Unwissenheit geschieht, das geschieht wider Willen, nnd verdient Vergebung. ---- Der arme Mann! rief Cyrus. ---- Der König von Armenien antwortete: Cyrus! du weißt, wir bringen die Ehebrecher um, nicht um unsere Weiber besser zu machen, sondern um zu verhindern, daß sie ihre Liebe nicht zu andern wenden. So gieng mir es mit dem Mann. Ich sahe, daß mein Sohn ihm mehr anhienge, als mir, ihn mehr liebte, das konnt' ich nicht ertragen! ---- Ach, König! sagte Cyrus: dein Fehler war menschlich: und du, Prinz, vergieb ihm.

Da es Abend wurde, gieng Cyrus in sein Lager. Der König und der Prinz fuhren mit ihren Weibern zurück. Auf dem Heimwege sprach man von nichts, als von Cyrus. Jeder sprach von ihm mit Entzücken; der lobte seine Weisheit, der seine Herzhaftigkeit, der seine Sanfmuth, ein anderer seine Schönheit, nur die junge Gemahlin des Prinzen schwieg. Und du, fragte sie der Prinz, dünkte Cyrus dir nicht schön? ---- Er? antwortete sie: auf ihn hab ich fürwahr nicht gesehen. ---- Aber auf wen denn? ---- „Auf den fürwahr der da sagte; daß er für mich sein Leben und seine Seele geben wollte„.

Von der Zeit an blieb der König dem Cyrus treu. Cyrus machte nachher noch einige Verträge mit den Nachbaren, um die Grenzen der Armenier zu versichern, und zog mit seinem, und dem Armenischen Volk wieder fort, um auch die andern benachbarten Könige zu bezwingen.

Der mächtigste unter diesen war der wegen seiner Reichthümer berühmte Crösus, König der Lydier; ein guter und verständiger König, Gottesfürchtig bis zum größten Aberglauben, aber werth durchs Unglück gebessert zu werden, indem nichts ihn verdorben hatte, als sein zu grosses Glück.

LB Coburg

Crösus war eben so eifersüchtig über des Cyrus anwachsende Macht, als der König von Armenien. Ausserdem war er noch dem Cyrus Feind, weil dieser den Astyages, des Crösus Verwandten vom Thron gestossen hatte, und beschloß also, ihn zu züchtigen, und wenigstens einen Theil seines Reichs sich zuzueignen. Er brachte in dieser Absicht ein ansehnliches Heer zusammen; eh' er aber ausrücken wollte, fiel ihm ein, daß er vor einer so gefährlichen Unternehmung das Orakel befragen müßte. Sie wissen, daß die alten Heiden besondere Orte hatten, wo sie glaubten: die Götter lösten ihnen ihre Fragen von künftigen Dingen auf. Es gab deren sehr viele, weil die, welche zu fragen kamen, immer sehr grosse Geschenke mitbrachten, und eine solche Stelle sehr einträglich für die Priesterschaft war. Dem Crösus wurde die Wahl schwer: darum nahm er sich vor, sie zuerst zu versuchen. Er schikte Boten an alle damals bekannten Orakel, und sezte einen Tag fest, an welchem diese befragt werden sollten: **Was der König der Lydier nun thue?** Die Boten kamen zurück, und brachten die Antwort. Er verwarf sie alle bis auf Eine, die aus dem Griechischen Orte Delphus kam. Das Orakel lautete ungefehr so:

„Ich habe den Sand gezählt, das Meer
gemessen,
Ich hör des Stummen Stimm, Unmündger Rede,
In meine Nase steigt mir ein Geruch
Wie von Schildkröten auf, gekocht mit Fleisch
Des Lamms im ehrnen Kessel, oben Erzt,
Und Erzt glüht unten.„

Crösus hatte würklich, weil er nie geglaubt, daß ein solcher Einfall zu errathen wär, an dem Tag, da er das Orakel fragen lassen, eine Schildkröte und ein Lamm in einem ehernen Kessel mit einem Deckel von Erzt gekocht; und da also das Delphische Orakel ihn vor allen errieth; so war's natürlich, daß er auf dieses das meiste Vertrauen sezte. Er schickte darauf herrliche Geschenke hin, und ließ es noch einmal fragen: **Ob er den Cyrus angreifen sollte?** Das Orakel antwortete:

„Wenn Crösus über Halys Fluten geht,
Wird er ein grosses Heer vernichten sehn.„

Der Halys war ein Fluß, welcher das damalige sehr weit ausgebreitete Reich des Crösus von Armenien trennte, das nun auch dem

Cyrus gehörte. Crösus zweifelte also nicht, daß das Orakel ihm befohlen hätte den Cyrus in seinem Land anzugreifen. Er folgte seiner Erklärung des Orakelspruchs, und rückte mit seiner Macht vor bis an den Halys. Als er dahin kam, ließ er das Heer nahe an den Fluß lagern, und auf Anrathen des Thales von Mylesien, eines der bekannten sieben Weisen aus Griechenland, oberhalb des Lagers den Fluß abgraben, dergestalt, daß ein sehr grosser Arm davon hinter dem Lager herum floß. Der Fluß wurde dadurch so geschwächt, daß das Heer ohne Mühe durch sein Bette durchwaden konnte. So bald er hinüber war, rückte er weiter vor und kam endlich zimlich nahe an den Ort, wo Cyrus stand. Als dieser von dem Einfall des Crösus Nachricht erhielt, verstärkte er sein Heer noch mehr und gieng den Lydiern entgegen. Es kam zu einem hartnäckigen Treffen, worinn aber kein Theil den Sieg davon trug. Wegen der einbrechenden Nacht mußten die Heere von einander ablassen; und da riethen dem Crösus seine Freunde: er sollte sich zurück begeben, und erst neue Hülfstruppen zusammen bringen. Er folgte dem Rath, und zog sich wieder über den Halys in seine Haupstadt Sardis zurück. Von dort aus schickte er Gesandten nach Egipten, Griechenland, und zu allen seinen Freunden, und

bat sie, ihm Hülfe zu senden, und auf einen Tag, den er ihnen bestimmte, sich bey ihm zu versammlen, damit er einen zweeten Einfall in des Cyrus Gebiet wagen könnte. Er selbst entließ inzwischen sein Volk, indem er nimmermehr glaubte, daß Cyrus, welcher bey der lezten Schlacht so wenig über ihn gewonnen hatte, ihn verfolgen würde. Allein er betrog sich. Cyrus folgte ihm nach, und ehe er sichs vermuthete, nahte dieser schon der Hauptstadt Sardis. Crösus schickte eilend andere Bothen an seine Freunde, mit Bitte, ihm die Hülfsvölker so gleich herbey zu führen. Er selbst rief seine eigenen Völker wieder zusammen, und stellte in kurzer Zeit ein so ansehnliches Heer ins Feld, daß er sich unterstehen konnte, dem Cyrus entgegen zu gehen. Beyde Heere stiessen in einer Ebne, nicht gar zu weit von Sardis, aufeinander. Die Lydier hatten in ihrer Reuterey eine grosse Uebermacht, denn damals besassen sie in ganz Asien die besten Pferde, und die Perser, des Cyrus beste Soldaten, waren im Reiten lange nicht so geübt, auch ihre Pferde lange nicht so gut. Diese Ueberlegenheit dem Crösus unnüz zu machen, stellte Cyrus vor sein Heer eine Reihe von Cameelen, mit bewaffneten Soldaten auf den Rücken. Nicht allein die abendtheurliche Gestalt dieser Thiere, sondern auch ihr Geruch ist den Pfer-

den unausstehlich. So bald also des Crösus Reuterey sich nahte, wurden die Pferde scheu und rissen aus. Die Lydier aber liessen sich doch nicht erschrecken: sie sprangen von den Pferden, und fochten zu Fuß. Nun waren beyde Heere an innerlicher Stärke einander gleich; aber es dauerte nicht lange, so siegte Cyrus: und Crösus mußte mit dem, was ihm von seinem Heer noch übrig war, seine Zuflucht in der Stadt suchen. Cyrus verfolgte ihn bis dahin, und lagerte sich um die Stadt. Man hatte noch damals die bequemen Werkzeuge zur Belagerung nicht, die wir izt haben: darum hätte Sardis wohl so lange sich halten können, bis des Crösus Hülfstruppen angekommen wären. Cyrus aber, dem alles daran gelegen war, Herr von ganz Lydien zu seyn, ehe die Bundsgenossen des Crösus anlangten, sezte einen grossen Preis aus für den, welcher zuerst die Mauer erstieg. Ein schweres Unternehmen, denn die Lydier wachten überall, und die Mauren waren wohl befestiget. Doch hatten sie einen Ort unbewacht gelassen, weil da, der Zugang auf die Mauer ganz unmöglich schien. Dem Cyrus und seinen Soldaten war nichts unmöglich. Einer wagte es und erstieg die Mauer. So bald dieser oben war, zog er andere nach sich, und Sardis gieng mit Sturm über. Cyrus hatte befohlen, alle

Lydier umzubringen, ausgenommen den Crösus. Seine Soldaten richteten also ein schreckliches Blutbad an. Einer, welcher den Crösus nicht kannte, war im Begriff auch diesen todt zu schlagen; aber der älteste Prinz des unglücklichen Königs, der bisher ganz stumm gewesen war, schrie auf einmal: schone des Königs! Der Soldat nahm ihn gefangen, und der König erkannte nun, daß es mit ihm völlig am Ende wäre; denn das Orakel, das er wegen dieses stummen Prinzen einst gefragt, hatte ihm geantwortet:

„ O, Lydier, O du unweiser Crösus!
Nie wünsche deines Sohnes Stimm zu hören
In dem Pallast; sey froh, wenn nie er spricht.
Unglücklich ist der Tag vor dich, an dem
Sein erstes Wort du hörest. „

Der Soldat brachte den gefangenen König zum Cyrus: und dieser verbot zwar, die Lydier weiter zu morden, beschloß aber den König zur Straffe lebendig zu verbrennen. Man machte einen Scheiterhaufen, und sezte ihn und mit ihm vierzehen der ersten Lydier darauf. Als das Feuer anfieng den Scheiterhaufen zu ergreifen, schrie der Unglükliche in den Flammnen: O Solon,

Solon! ---- Cyrus wurde begierig zu wissen, wem er rief. Der König schwieg anfangs; da man ihn aber noch einmal ernstlich fragte, antwortete er: Ich ruf' einem Mann, den ich um viele tausende allen Königen zum Lehrer sezen möchte! ---- Cyrus wurde noch neugieriger, und befahl gleich den Scheiterhaufen wieder auszulöschen, und den Crösus zu ihm zu führen. Man hatte Mühe, das Feuer das schon um sich gegriffen, zu bändigen; ein starker Regen aber kam dem Könige zu Hülf', und er wurde gerettet. Als er sich ein wenig erholt hatte, fieng er an, dem Cyrus seine ganze Geschichte zu erzählen.

„O Cyrus! sagte er: es werden wenige Menschen seyn, die vom Glücke so sehr erhoben, und von ihm wieder so tief gestürzt worden sind, als ich. Wenn du willst, daß ich länger leben soll, so wird der heutige Tag vielleicht in mir gut machen, was ein allzuerwünschtes Leben verdorben hat.

Der Vater meines Urgroßvaters war ein Privatmann und hieß Gyges. Er war ein Freund des damaligen Königs der Lydier, der Candaules hieß, und von dem Herkules abstammte. Candaules hatte eine sehr schöne Frau, in die

er bis zur Raserey verliebt war. Er konnte unmöglich sein Glück, eine so schöne Frau zu besizen, in der Stille geniessen, sondern erzählte alle Tage dem Gyges etwas neues von ihrer unvergleichlichen Schönheit. Gyges wurde durch seine Erzählung wenig gerührt; aber Candaules ließ nicht nach, und gieng endlich so weit, daß er meinen Urgroßvater überredete, sich einmal Nachts in sein und seiner Frauen Schlafgemach zu schleichen, und da die Königinn und ihre Schönheit näher zu sehen. Gyges wollt' es anfangs nicht wagen; denn du weißt, daß es bey uns die gröste Schande für ein Weib ist, wenn ein anderer, als ihr Mann, in ihr Schlafgemach geht. Endlich mußt' er aber nachgeben. Candaules stellte ihn so, daß er die Königinn deutlich sehen konnte, ohne von ihr gesehen zu werden, und befahl ihm, daß er, sobald die Königinn ihm den Rücken zukehren würde, hinaus schleichen sollte. Er thats, als er aber hinaus gieng, bemerkte ihn dennoch die Königinn, welcher der Schimpf äußerst empfindlich war, ob sie gleich ihren Schmerz darüber fürs erste verbarg.

Des andern Tages ließ sie den Gyges kommen, und sagte ihm: sie habe des vorigen Abends ihn gesehen und erkannt; sie wolle diesen Schimpf nicht ertragen, und er müsse entweder sterben,

oder ihr versprechen, den Candaules umzubringen und bey ihr und im Reiche seine Stelle einzunehmen. Gyges wählte das lezte. Sie verstekte ihn an eben dem Orte, wo er des Abends vorher um ihrentwillen verstekt gewesen war, und in der Nacht ermordete er den Candaules in ihrem Bette. Das Volk wurde über diese That sehr aufgebracht; man überlies aber dem Orakel das Urtheil, und es fiel für den Gyges aus.

So kam die Lydische Herrschaft auf mein Haus. Meine Voreltern und ich erweiterten sie bis an die Grenzen von Armenien, und über alle Reiche in Asien. Gegen mich verschwendete das Glück alle seine Güter, und wenn du meine Schäze und Reichthümer wirst gesehen haben, so wirst du bekennen, daß ich gestern noch der reichste König von ganz Asien war. Ich glaubte auch, ich wäre der glüklichste.

Einst kam ein weiser Mann aus Griechenland, mit Namen Solon, zu mir. Ich ließ ihn alle meine Schäze sehen, und war eitel genug zu hoffen, er werde über meine Reichthümer erstaunen, und mich für den Glükseligsten aller Menschen preisen. Als er aber schwieg, und das alles nur ansah, wie Sand und Kieselstein, sagte ich zu ihm: Solon! du bist so weit in

der Welt herum gekommen und hast so viele Menschen gesehen: sag mir: wen hältst du für den Glükseligsten? Solon antwortete: ich habe einen gewissen Tellus von Athen gekannt, den halt ich für den Glükseligsten aller Menschen. Ich wunderte mich, daß er mir einen Privatmann vorzöge, und fragte weiter, warum er den für so glükselig hielt? Er sprach: dieser Tellus lebte zu Athen, als die Stadt in ihrem blühendsten Zustand war. Er hatte Kinder und Kindeskinder erlebt, von denen er nie eins verlohr. Auf die Art war er, so glüklich und zufrieden wie Menschen seyn können, zu einem hohen Alter gekommen, starb in einem Treffen, wo er für sein Vaterland siegte, und dieses sezte ihm ein Denkmahl aus Dankbarkeit für seine Thaten. Aber wen, fragt' ich, hältst du nach dem für den Glükseligsten? Zween Griechische Jünglinge, antwortete Solon, den Bito und Cleobis. Und warum diese? Auch diese, antwortet' er, waren Griechen, und hatten nicht nur ein sehr gutes Auskommen, sondern auch so viel Geschiklichkeit und Stärke des Leibes, daß sie beyde zugleich in einem unserer Kampfspiele den Preis davon trugen. Von diesen erzählt man, daß einst ihre Muter willens gewesen sey, etliche Meilen weit auf das Fest der Juno zu fahren. Weil die Ochsen, die sie vorspannen wollte, ausblieben,

ben, so banden sich die beyden Brüder an das Joch, und zogen ihre Mutter bis zum Tempel. Diese That, im Angesicht des ganzen Griechenlands, wurde durch einen herrlichen Tod belohnt, wobey die Götter bewiesen, der Tod sey dem Menschen besser, als das Leben: denn, als die Griechen da herum stunden, und die Männer die Tugend der Jünglinge erhoben, die Weiber das Weib selig priesen, die solche Söhne gebohren hätte, da wurde die glükliche Mutter so gerührt, daß sie vor dem Altar zur Göttin betete, sie mögte ihren Kindern das geben, was sie für das beste hielt. Nun waren die Opfer und die Mahlzeit geendigt, und die Jünglinge legten sich nieder in den Tempel um zu schlafen, und wachten nicht wieder auf. Die Griechen aber sezten ihnen Ehrensäulen, zum Denkmahl ihrer That und ihres schönen Todes.

Als ich das hörte, fuhr **Crösus** fort, konnt' ich meinen Verdruß nicht mehr halten, sondern sagte: o Solon! verachtest du denn meine Glückseligkeit so sehr, daß du mit diesen mich nicht einmal vergleichen willst? O C r ö s u s! antwortete mir Solon: ich weiß, daß der Geist, der alles regiert, oft eifersüchtig ist, und grosse Veränderungen macht. In einer langen Zeit muß der Mensch vieles sehen, das er nicht zu sehen wünscht,

und vieles leiden, das er gern abwenden mögte. Wenn einer siebenzig Jahre lebt, so hat er über etliche und zwanzig tausend Tage zurück zu legen, und keiner von diesen sieht den andern gleich. Du, o König, bist ein Herr vieler Güter und vieler Völker; aber glückselig werde ich dich nicht eher nennen, bis ich weiß, ob du auch so gestorben bist; denn, wer vieles besitzt, ist nicht glücklicher, als wer mit seiner Arbeit sein tägliches Brod verdienen muß, wenn beyde nicht ein gleich glückliches Ende haben. Es giebt viele Menschen, die bey allem Ueberfluß nicht glückselig sind, und wiederum giebt es andere, die bey mittelmäßigen Reichthümern des höchsten Glücks geniessen. Der Reiche hat nur in zwey Dingen durch seinen Reichthum einen Vorzug; nemlich darinn, daß er allen seinen Begierden Genüge leisten, und daß er alle ihm zugefügte Beleidigungen kräftiger rächen kann; der Arme hingegen kann für diese zween Vorzüge, welche das Glück ihm zu seinem Besten entzieht, doch mehr haben. Er kann, indem er keinen Mangel spührt, gesünder seyn, weniger Böses leiden, bessere Kinder erziehen, mehr körperliche Gaben besizen, und kömmt alsdenn noch ein gutes Ende hinzu; so ist er das, was du suchst, ein glückseliger Mann. Eh' er gestorben ist, dürfen wir ihn nur **glücklich**, aber nicht **glückselig** nennen. Alles beysammen zu finden, ist bey Men-

schen unmöglich. Es giebt ja auch ein Land nicht alles: das, das am meisten giebt, ist das beste. So hat der menschliche Körper nicht alles, was er haben kann; wer aber von allem Guten das meiste hat, und es bis an sein Ende behält, und da einen glücklichen Ausgang findet, der allein scheint mir glückselig zu seyn, weil man alles nach dem Ausgang schäzen muß. Die Götter überschütten viele mit Wohlthaten, aber ehe man sichs versieht, nehmen sie alles weg, und stürzen tiefer als sie zuvor erhöhten. — So sprach der Weise, fuhr Crösus fort; aber ich verachtete ihn, und ließ ihn nie wieder vor mich. Von der Zeit an gieng mir alles übel. Mein ältester Sohn war stumm, und unfähig mein Land zu regieren; jezt hat er die Sprache, und ich habe kein Land für ihn. Mein zweyter Sohn, auf den ich die gröste Hoffnung sezte, wurde mir von einem Freunde, welchem ich wohl gethan, und der mein ganzes Vertrauen hatte, aus Unvorsichtigkeit umgebracht. Alle die Städte, die Länder, die Völker, die Reichthümer hab' ich verloren, und bin jezt in deiner Gewalt.

Nun weißt du, warum ich den Solon rief, da ich auf dem Scheiterhaufen meine Glückseligkeit in einem einzigen Tage verschwinden sah; und nun mache mit mir, was dir gut dünkt.

Cyrus hörte dem Unglücklichen aufmerksam zu. Er fühlte, daß auch er dem Wechsel des Glükes unterworfen wäre, und schenkte ihm nicht allein das Leben, sondern er nahm ihn sogar zu sich, und machte sich aus ihm einen Freund, welcher nachher durch seine Klugheit ihm gute Dienste that. Crösus bat sich nichts weiter, als die Erlaubniß aus, das Orakel, welches ihn zu dem unglücklichen Kriege verleitet, zur Rede zu stellen. Es wurd' ihm verstattet. Er schickte seine Fesseln nach Delphos, und ließ das Orakel fragen: warum es ihm für seine vielen Geschenke eine so falsche Antwort gegeben, und ihn so tief ins Elend gestürzt hätte? Das Orakel antwortete: was das Schicksal wolle, könn' es nicht hindern; er leide die Strafe für seinen Ur-Ur-Ahnherrn, den Gyges, und ihm zu Gefallen, sey diese Strafe noch drey Jahre weiter hinaus geschoben worden. Auch habe die Antwort des Orakels ihn nicht betrogen. Es habe ihm nur gesagt: Er würde ein grosses Heer vernichten sehen. Crösus hätte fragen sollen: was für ein Heer? Da er aber den Götterspruch so unvorsichtig nach seinem Wunsch ausgelegt, so hab' er sein Unglück ihm selber zuzuschreiben.

Der Sieg über den Crösus, welcher damals für einen der mächtigsten Könige der Erde gehalten wurde, schreckte ganz Asien. Insbesondre

waren die Griechen in Asien, die an die Lydier gränzten, und auch die in Europa sehr in Sorgen. Diese waren im Begriff gewesen, dem Crösus Hülfsvölker zuzuschicken, und jene hatten den Cyrus abgewiesen, als er Hülfe bey ihnen gesucht. Sie hofften indessen noch, den Sieger auf ihre Seite zu bringen, und die asiatischen Griechen fertigten zuerst Gesandten ab, durch welche sie ihre Freundschaft und ein Bündniß ihm antrugen. Cyrus aber hatte noch nicht vergessen, daß sie vordem gegen sein Bündniß sich geweigert; anstatt der Antwort erzählt' er den Gesandten eine Fabel; denn diese Art des Wizes war damals sehr gebräuchlich, und der erste Fabeldichter, welchen wir kennen, der ungestalte, weise Aesop lebte an dem Hof' eben des Crösus, den Cyrus besiegt hatte. Die Fabel lautete so: Es war einmal ein Fischer, der saß lang am Ufer, und pfiff den Fischen zum Tanz; sie wollten aber nicht kommen. Da nahm er sein Nez und fieng sie, und als er sie ans Land zog, und sie da um ihn herum sprangen, sagt er: hört nun auf zu tanzen: vorhin auf mein Pfeiffen wolltet ihr nicht. Die Gesandten, die den Cyrus wol verstunden, kehrten betrübt nach Haus. Kaum waren sie weg, so kamen die Lacädemonier, die unter die europäischen Griechen gehörten; diese waren etwas troziger, und sagten ihm geradezu: er solle sich hüten, einem von ihrer Nation etwas

zu leide zu thun; sie würden es nicht dulden. Cyrus fragte die Umstehenden: was das für Leute wären? und als man ihm unter andern eine Beschreibung von ihrer Stadt machte, wo sie einen grossen Markt hätten, auf welchem Käufer und Verkäufer ihr Gewerbe trieben, antwortet' er den Gesandten: ich habe genug. Ich fürchte die Leute nicht, die in ihren Städten Pläze haben, wo sie einander ungestraft belügen und betrügen.

Die Griechen konnten sich vom Cyrus, nach solcher Aeusserung, nicht viel gutes versprechen. Er würdigte sie aber nicht einmal, selbst gegen sie zu ziehen, sondern ließ, weil ihm die Eroberung von Babylon ungleich wichtiger war, einen von seinen Hauptleuten, Tabalus zurück, welcher Lydien behaupten, und die benachbarten Griechen züchtigen sollte.

Cyrus hatte sich kaum aus Lydien weggezogen, so fielen die Lydier, unter Anführung eines gewissen Paklyes, wieder ab. Cyrus ergrimmte über sie so sehr, daß er dem Crösus, der ihn begleitete, im Zorn sagte: er werde sich Ruhe schaffen, und die ganze Nation ausrotten. Crösus, der noch immer sein Volk liebte, rieth es ihm ab. Was willst du, sprach er, die alte Stadt und ihre unglücklichen Einwohner ausrotten, ohn' ihr Ver-

schulden? Was vordem geschehen ist, habe ich gethan, und nicht sie; was sie jezt thun, das thut Paklyes. Ich will dir einen Rath geben, wie du gewiß die Lydier in den Schranken halten kannst. Nimm ihnen die Waffen, gieb ihnen eine weibische Tracht, und zwinge sie, ihre Kinder singen, tanzen, handeln und wirthen zu lehren. Ich bin dir gut dafür, sie werden bald das äusserste der Sklaverey geduldig ertragen. — Der Rath gefiel dem Cyrus. So bald er den Aufruhr gestillt hatte, polierte er die Nation, und sie wurde --- was alle polierte Nationen sind! Nur dem Paklyes wollt' er nicht vergeben. Der Unglückliche floh zu den Cumäern: Cyrus foderte ihn zurück. Die Cumäer fragten das Orakel, was sie thun sollten? und das antwortete: sie sollten ihn ausliefern. Alle waren bereit zu gehorchen; nur Ein Mann widersezte sich heftig. Es war ein Mann von Ansehen, und man beschloß, ihn selbst noch einmal ans Orakel zu schicken. Das antwortete, wie zuvor. Der Gesandte gieng hierauf im Tempel herum, und schlug alle die Vögel todt, die da genistet hatten. Unheiliger! rief das Orakel, warum schlägst du die Hülflosen todt, die bey mir ihre Zuflucht suchten? Und warum, antwortete der Gesandte, sollten wir den hülflosen Paklyes zum Tod' ausliefern, der auch bey uns seine Zuflucht gesucht hat? Weil ich will, versezte der Gott,

daß die Verräther gestraft werden, und ihr mit solchen Fragen nicht mehr kommen sollt. Dem ungeachtet wollten sie ihn nicht ausliefern; doch, um Cyrus nicht zu erbittern, schickten sie ihn nach Chios. Da war man nicht so gewissenhaft; die Einwohner rissen ihn aus dem Tempel, und verkauften ihn den Persern gegen ein Stück Landes. Das Land aber hielten sie für unheilig, und erlaubten nicht, etwas daher zum Opfer zu gebrauchen.

Nachdem der Aufruhr in Lydien gestillt war, wurde Harpagus, eben der, welcher den Cyrus beym Leben erhalten, dem Lande vorgesezt. Dieser verfolgte die asiatischen Griechen, sowol die auf dem festen Lande, als die auf den Inseln. Viele bezwang er, viele aber flohen mit Weib und Kindern davon, unter welchen auch die Tejer waren, die nachher das berüchtigte Abdera bauten, das den Lesern des deutschen Merkurs nicht unbekannt seyn wird. Indessen wurden dem Harpagus seine Siege nicht überall so leicht gemacht; viele kleine Völker wehrten sich bis zur Verzweiflung. So wollten die Gnidier, z. B. die eine Halbinsel bewohnten, um sich bis zulezt zu erhalten, die Erdenge, welche sie ans feste Land hieng, durchschneiden; zum Unglück aber fiel, was sie am Tag' öfneten, in der Nacht wieder zusammen. Sie

fragten das Orakel darüber; dieses antwortete sehr weislich: Grabt die Landenge nicht durch; hätte Gott euch zur Insel machen wollen, so wär't ihr es längst. Hierauf liessen sie ab, und unterwarfen sich den **Persern**. Ein anderes Volk, die **Lycier**, giengen so weit, daß sie ihre Greise, Weiber, Kinder und alles, was zum Krieg' untauglich war, verbrannten, und sich alle bis auf den lezten Mann todtschlagen liessen. Nach und nach wurde **Harpagus** dennoch Meister von der ganzen **asiatischen** Küste des **mittelländischen** Meers, und von allen umliegenden Inseln.

Cyrus war indessen gegen Babylon vorgerückt, um diese Stadt und das dazu gehörige Reich wieder mit dem seinigen zu verbinden. Der König von Babylon, der seine Absicht wußte, hatte sich aufgemacht, und wollte ihn mit einem grossen Heer vom Einfall in sein Reich abhalten. Die beyden Heere stiessen aufeinander. Die Assyrer wurden übel geführt und geschlagen. Cyrus bemächtigte sich ihres Lagers, und machte eine unermeßliche Beute. Er ließ die Beute unter die Soldaten austheilen, und diese gaben ihm unter andern das schönste Weib zu seinem Theil, welches sie in dem babylonischen Lager gefangen gemacht hatten. Sie hieß Panthea, und ihr Mann war einer von den kleinen Königen, den

Bundsgenossen der Babylonier gegen den Cyrus; er war aber nicht im Lager, als es eingenommen wurde. Cyrus ließ einen seiner Freunde, Araspes kommen, und befahl ihm, das Weib zu bewachen. Araspes fragte den König: ob er das Weib schon gesehen hätte? Nein, sprach Cyrus, ich habe sie nicht gesehen Aber ich, antwortete Araspes. Als wir in ihr Zelt kamen, sahen wir sie Anfangs gar nicht; denn sie saß auf der Erde, und ihre Sklavinnen um sie. Alle waren in gleicher Kleidung; aber wir, als wir nachfragten, wer hier zu gebieten hätte, und die Mädchen nach einander ansahen, wie sie da sassen, wir merkten bald den Unterschied. Auch unter dem Schleyer, in den sie verhüllt war, und in ihrer trostlosen Stellung, mit den niedergesunknen Armen, dem zur Erde hangenden Kopf, hatte sie einen gewissen Anstand, der sie über alle hinaus sezte. Als sie endlich gar auf unsern Befehl mit den andern aufstand, o Cyrus, und wir ihre Grösse, ihre Stellung, ihr majestätisches Ansehen, ihren ganzen Wuchs sahen, da war keiner von uns, der sie nicht unter tausenden ausgefunden hätte. Wir sahen ihr die Thränen auf das Gewand und auf die Füsse tröpfeln, wie sie vor uns stand. Einer von uns sprach: Weib! fürchte dich nicht! Wir wissen, dein Mann war einer der besten und edelsten des babylonischen Heers; wir bestimmen dich jezt einem an-

dern, der weder an Schönheit, noch an Verstand, noch an Macht geringer ist. Cyrus soll dich haben; der beste und gröste aller Menschen. Als sie das hörte, zerriß sie ihr Gewand, und zerfloß in Thränen, und ihre Sklavinnen heulten laut mit ihr. Da sahen wir ihre Arme, und fast ihr ganzes Gesicht, in der schlechten einfachen Kleidung. Nein, es ist in ganz Asien kein so schönes Weib mehr. Cyrus! die mußt du sehen! Cyrus antwortete lächelnd: Noch viel weniger, wenn sie das ist, was du sagst! Und warum nicht? rief der Jüngling. Weil ich, antwortete Cyrus, voraussehe, daß es mir nicht gut seyn wird. Gieng ich jezt, da ich so viel andere Sachen vorhabe, sie bloß auf dein Wort zu sehen; was denn würd' es seyn, wenn ich sie fände, wie du sagst? Ich würde sie morgen wieder sehen wollen, und endlich mein ganzes Leben durch nichts thun, als da sizen und sie ansehen.

Aber, sprach Araspes, glaubst du, daß ein schönes Gesicht einen zwingen kann, wider seinen Willen zu thun, was nicht gut ist? Wäre das; so müßte ja die Schönheit auf alle ein gleiches würken. Das Feuer ist gemacht zu brennen, deswegen brennt es alle, die sich ihm nähern; aber nimm das schönste Mädchen: Einer wird es lieben, der andre nicht. Glaube mir! es hängt von

unserm Willen ab, zu lieben, oder nicht zu lieben, wie es uns gut dünkt. Der Bruder liebt seine Schwester nicht so wie andre, der Vater nicht seine Tochter: beyde hält das Gesez zurücke. Gäbs ein Gesez, daß, wer nichts ißt, nicht hungern, wer nicht trinkt, nicht dürsten sollte, daß es niemand frieren sollte im Winter, im Sommer niemanden warm werden, so würde kein Mensch gehorchen; denn dieses liegt in der Natur. Mit der Liebe aber ist es ganz anders; die läßt sich verbieten, und jeder liebt nur, was ihm zukommt; sie muß also bloß von dem freyen Willen eines jeden abhangen.

So? sagte Cyrus: wie kömmts denn, daß man nicht aufhören kann, wenn man einmal angefangen hat? Ich habe schon viele gesehen, die vor Schmerzen der Liebe weinten, viele, die vor der Sklaverey einen Abscheu hatten, und Sklaven ihrer Geliebten wurden; andre verschwendeten alles um ihrentwillen, und stürzten sich in den grösten Mangel; andre bitten die Götter, sie von ihrer Liebe zu befreyen, und können ihrer nicht los werden; sie hält sie fester, als in eisenen Banden; sie unterwerfen sich der Gewalt der Geliebten, und so unerträglich sie ihnen wird, so haben sie doch nicht einmal die Kraft zu fliehen; sondern thun vielmehr alles, daß ihre Tyrannin sie nicht wieder frey lasse.

Das ist wahr, sagte der Jüngling; es sind aber schlechte Menschen, die das thun; daher kömmts, daß sie immer den Tod rufen, sie von ihrer Mater zu befreyen, und doch hat keiner das Herz ihm entgegen zu gehn, ob sie gleich ihn überall finden könnten. Wenn von den schlechten Menschen einer stiehlt, so bestrafst du ihn, weil du weißt, daß ers freywillig gethan hat; das thut aber keiner von den guten. So liebt auch keiner, als wo er soll und darf. Wer nichts taugt, der ist ein Sklave seiner Begierden, dennoch klagt er die Liebe an, daß ihn die zwänge. Warum enthalten sich die Guten denn fremdes Guts, fremder Pferde, fremder Weiber? Zwänge sie die Liebe unwiderstehlich zu diesen, warum nicht auch zu jenen? Oder willst du einen noch überzeugenden Beweis? Siehe! ich habe nun die schöne Panthea gesehen, und doch reit' ich, und arbeite, und thue alles mit dir, wie zuvor. Könnt' ich das, wenn die Liebe so mächtig wäre? --- Wer weiß, sagte Cyrus, bist du nicht so lange bey ihr gewesen, als nöthig war, die Macht der Liebe zu empfinden. Auch das Feuer brennt nicht gleich, wenn mans berührt, verzehrt nicht gleich das Holz, und doch möcht ich's nicht zu berühren wagen. Eben so denk' ich von der Schönheit; ich traue nicht, sie anzusehen; und rathe auch dir nicht, Araspes, deine Augen

lang auf den Schönen verweilen zu lassen. Das Feuer brennt nur in der Nähe; die Liebe kann auch in der Fern' entzünden. Nein, Cyrus, versezte der Jüngling, ich will die Königinn ganze Tage ansehen, und doch frey bleiben, und immer thun, was ich soll. ---- Thue das, braver Junge; sagte Cyrus; ich übergebe sie dir zu bewachen; sorge für sie, denn sie leistet uns vielleicht gute Dienste.

Nachdem sich das Heer ein wenig erholt hatte, brach Cyrus auf, und rükte weiter fort nach Babylon. Auf der Strasse dahin stieß der Vortrapp auf einen alten Mann, der mit einem kleinen Gefolg' ihnen begegnete. Sie hielten ihn an, und befahlen ihm, die Waffen niederzulegen; er bat aber, sie möchten ihn erst vor den Cyrus führen. Als er den Cyrus sah, stieg er vom Pferd und sprach:

Herr! ich heisse Gobrias und bin einer der vornehmsten Babylonier. Ich hab' ein vestes Schloß, und ein weites Land, und gegen tausend Reuter in meinen Diensten. Ich war einer der ersten treusten Diener des vorigen Königs. Der war ein guter Mann; aber sein Sohn ist mein Feind, und nun komm' ich zu dir, und flehe dich zu deinen Füssen, nimm mich in deinen

Schuz. Ich will mit dir gehen und kämpfen. Du sollst mich rächen, sollst mein Sohn seyn, denn ich habe keinen mehr. — Den, den ich hatte, meinen eigenen Sohn, einen rechtschaffenen, schönen Jüngling, den ich liebte, der mich liebte, mich ehrte, mich zum glükseligsten aller Väter machte, den hat der jezige König umgebracht! Ich hatte ihn nach Babylon geschikt, um ihn mit der Tochter des alten Königs zu vermählen. Der jezige König war damals noch Prinz; der nahm ihn mit auf die Jagd, und befahl ihm zu jagen, was er könnte, denn der Prinz, der sich für den besten Jäger hielt, wollte sich gegen ihn sehen lassen. Kaum hatten sie angefangen, so kam ein Bär aus dem Walde. Der Prinz — O hätten sie den Bären nie gesehen! — Der Prinz schoß und fehlte. Mein Sohn schoß auch, und erlegte das Wild im ersten Schusse.

Das schon verdroß den Prinzen, doch verbarg er noch seinen Zorn. — Darauf kam ein Löwe; der Prinz, der wegen des Zufalls mit dem Bären erhizt war, fehlte wieder; Mein Sohn traf, und erlegte ihn. Voll Freuden schrie der Junge: So hab' ich zweymal hintereinander auf den ersten Wurf mein Thier erlegt! — Das konnte der Prinz nicht mehr ertragen. Er riß einem von den Bedienten einen Spieß aus

der Hand, und stieß ihn meinem unglüklichen Sohn in die Brust. Da trug ich meinen Todten heim, trug zu Grabe den, welchen ich zur Hochzeit geschikt hatte --- den besten, liebsten! --- ich schon alt; er kaum ein Jüngling! Und glaubst du, daß der Prinz nur einen Gedanken von Reue bliken lassen, ihm nur im Grabe die mindeste Ehre angethan hätte?

Sein Vater, der damalige König theilte mein Leid, und beweinte mit mir meinen Schmerz; auch wär ich nie zu dir gekommen, wenn der noch lebte. Nun er aber gestorben ist; und der Mörder meines Sohns auf dem Thron sizt, den ich hasse, und der mich nicht lieben kann, weil er weiß, daß ich ihn hasse, und daß er mich so elend gemacht hat, als glüklich ich vordem gewesen bin; nun, Cyrus, bleibt mir nichts übrig, als mich dir in die Arme zu werfen. Wenn du mich annimmst, und ich einigen Schein von Hoffnung vor mir sehe, mich an dem Grausamen zu rächen, so werd ich wieder jung werden, das Leben, das mir nun zur Last ist, mit Freuden tragen, und ruhig sterben.

Gobrias versprach ihm darauf seine Hülfe, den Tribut, den er dem Könige von Babylon zahlen mußte, und seine Tochter.

Cyrus bedauerte ihn, und folgte ihm zu seinem Schlosse. Dort nahm er seine Hülfe an; aber sein Geld und seine Tochter ließ er ihm.

Darauf zog er weiter gen Babylon und foderte den König durch eben den Gobrias zur Schlacht. Der König antwortete dem Gobrias: daß ich deinen Sohn getödtet habe, reut mich nicht; aber daß ich dich nicht auch getödtet habe, das reut mich. Nach dreyßig Tagen bin ich bereit zur Schlacht. Gobrias antwortete: Möchte dichs ewig reuen, daß ich noch lebe! denn von dem ersten Augenblik an, da es dich reute, muß dir iedes Andenken an mich eine Folter gewesen seyn.

Weil das Heer des Cyrus noch zu schwach war, Babylon selbst anzugreifen, zog er sich zurück von der Stadt, und gebrauchte die vom König ihm gegebene Zeit, sich mehr Freunde in dem babylonischen Lande zu machen. Der König war so grausam gegen seine Unterthanen, und gegen seine Freunde selbst, daß diese überall, wo sie nur konnten, dem Cyrus zufielen. Gobrias that ihm dabey gute Dienste, und schon war sein Heer so angewachsen, daß ihn die Macht des Königs wenig erschreckte. Der König von Babylon rief aber auch alle Bunds-

genossen und Freunde zusammen, und sogar die Egyptier schikten ihm mächtigen Beystand.

Während der Zeit, daß die beyden Könige mit ihren Zurüstungen beschäftigt waren, schikte Panthea, welche Cyrus dem Araspes anvertraut hatte, zum König, und ließ ihm sagen: dieser Araspes wär ihm untreu geworden, und wollte sie verführen.

Araspes hatte würklich dem Reiz der schönen Gefangenen nicht wiederstehen können. Sie hatte eine vortrefliche Seele; durch die Vorsorge, durch die kleinen Dienste, die Araspes ihr erwiesen, wurde sie für ihn eingenommen, und bewogen, ihm ihre Dankbarkeit, ihre Achtung zu erkennen zu geben. Araspes verstand sie unrecht und schrieb alles einer aufkeimenden Liebe zu. Er war täglich mehr um sie, verdoppelte seine Gefälligkeiten, und täglich wuchs seine Liebe. Die Tugend des Weibes, ihre Güte, ihre Sorgfalt für ihre Freunde und Hausgenossen, selbst ihre Traurigkeit über die Entfernung ihres Mannes, machte sie dem Jüngling noch theurer. Endlich konnt' er seine Leidenschaft nicht länger bergen, und gestand ihr was er fühlte. Panthea verwies ihm seine Verwegenheit, und versicherte ihn, sie würd' eher sterben, als ihrem Mann untreu werden. Araspes wurde nur heftiger

durch ihren Widerstand. Er gab ihr zu erkennen, sie wär' in seiner Gewalt, und schrekte sie dermassen mit seinen Drohungen, daß sie keinen andern Ausweg sah, als sich insgeheim, die Hülfe des Cyrus zu erbitten. Cyrus lachte, daß der Held, der der Schönheit erst so muthig Troz geboten hatte, nun von ihr bezwungen war. Er schikte einen Vertrauten an ihn, und ließ ihm wissen, daß er nichts dagegen habe, wenn er das Weib gewinnen könne, aber Gewalt solle er nicht brauchen. Der Bote schalt den Araspes heftig aus, und sezte ihn in solche Furcht, daß er nicht mehr vor dem Cyrus sich wollte sehen lassen. Cyrus ließ ihn dennoch holen. Als er allein mit ihm war, sagt' er: Araspes! ich sehe, daß du dich vor mir fürchtest und schämst; das aber darfst du nicht. Ueber die weisesten der Menschen hat die Liebe gesiegt; und mir würd' es nicht besser gehen, wenn ich mich in die Gefahr wagte. Ich bin selber Schuld, daß du hinein gefallen bist, denn ich habe von dir das Unmögliche verlangt.

Araspes, der von dem Cyrus etwas ganz anders besorgt hatte, fiel ihm zu Fuß, und rief: O Cyrus! du bist doch immer der nehmliche! Immer bereit, den Fehlenden zu verzeihen. Meine Freunde haben mich so geängstigt! Wär' ich ih-

nen gefolgt; du hättest mich in meinem Leben nicht wieder gesehen.

Es ist gut, sprach Cyrus, daß du ihnen nicht gehorcht hast; aber wenn du willst, so kannst du bey der Besorgniß deiner Freunde mir einen grossen Dienst thun. O Cyrus! rief der Jüngling: gebeut, was du willst: ich will alles thun, um meinen Fehler gut zu machen.

Gehe, sprach Cyrus, zu deinen Freunden, und sag' ihnen nicht, daß du mich gesprochen hast; vielmehr laß sie glauben, daß du mich über alles fürchtest, und heimlich davon gehen wollest. Geh' auch würklich insgeheim zu den Feinden, die, wie ich höre, in der Nähe sind. Dort stelle dich, als ob du aus Furcht vor mir zu ihnen flöhest. Du wirst dadurch ihr Vertrauen leicht gewinnen, und wenn du dann ihr Lager und alle ihre Anschläge erforscht hast; so kehre wieder zu uns, und gieb uns Nachricht von allem. Vortreflich! rief Araspes; denn je eher ich komme, desto wahrscheinlicher wird meine Flucht seyn. — Aber, sagte Cyrus lächlend, wirst du dich von deiner lieben Panthea so losreissen können? O König! antwortet' Araspes, ich muß warlich zwo Seelen haben: Diese Philosophie hab' ich von der bösen Liebe gelernt. Unmöglich kann eine und die nemliche Seele auf einmal

so gut und so böse seyn. Herrscht nun die gute, so thu' ich recht; aber hat die böse die Oberhand, so will ichs umsonst.

Cyrus unterrichtetete ihn hierauf, was er den Babyloniern von ihm sagen sollte, und befahl sonderlich, ihre Schlachtordnung so einzurichten, wie ers für das beste hielt, aber alles aufs genaueste zu bemerken, und wo möglich bis auf den Tag der Schlacht bey ihnen zu bleiben, damit die Babylonier ihre Ordnung nicht änderten, und Cyrus die seinige nach der ihrigen am vortheilhaftesten stellen könnte.

Araspes schlich hierauf weg, und begab sich noch den nemlichen Abend zum Feinde.

Kaum war seine Flucht unter dem Heer bekannt geworden, so schikte Panthea zum König und ließ ihm sagen: bekümmre dich nicht, daß du einen untreuen Freund verlohren hast. Wenn du mir erlaubst, nach meinem Mann zu senden; so will ich für ihn dir einen treueren, und gewiß einen weit besseren Freund schaffen. Cyrus erlaubt' es ihr, und nach wenigen Tagen kam Abradates, ihr Mann, mit zwey tausend auserlesenen Reutern ins Lager. Panthea empfieng ihn mit offenen Armen, und erzählte ihm, nach

der ersten Freude ihrer Wiedervereinigung, wie gütig Cyrus sie aufgenommen, wie gütig er sie gehalten, und gegen seine eigene Freunde beschüzt habe. ---- Abradates gieng von ihr zum Cyrus, dankte ihm mit aller Wärme eines Liebenden, und übergab sich und die Seinen dem Beschüzer seiner Geliebten. Cyrus führte ihn herum in dem Heer. Eben damals war er mit einer neuen Art von Streitwagen fertig geworden, an welchen auf beyden Seiten, an den Rädern und der Axe, Sicheln bevestiget waren, womit sie alles, was ihnen nahe kam, Waffen und Mann durchschnitten. Abradates lobte die Erfindung, und erbot sich, mit seiner Reuterey hundert solcher Wagen darzustellen, die er anführen wollte. Cyrus nahm sein Erbieten mit Freuden auf, und Abradates kam noch damit zu Stand', ehe die Feinde sich zeigten.

Das Babylonische Heer war indessen immer näher gerükt. Eine Vorwache sahe schon von weitem den Staub von dem Zug, und gab dem Cyrus eilend Nachricht davon. Cyrus freute sich darüber, aber da zugleich die Nachricht einlief, das Babylonische Heer wäre kaum zu übersehen, so gerieth seine Armee in einiges Schreken. Er und seine Freunde beruhigten sie aber durch ihren Muth, und sie zogen getrost gegen den Feind.

Sobald sie von dem Feind gesehen wurden, schlich Araspes sich von den Babyloniern weg: die Vortruppen des Cyrus fiengen ihn auf, und brachten ihn zum Könige. Dieser lief auf ihn zu, und umarmte ihn. Jedermann erstaunte über des Jünglings Verwegenheit, und über des Cyrus Güte. Cyrus aber löste ihnen das Räthsel auf, und lobte die Treue des Araspes, der für ihn sogar die Schande für treulos gehalten zu werden übernommen hatte. Araspes erzählte nun, daß die Babylonier am nächsten Morgen in Schlachtordnung treten würden. Er beschrieb ihre ganze Stellung, und bemerkte sonderlich, daß die Egyptier, die ein besonders Glied ausmachen sollten, von allen die tapfersten, und am meisten zu fürchten wären. Cyrus machte dieser Nachricht zufolge seinen Plan, und beorderte unter andern den Abradates mit seinen Wagen vorzüglich gegen die Egyptier: darauf ließ er seine Truppen ruhen. Des andern Tages stund Abradates frühe auf. Als er seine Waffen anlegen wollte, bracht' ihm Panthea, einen goldenen Helm und eine ganze goldene Rüstung, die sie aus ihrem Schmuck für ihn hatte machen lassen. Abradates war ausser sich vor Freuden über die Rüstung; er fiel seiner Panthea um den Hals, und rief: O du beste der Weiber! hast du deinen

Schmuk weggegeben, um deinen Mann damit zu zieren? Mein schönster Schmuk, sagte sie, bist du. Erinnre dich, daß wir dem Cyrus alles zu danken haben und fechte für ihn, wie ers um uns verdient. --- Abradates hob die Augen gen Himmel: O ihr Götter! laßt mich würdig der Freundschaft des Cyrus und der Liebe des edelsten unter allen Weibern zurük kehren! Hierauf legte er die Waffen an, und Panthea begleitete ihn zum Wagen. Er war einer der schönsten Menschen; man konnte nichts schöners sehen, als ihn in der Rüstung, dennoch sahen alle Augen nur auf Panthea. Indem er auf den Wagen stieg, gab sie ihm noch einmal die Hand, und als er schon saß und sie nicht mehr ihn berühren konnte, küßte sie noch den Siz, den er bestiegen hatte, bis man sie wegführte.

Unterdessen stellten sich beyde Heere in Schlachtordnung. Cyrus gieng überall herum und theilte seine Befehle aus, und sprach den Anführern Muth zu. Endlich wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Abradates stürzte mit seinen Wagen in die Egyptier; was die Sicheln ergreiffen konnten, wurde zerschnitten; und der halbe Hauffe war schon getrennt und zertreten. Die Wagen fuhren über die zerschnittenen Leiber und Waffen; Abradates seiner fiel aber mitten in

dem Kampf, und der unglükliche verlohr sein Leben unter den erschlagenen Feinden. Der Ueberrest der Egyptier, der von den Wagen nichts gelitten hatte, focht mit unglaublicher Tapferkeit; auch das Babylonische Heer stritt mit ungewöhnlichen Muth, und schon wurd' ein Flügel des Cyrus zum Weichen gebracht; Aber Cyrus selbst fiel dem Feinde mit einer auserlesenen Mannschaft in den Rüken, und sezte alles in Verwirrung. Ein Babylonier, der unter den Pferden lag, riß dem Pferde des Cyrus mit dem Säbel den Leib auf. Der König stürzte mit ihm nieder; aber gleich sprang einer von seinen Freunden ab, und gab ihm seins. So bald er wieder saß, neigte sich der Sieg völlig auf seine Seite. Die Babylonier und ihre Hülfstruppen flohen haufenweis, und nur die Egyptier hielten noch Stand. Sie hatten sich enge zusammen geschlossen, dekten ihre Häupter mit ihren Schilden, und vertheidigten alle Seiten mit ihren langen Spiessen, welchen niemand sich nahen durfte. Cyrus bewunderte ihre Tapferkeit, und ließ ihnen sagen: ob sie denn für die, die sie verliessen, sich umbringen lassen, und nicht lieber sich selbst erretten wollten, da sie doch so tapfre Männer wären? Und wie soll uns das retten, daß ihr uns für tapfer haltet? antworteten sie. Wir sehen, sprach der Herold des

Cyrus, daß ihr noch ganz allein Herz habt, im Felde zu stehen. Was sollen wir denn thun? fragten jene. Cyrus will euer Freund seyn, versezte der Herold, wenn ihr ihm versprecht, keinen seiner Feinde bey euch zu verbergen, und die Waffen niederzulegen. Sie wurden hierauf eins, daß sie auf diese Bedingung sich ergeben wollten; nur behielten sie sich vor, daß sie nie wider die Babylonier, für welche sie ins Feld getreten waren, gebraucht würden. --- Cyrus vertheilte sie nachher in verschiedene Städte, wo sie ihm, so lang er lebte, getreu blieben.

Als die Schlacht vorüber war, und des Cyrus Freunde sich um ihn versammelten, da vermißte er den Abradates. Man erzählte ihm sein unglückliches Schiksal. Er eilte auf den Plaz; aber als er hin kam, sah er ein trauriges Schauspiel. Abradates lag in seinem Blut unter den Todten, und Panthea kniete vor ihm, bleich und in Thränen. Cyrus weinte. Liebe, treue Seele! rief er: so bist auch du dahin, und hast uns verlassen? Darauf ergriff er die Hand des Todten; aber sie blieb ihm in der seinigen, denn die Egyptier hatten sie abgehauen. --- Cyrus gab sie dem Weibe, die küßte sie, und legte sie wieder zurecht. --- So ist er ganz verstümmelt! rief sie: was willst du mehr sehen? Er hat das

alles um meinetwillen gelitten; vielleicht auch für dich, Cyrus! Ich empfahl ihm, als er in die Schlacht gieng, deiner werth zu seyn. ---- Cyrus schwieg einige Minuten; endlich sprach er: Abradates ist wohl gestorben, er starb im Sieg; aber du, sey unbesorgt; wir werden den Todten ehren, wie ers verdient, und ihm ein würdiges Grabmahl sezen. Dich selbst aber verehr' ich, Weib! und werde dich schüzen, und hinführen lassen, wohin du willst. Sage nur, bey wem du zu bleiben gedenkst? Panthea antwortete: ich werde dich bald wissen lassen bey wem ich bleiben will. --- Als Cyrus weg war, ließ Panthea ihre Sklaven auf die Seite gehen, und behielt niemand bey sich, als ihre Amme. Wenn ich todt bin, sagte sie dieser, so deck' uns mit einem Mantel beyde zu. Die Alte wollt' ihr zu Füssen fallen, und sie bitten, keinen grausamen Entschluß zu fassen; ehe sie aber noch reden konnte, war es geschehen. Drey von den Sklaven erstachen sich zugleich; und Cyrus erstaunt über die Liebe des Weibes, und über die Treue der Sklaven, ließ an eben dem Ort' ein Grabmahl bauen, das von den Liebenden bis zu den Sklaven reichte, und alle zusammen bedekte.

Durch den Sieg des Cyrus über den König von Babylon wurde nichts gewonnen; denn

der König warf sich in seine Hauptstadt, und die war vest genug, um ihn zu sichern. Die Mauren, wie ich bey Gelegenheit der Erbauung dieser Stadt oben erzählte, waren zum Einrennen zu stark, die Thore so wohl verwahrt, der Fluß, der durch die Mauren floß, so tief, daß die Belagerung unmöglich schien. Ueberdem war die Stadt so groß, daß sie das Heer nicht einzuschliessen vermocht', und hätte sie Cyrus eingeschlossen, so mit Lebensmitteln versehen, daß sie nicht befürchten durfte ausgehungert zu werden. So gar lag um jedes Haus so viel Ackerfeld, daß sich, auf ein Menschenalter die Einwohner und die Besazung nothdürftig ernähren konnten.

Cyrus sah diese Schwierigkeiten wohl ein; seinem Muth und seinem Geist aber war nichts unmöglich. Er stellte sich, als wollt' er die Stadt würklich einschliessen, und ein Lager um sie bevestigen. Er fieng an, die Graben dazu aufzuwerfen, und zog einen davon so breit und so tief, als der Fluß war, der durch dieStadt floß: diesen führt' er bis an die andere Seite, wo der Fluß wieder aus der Stadt herausfloß. Oben und unten ließ er einige Stücke unaufgegraben, so, daß die Babylonier sich nichts anders einbildeten, als, der Graben wäre bloß zur Beve-

stigung des Lagers bestimmt. Unbesorgt wegen des Einschliessens, weil ihr Vorrath unerschöpflich war, lachten sie über sein Unternehmen, und lebten ruhig fort, wie bisher. Cyrus gab unterdessen auf ihre Handlungen genau Acht. Einst feyerten sie ein grosses Fest, eben das, welches Daniel, der in diesen Zeitpunkt fällt, beschrieben hat, wo die bekannten Worte: Mene tekel Phares an die Wand geschrieben wurden. Cyrus hatte kaum davon gehört, so hielt er alles in Bereitschaft. In der Nacht, da die Babylonier trunken waren, ließ er den Graben auf beyden Seiten, bis zum Euphrat durchstechen; der Fluß stürzte sich in den Graben, und es blieb eine Furth, durch welche man bequem in die Stadt kommen konnte. So zogen die Soldaten des Cyrus hinein. Fast ohne Schwerdtschlag giengen sie gerade bis zum Pallast; da schlugen sie alles todt, was ihnen anstieß. Sie drangen in des Königs Zimmer, und ermordeten ihn und alle seine Wachen und alle seine Freunde. Einige aus der Stadt wollten sich wehren; aber Cyrus machte bekannt, Er würde keinem, der sich ergäb', etwas zu leide thun, hingegen alles ausrotten, was sich wiedersezte: da ergab sich die ganze Stadt.

Den ersten Tag beschäftigt' er sich mit Vertheilung der Wachen und Verlegung seines Heers. Am andern ließ er bekannt machen, daß, wer etwas zu klagen oder ihn um etwas zu bitten hätte, an den Pallast kommen, und es ihm vortragen sollt'. Er erschien auch würklich vor dem Pallast; aber der Zulauf war so groß, daß er von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang saß, und noch mehrere ungehört wegschiken mußt', als er abgefertigt hatte. Den folgenden Tag kamen noch mehrere. Cyrus sah die Unmöglichkeit, alle zu hören; er befahl ihnen, sich weg zu begeben, und ihn mit seinen Freunden allein zu lassen. Mit diesen überlegt' er eine neue Einrichtung. Ich kann, sagt' er, wenn ich allen den Zutritt vergönnen will, nichts anders thun von Morgen bis in die Nacht; kann des Lebens nicht geniessen, noch meiner Freunde. Er verschloß sich von dem Augenblik an in seinen Pallast, und nur durch seine Freunde konnte man sich ihm nähern. Unterdessen ließ er seine Perser und die tapfersten des Heers, das er nach Babylon gebracht hatte, beständig in den Waffen üben, und streng in der vorigen Kriegszucht unterhalten.

Als das Ende seines Lebens herankam, erschien ihm eine Gestalt im Traum, edler, als

Menschengestalt, und rief: bereite dich, Cyrus! die Götter rufen dich. Der Traum erschrekte ihn nicht. Er stand auf zu opfern, und legte sich wieder nach dem Opfer. Seine Freunde kamen ihn zum Bade zu begleiten; er wollt' aber nicht aufstehen. Auch aß er nicht mehr; sondern begnügte sich, zu trinken. So lebt' er drey Tage lang; am dritten rief er seinen beyden Söhnen und seinen Freunden, und sprach zu ihnen:

Meine Söhne! und ihr, meine Freunde! Ich weiß, das Ende meines Lebens ist nahe: trauret nicht, wenn ich todt bin; sondern denkt, daß ich dann glücklich bin, und freut euch! Mich dünkt, ich hab' als Knabe, als Jüngling, und als Mann, gethan und erworben, was jedem Alter zukömmt. Meine Kraft nahm mit den Jahren mehr zu, als ab; so, daß ich in meinem Alter mir nicht schwächer scheine, als in meiner Jugend. Alles, was ich anfieng, gieng mir von statten. Meine Freunde hab' ich glücklich gemacht, meine Feinde mir unterworfen, und mein verwaistes, in Asien unbekanntes Vaterland hab' ich zum Herrn vieler Nationen erhoben. Von dem, was ich hatte, verlor ich nichts, und alle meine Wünsche wurden erfüllt. --- Doch war ich nicht ganz glücklich, weil die Furcht, es möcht' in der Zukunft nicht

alles so bleiben, mir immer vor Augen schwebte. Nun bin ich am Ende; sehe euch noch leben, ihr Kinder, sehe mein Vaterland, sehe meine Freunde glücklich. — Was kann nun meinem Glücke noch fehlen: oder die Aussicht auf einen ewigen Nachruhm verdunkeln?

Ich muß nun einen Nachfolger ernennen, damit nicht Uneinigkeit zwischen euch entstehe. Ich liebe euch beyde gleich, meine Kinder! Aber dem Erstgebohrnen, der nothwendig die meiste Erfahrung haben muß, geb' ich den Vorzug im Rath und bey dem Heer. Ihr wißt, daß nach meinen und euern vaterländischen Sitten die ältern immer den Vorzug vor den jüngern haben, nicht allein unter Brüdern, sondern in der ganzen Nation. Auch seyd ihr immer zur Achtung gegen die ältern gewöhnt worden, und mein Befehl ist folglich nichts neues. Du, Cambyses, sollst König seyn; die Götter habens gewollt, und ich, so viel ich wollen kann. Du, Smerdis, sollst Stadthalter der Meder, Armenier und Cadusier seyn: Du siehst, ich mache deinen Bruder grösser, aber dich mach' ich glücklicher. Ich weiß kein Glück, das dir fehlt; du hast alles, was Menschen zu ihrer Zufriedenheit brauchen. Aber der König wird in tausend Sorgen schweben. Ueberfluß von Gewalt wird ihn antreiben, mit den grösten Schwierigkei-

ten zu kämpfen, seine Nacheiferung meiner Thaten wird ihm keine Ruhe lassen; immer wird er auf neue List sinnen müssen, seinen Endzweck zu erreichen, immer sich von seinen Feinden und Schmeichlern betrogen sehen. Alle die Mühseligkeiten bekömmt dein Bruder mit meinem Scepter, und von allen bist du weit freyer. Urtheile, wer von beyden das vergnügteste, glücklichste Leben hoffen kann.

Du, Cambyses, weißt, der goldne Scepter kann die Gewalt, die ich dir übergebe, nicht allein erhalten; die Treue deiner Freunde ist der sicherste Scepter. Glaub aber nicht, daß die Treue dem Menschen angebohren wird, sonst müßte alles, was Mensch ist, sie haben. Du mußt sie dir treu machen; nicht mit Gewalt; die thuts nicht; aber Güte und Wohlwollen thuts. --- Willst du dir neue Freunde machen, welche dich auf dem Thron schüzen, so fange nicht von Fremden, sondern fange von deinen Landsleuten an: Unsere Landsleute sind uns immer treuer, als fremde. Die, die mit uns in Einem Haus', an Einem Tische leben, hangen uns mehr an, als andre: Wer aber wird unter allen am treusten seyn? Wird's nicht der seyn, der mit uns aus eben dem Blute gezeugt, von eben der Mutter gebohren, in eben dem Haus' erzogen, von eben den Eltern geliebt

worden ist, und eben dem Vater, eben der Mutter angehört? --- Laßt also das, wodurch die Götter Brüder zusammen binden, nicht bey euch vergebens seyn; zieht vielmehr diese Bande durch gegenseitiges Wohlwollen noch enger zusammen, und eure Freundschaft wird unzertrennlich seyn. Wer für seinen Bruder sorgt, der sorgt zugleich für sich; denn, wem kann die Macht des Bruders mehr nüzen, als dem Bruder? wem dadurch mehr Ansehen zuwachsen, mehr Sicherheit, als ihm? Also, mein Smerdis, sey du deinem Bruder am gehorsamsten unter allen: sein Glück und Unglück hat auf niemand grössern Einfluß, als auf dich; wer kann deine Wohlthat dir besser vergelten, als er? Stehst du ihm bey in seiner Noth, wer kann dir wieder besser aus der deinen helfen? Was kann dich vor den Menschen verhaßter machen, als wenn du ihn nicht liebst; was kann dir mehr Ehre bringen, als deine Freundschaft für ihn? Und, Cambyses! nie kannst du die scheelsüchtige Nacheiferung der Grossen besser abwenden, als wenn du deinen Bruder unter allen am höchsten achtest. Also, um der Götter unsrer Väter willen, ihr Kinder, und um meinetwillen, liebt euch! Wollt ihr mir nach meinem Tode noch wohlthun; liebt euch unter einander. ---

Ihr wißt nicht, Kinder, ob, wenn ich nun gestorben bin, ich nicht dennoch lebe. Ihr habt meine Seele nicht gesehen, aber aus meinen Handlungen habt ihr geschlossen, daß eine Seele in mir ist. --- Habt ihr nicht gesehen, wie die Seele des Beleidigten den Beleidiger ängstigt? welche Rächer die eine Seele der andern zusendet? Oder glaubt ihr, daß die Ehre und der Name der Verstorbenen auf Erden bleiben würde, wenn sie nicht immer noch lebten? Ich wenigstens habe nie mich überreden können, daß unsre Seelen, so lang sie in dem Körper sind, leben, und dann auf Einmal wie ein Hauch verfliegen sollten. Ich sahe vielmehr, daß nicht der Leib der Seele, sondern die Seele dem Leibe das Leben giebt, und es schien mir unglaublich, daß die Seele aufhören sollte zu denken, wenn sie von dem Körper, der doch selbst nie denkt, geschieden wäre. Vielmehr bin ich überzeugt, die Seele werd' eben dann am meisten denken, wann sie vom Körper entladen ist. Wann der Mensch aufgelöst wird, so sehen wir alles zu seiner ersten Materie zurückkehren; nur die Seele nicht. Sie allein sehen wir nicht, weder wenn sie da, noch wenn sie weg ist. Auch bemerken wir, daß nichts dem Tod' ähnlicher sey, als der Schlaf; und sieht die Seele nicht im Schlaf die Zukunft, ist sie da nicht am freysten, der Gottheit am ähnlichsten? ...

Wenn also mein Erwarten mich nicht trügt, wenn die Seele nicht stirbt, sondern nur ausgeht aus dem Leibe, so habt Ehrfurcht vor meiner unsterblichen Seele, und thut, was ich euch bitte. Ist meine Hoffnung aber ein blosser Traum, und stirbt die Seele zugleich mit dem Leibe, so habt wenigstens Ehrfurcht vor den unsterblichen Göttern, die alles sehen, alles können, und den ganzen Bau der Erde so unversehrt, unveraltet, unverbrochen, in der unaussprechlichen Grösse und Herrlichkeit erhalten; die verehrt dann wenigstens, und thut, und denkt nichts Böses, nichts Unheiliges. Nach ihnen habt Ehrfurcht vor dem ganzen Geschlecht der Menschen um euch her. Euch haben die Götter nicht ins Finstre gestellt; sondern eure Werke sind offenbar, so lange die Erde steht: die werden euch über alle Menschen erheben, wenn sie gut und rein von aller Ungerechtigkeit sind; aber wenn ihr selbst einander übel wollt, selbst ungerecht gegen einander seyd, so werdet ihr das Vertrauen aller Menschen verlieren. Wer kann euch vertrauen, wenn ihr, wo alles euch zusammen hält, gegen einander selbst keine Treue haltet?

Lernt von der vorigen Zeit, ob das wahr ist, was ich euch sage, oder nicht? Sie ist die beste Lehrerinn. Ihr werdet in den Geschichten Eltern finden, die ihre Kinder; Brüder, die ihre Brüder

liebten; ihr werdet andre finden, die sie haßten: achtet auf beyder Schicksal, und ahmt denen nach, die am glücklichsten geworden sind.

Wenn ich nun todt bin, Kinder! so legt meinen Leib weder in Gold, noch in Silber, noch in sonst etwas; übergebt ihn, so bald es seyn kann, der Erde. Denn was ist besser, als bald wieder mit der Erde vereinigt zu werden, die alles, was gut und schön ist, hervorbringt und erhält? — Ich war immer ein Freund der Menschen, und freue mich nun, mit ihrer wohlthätigen Mutter wieder vereinigt zu werden. — Aber mich dünkt, ich fühle, daß meine Seele mich anfängt da zu verlassen, wo sich bey allen, wie ich glaube, die Trennung anzufangen pflegt. Wenn also noch einer meine Hand berühren, oder mein Auge noch im Leben sehen will, der komme! wenn ich aber einmal bedeckt bin, so bitt' ich euch, Kinder! laßt niemand meinen Leib mehr sehen; seht ihn auch selber nicht mehr. — Ruft dann alle meine Perser, und alle meine treue Soldaten zu meinem Grabe sich mit mir zu freuen, daß ich endlich im Hafen bin, und kein Unglück mehr leiden kann; es sey nun, daß meine Seele bey den Göttern lebt, oder daß sie gar nichts mehr ist. — Und wer dann von ihnen kommen wird, den beschenkt, wie sichs für einen reichen und mächtigen König schickt. —

Endlich erinnert euch meines lezten Worts: Wenn ihr euern Freunden wohl thut; so wird euch kein Feind wehe thun können. --- Nun lebt wohl, ihr lieben Kinder! Grüsset von mir eure Mutter. --- Lebt wohl, alle meine Freunde, hier, und wo ihr seyd! ---

Als Cyrus das gesagt hatte, deckt er selber sich zu, und starb.

Ob gleich Cyrus im Anfang seiner Herrschaft über Babylon den Druck und die Armuth des Volks für nothwendig zu seiner Sicherheit gehalten hatte; so war er doch nachher von dieser falschen Staatskunst abgewichen, und mehr der Vater, als der König seines Volks geworden.

Er hatte den Juden, welche damals in der Gefangenschaft des Königs von Babylon waren, erlaubt, wieder in ihr Land zu ziehen, und ihren Tempel aufzurichten. Diese Nation also blieb ihm ganz ergeben, und da er zugleich alle seine übrige Unterthanen durch seine Tapferkeit, seine Gerechtigkeit und seine Wohlthaten sich zu eigen gemacht, so wurd' es seinem ältesten Sohn Cambyses leicht, das väterliche Scepter zu erhalten.

Wenige Jahre saß Cambyses auf dem väterlichen Thron, als er den Entschluß faßte, Egypten zu erobern, und die Grenzen seines Reichs über ganz Afrika zu erweitern.

Es herrschte, in den lezten Zeiten des Cyrus, in Egypten ein König, Namens Amasis, ein Mann von geringer Herkunft, der in einem Aufruhr gegen den vorigen König auf den Thron gestiegen war. Es reute die Egyptier bald, daß sie den königlichen Stamm vertilgt, und diesem die Herrschaft über sich anvertraut hatten; aber Amasis gewann sie wieder ohne Mühe durch einen glücklichen Einfall. Er nahm ein goldnes Becken, in welchem er und die seinigen bey ihren Gastereyen die Füsse zu waschen pflegten, das Becken ließ er heimlich umschmelzen, und ein Götterbild daraus giessen, das er auf einem öffentlichen Plaze ausstellte. Als nun das Volk und die Vornehmsten diesem Bild' alle gottesdienstliche Ehre erwiesen, trat er auf, und sprach: seyd ihr nicht thöricht, ihr Egyptier? dieses Bild war ein Waschbecken, in welchem wir von allen Unreinigkeiten uns säuberten; nun betet ihr es an. Mich, der ich vormals nicht geringer war, als ihr, und den ihr zum König gemacht habt, mich wollt ihr verachten.

Das Volk fand seine Rede gegründet, und weil er ein vernünftiger und gerechter Mann war, so erwarb er sich von neuem die Liebe und das Zutrauen der Nation.

Cambyses war selber im Anfang seiner Regierung in so gutem Vernehmen mit ihm, daß er seine Tochter heurathen wollte. Amasis sah diese Ehe nicht gern, weil er ihm nicht traute; doch wagte er noch weniger, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Er hoffte sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß er, statt seiner Tochter, ihm die Tochter des vorigen Königs Nitetis zuschickte; diese gestand aber dem Cambyses die Wahrheit, worüber er so erbittert wurde, daß er gleich sich entschloß, **Egypten** mit Krieg zu überziehen. Amasis erlebte die Ausführung dieses Entschlusses zwar nicht; aber sein Sohn **Psammeintes** empfand des **Cambyses** Zorn desto schwerer.

Der König bewaffnete seine **Perser**, und zog aus. Er hatte einen Griechen, Namens **Psanes**, bey sich, welcher vor dem ein Freund des **egyptischen** Königs gewesen, nachher aber von ihm abgefallen war; dieser rieth dem König, daß er mit den **Arabern** ein Bündniß machen sollte, um durch sie in den langen trocknen Gegenden, wo-

durch er seine Armee nach Egypten führen müßte, das Wasser, das er zu ihrem Unterhalt brauchte, zu erhalten. Das Bündniß wurde geschlossen, und das persische Heer kam glücklich in Egypten an. Psammeintes gieng ihm mit seinem Heer entgegen, und beyde Feinde stiessen kaum zusammen, so stellten sie sich gegen einander in Schlachtordnung. Die Griechen, die bey dem egyptischen Heer dienten, waren äusserst über den Psanes entrüstet, weil er sich zu dem Cambyses begeben, und sein Heer in das Land ihres Freundes, des Königs von Egypten, geführt hatte. Ihre Wuth trieb sie so weit, daß sie seine Kinder, die er in Egypten gelassen hatte, vor dem Angesicht der persischen Armee ermordeten, und ihr Blut mit Wein vermischt aus Bechern tranken. Eine so grausame That reizte auch die Perser zur Wuth. Sie stürzten auf die Egypter, und siegten nach einem hartnäckigen Gefechte. Die Egyptier flohen nach Memphis. Der König schickte an sie einen Herold, um ihnen den Frieden zu verkündigen, wenn sie sich ergeben wollten. In ihrer Wuth zerrissen sie aber den Gesandten, und brachten alle seine Gefährten um. Cambyses, in voller Rache, ließ die Stadt Memphis angreiffen, und eroberte sie nach einem kurzen Widerstand. Er machte darinn den König und die vornehmsten Egyptier zu Gefangnen, und be-

fahl, wegen der seinem Gesandten zugefügten Beleidigung, für jeden Mann, welcher damals von den Egyptiern war umgebracht worden, zehn ihrer Vornehmsten hinzurichten. Den König hielt er in einer der Vorstädte in Verhaft. Entweder um ihn noch mehr zu quälen, oder um zu sehen, was er für ein Mann wäre, ließ er an seinem Gefängniß zuerst die Tochter des Königs in einem Sklavenkleide vor seinen Augen vorbeyführen, Wasser zu holen. Alle Umstehende weinten laut; aber der König schwieg, und heftete die Augen auf den Boden. Nach ihr ließ er die Egyptier, die er hinzurichten befohlen hatte, unter denen auch des gefangenen Königs Sohn war, eben dahin bringen. Der König erkannte seinen Sohn; schwieg aber wie zuvor, und sah auf den Boden. Endlich kam einer von des Königs ehemaligen Freunden, ein alter Mann, der vor dem in allem Ueberfluß gelebt hatte, und nun in der grösten Dürftigkeit dahin kroch. Da brach der König in lautes Heulen aus, schlug an seinen Kopf, und rief dem Unglücklichen. Cambyses hatte des Königs Betragen gesehen. Er ließ ihn vorführen, und fragte: warum er zu dem Unglück seiner Kinder geschwiegen, und nun über den alten Mann so heftig sich betrübt hätte? Das Unglück meiner Kinder, sprach der Egyptier, ist für Thränen zu groß; über den Alten, der mein Freund war,

mit dem ich alle Freuden theilte, und der jezt, als Greis, im tiefsten Elend verschmachtet, über ihn konnt ich weinen. Cambyses wurde gerührt, und gab dem König nicht allein seine Freyheit, nebst einem jährlichen Gehalt; sondern er wollte auch seinem Sohn das Leben schenken. Der Sohn aber war schon hingerichtet. Der König überlebte ihn auch nicht lang; denn, da er sich bald darauf in eine Verschwörung wider den Sieger einliesse, und diese mißlung, so wurde er vom Cambyses mit dem Tode bestraft.

Das Glük des **Cambyses** in **Egypten** machte, bey seiner unbändigen Gemüthsart, ihn von der Zeit an, wie rasend. Er faßte den Entschluß, auf einmal drey Kriege zugleich anzufangen; einen mit den **Carthaginensern**, einen mit den **Ammonitern**, und den dritten mit den **Ethiopiern**. Der erste kam nicht zur Ausführung. Die **Carthaginenser** lagen an der Küste des **mittländischen Meers**, den **Egyptern** gegen Abend. Sie waren Handelsleute, und schon damals so mächtig auf der See, daß, um sie anzugreiffen, eine Flotte nöthig war. **Persien** hatte keine; **Egypten** eben so wenig; und unter seinen Freunden waren die **Phönicier** und die aus **Cypern** die einzigen, von welchen er eine hoffen durfte. Die **Phönicier** entschuldigten sich damit, daß Car-

thago eine Pflanzstadt von ihnen wär', und sie keinen Krieg wieder ihre eigene Kinder führen könnten; und die Cyprier allein waren zu schwach. Er ließ also diesen Entwurf fahren. Gegen die Ammoniter schikte er fünfzigtausend Mann. Dieses Heer mußte durch eine Wüste gehen. Nach etlichen Tagreisen erhob sich, wie es in diesen Gegenden oft geschieht, ein heftiger Wind von Mittag, welcher so viel Sand mitbrachte, daß die ganze Armee darunter verschüttet wurde. So war auch dieser Vorsaz vereitelt. Bey dem dritten war er nicht viel glüklicher. Die Ethiopier wohnten weit unter Egypten, gegen Mittag. Man erzählte bey den Alten so viel sonderbares von der Rechtschaffenheit und den Vorzügen dieser Nation, daß Homer nach einer damals bekannten Sage, die Götter sogar von dem Himmel herab zu ihren Gastereyen steigen läßt Vermuthlich hat zu dieser Sage die Tafel der Sonne, die sie unter sich hatten, Gelegenheit gegeben. Das war eine weite Wiese, die jede Nacht von den Vorgesezten mit allerley Arten von Fleisch besezt wurde. Am Morgen gieng das Volk hinaus, und verzehrte den Vorrath, im festen Glauben, daß alle diese Dinge über Nacht aus der Erde gekommen wären. Vielleicht gründet sich die deutsche Erfindung des Schlaraffenlandes auf diese alte Tradition. Es

mag aber damit seyn, wie ihm wolle; so wurde Cambyses neugierig dieses Land zu kennen, und sein unermeßlicher Stolz gab ihm ein, es unter seine Gewalt zu bringen. Er schikte Gesandte mit Geschenken an den König, und ließ, unter dem Vorwand, um dessen Freundschaft zu werben, sein Land auskundschaften. Als die Gesandten vor den König der Ethiopier kamen, und ihren Vortrag thaten, nahm der König einen Bogen, ohngefähr so gestaltet wie unsre Armbrüste; aber von erstaunlicher Schwere und Stärke. Nehmt, sagt er: den Bogen; bringt ihn eurem König, und sagt ihm, daß, wenn er und seine Perser den so leicht spannen könnten, als ich und jeder aus meinem Volk, er kommen, und sich an uns wagen soll; denn ich weiß, er sucht nicht meine Freundschaft, sondern ihr seyd hier, um das Land auszukundschaften. Euer König, sezte er hinzu, muß ein ungerechter Mann seyn, weil er nicht mit dem zufrieden ist, was er hat, sondern auch andern noch das Ihre nehmen will; aber sein Glük ist, daß die Kinder der Ethiopier gerechter sind. Die Gesandten, über die ausserordentliche Schwere des Bogens, und über die Stärke, Größe und Schönheit des Königs und seiner Leute erstaunt, legten ihm ihre Geschenke dar. Er sah einen Purpurmantel an, und fragte, was das wäre,

und wie er bereitet würde? Die Gesandten erzählten ihm, wie die Wolle gesponnen, gewebt und gefärbt würde. Ihr seyd Betrüger, antwortete der König, mit eurem Färben, daß ihr anders aussehen wollt, als ihr seyd. Er nahm darauf einige von den Salben, die Cambyses ihm schikte, und fragte gleichfalls, wie die gemacht und wozu sie gebraucht würden? Die Gesandten erklärtens ihm: und auch da seyd ihr Betrüger, sagt' er, weil ihr anders riechen wollt als ihr riecht. Nur mit dem Wein, den ihm die Gesandten nachher zeigten, war er zufrieden. Als er ihn versucht hatte, fragte er die Gesandten: was ißt denn euer König? Sie antworteten: er äße Brodt, und erklärten ihm, wie die Frucht aus der Erde wüchse, nachdem solche mit dem Schlamm der Flüsse oder dem Koth der Thiere wäre gedüngt worden. Wie alt, fragte der König, werden die Leute hierbey? höchstens, antworteten sie, kanns ein Perser auf achzig Jahre bringen. Ha! sprach der König, das wundert mich nicht, daß ihr nicht älter werdet, da ihr Koth eßt. Wenn ihr den Trank nicht hättet, ihr würdets nicht einmal so hoch bringen. Wir, fuhr der König fort, essen nichts als Fleisch, und trinken nichts als Milch; aber alle werden wir wenigstens hundert und zwanzig Jahre alt. Er zeigte hierauf den Gesandten eine Quelle,

in welcher er mit den Seinigen sich zu baden pflegte, und deren Wasser so weich war, daß es wie Oel an der Haut hieng, und so leicht, daß das leichteste Holz darinn zu Boden sank. Von da führte er sie zu den Gefängnissen, wo alle Gefangenen in goldnen Ketten lagen, weil das Erzt bey den **Ethiopiern** weit seltner ist, als das Gold. Darnach sahen sie die Tafel der Sonne; und endlich die Todtenbehältnisse. Wenn einer bey den **Ethiopiern** starb, so dörrten sie den Leichnam, oder salzten ihn ein; dann überzogen sie ihn mit Gyps, und mahlten ihn so, wie der Gestorbene im Leben ausgesehen hatte. Den übertünchten Leichnam legten sie dann in eine Kapsel von einer Art Crystall oder gegrabnen Glases, das bey ihnen häufig gefunden wird. Die gläserne Särge stellte der nächste Anverwandte ein Jahr lang in seine Wohnung, und nach geendigtem Jahre brachten sie dieselben an einen öffentlichen Plaz vor der Stadt.

Als die Gesandten alles gesehen und ausgeforscht hatten, giengen sie heim.

C a m b y s e s hatte inzwischen seine Rache an dem Körper des vorigen Königs von E g y p t e n, des A m a s i s, ausgeführt, ihn aus seinem Grabmahl, wo er nach Art der E g y p t i e r ein-

gesalzen verwahrt lag, herausgenommen, ihn geißlen, hauen und mit Stachlen stechen, auf alle Art beschimpfen, und dann verbrennen lassen. Diese That machte ihn bey seiner Nation eben so verhaßt, als bey den Egyptiern: Denn die Perser welche das Feuer als einen Gott verehrten, hielten es für abscheulich, ihren Gott mit todten Menschen zu speisen: und die Egyptier, welche das Feuer für ein beseeltes Thier hielten, das alles und zulezt sich selber verzehrte, ärgerten sich zu sehen, daß ein Mensch und dazu ihr voriger König, den Thieren vorgeworfen wurde. Doch mußten beyde schweigen.

Die Gesandten, die aus Ethiopien zurückkehrten, überbrachten dem König auf das getreueste die erhaltene Antwort. Cambyses gerieth darüber in solche Wuth, daß, er, ohne die geringste Anstalt zu machen, und ohne einige Vorstellung anzunehmen, mit der Armee aufbrach, um die Ethiopier, wie er dachte, zu züchtigen. Sein Eigensinn gieng bis zur Raserey, denn er hatte mit dem Heer eine weite Wüste zu durchziehen, und konnte leicht voraus sehen, daß ohne Nahrungsmittel alles zu Grunde gehen müßte. Dennoch sezte er seinen Zug immer weiter fort. So lange der Boden noch Kräuter und Wurzeln trug, wars erträglich, das aber

dauerte

dauerte nur einige Tage. Sehr bald hatte nur der König, der seine ganze Küche mit allem nur ersinnlichen Vorrath nachführen ließ, noch etwas zu essen. Das ganze übrige Heer gerieth in die größte Hungersnoth. Anfänglich wär es Zeit gewesen, zurükzukehren, und den Fehler zu verbessern; aber die Leidenschaft des Königs gab es nicht zu.

Er rükte immer weiter; endlich kams dahin, daß seine Leute sich selbst einander auffraßen, und jedesmal zehn loosten, wer von ihnen den andern neunen zur Speise dienen sollte. Des Königs eigener Vorrath war auch beynahe aufgezehrt: da zog er mit dem kleinen Ueberrest seiner Armee zurük, und ließ von dem Unternehmen ab.

Als er wieder nach Memphis kam, fand er die Stadt in einer allgemeinen Freude. Sie hatten eben damals den Apis gfunden.

Der Apis war ein Stier, in welchem, wie sie glaubten, ihr Gott Osiris ihnen zu erscheinen pflegte. Osiris, erzählten die Egyptier, wär einer der ältesten ihrer Könige gewesen, der viele tausend Jahre vor dem Einfall des Cambyses gelebt hätte. Er und seine Frau, die Isis, hatten die Nation von dem ganz wilden

Zustand, in welchem sie damals lebte, zurük gebracht, und sie den Ackerbau und den Weinbau gelehrt. Er war nicht zufrieden, nur seine Nation glüklicher gemacht zu haben; sondern sobald er diese in seiner Erfindung unterrichtet hatte, nahm er eine grosse Anzahl der geschiktesten aus derselben mit, und zog mit ihnen durch die Welt, um auch andern Völkern eben diesen Dienst zu erweisen. Er lehrte erst einige von den Ethiopiern den Akerbau, dann gieng er durch Persien, Assyrien, und auch herüber nach Europa. Ueberall nahm man seine Geschenke mit Dank an. Wo er den Boden zum Wein nicht geschikt fand, lehrte er Bier kochen; überall aber pflanzte er die Früchte, die er in Egypten eingeführt. Er hatte ausserdem auch allerley Künstler bey sich, die den entfernten Nationen ihre Arbeiten zeigten, und sie darinnen unterrichteten; sogar führte er Tänzerinnen und Sängerinnen mit sich herum; und wenn man den alten egyptischen Schriftstellern glauben kann, so war es seine Gesellschaft, die nachher bey den Griechen als Götter und Göttinnen verehrt wurde: Er selbst unter dem Namen des **Bachus**; **Isis** als **Ceres**: seine Sängerinnen und ihr Anführer als **Apoll** und die **Musen**; seine Tänzer als **Satyren**; **Prometheus**; **Hercules**, und fast alle die Leute, welche die Griechen nachher als Götter verehr-

ten, sollen an seinem Hofe gewesen seyn, und theils ihn auf seiner wohlthätigen Wanderschaft begleitet haben, theils bey der Isis in Egypten zurükgeblieben seyn.

So ein wohlthätiges Geschöpf dieser Osiris war, es sey nun, daß er vom Himmel geschikt, oder von der Erde gebohren worden; so hatte er doch auch seine Feinde. Ein Anverwandter von ihm, Namens Typhon, stellte ihm, als er wieder zurük kam, nach dem Leben. Dieser Verräther ließ einen schönen Kasten, grade nach der Größe des Königs, machen. Er lud dann seine Mitverschwornen nebst dem König ein, und ließ, da sie beysammen waren, den Kasten in das Zimmer bringen.

Als jedermann die schöne Arbeit bewundert hatte, sprach Typhon, wie im Scherz: Wißt Ihr was? Wem der Kasten recht ist, dem will ich ihn schenken. Seine Gäste legten sich, einer nach dem andern, hinein; endlich auch Osiris. So bald dieser drinnen war, schlugen sie den Deckel zu, gossen den Kasten voll Bley; und warfen ihn ins Meer. Isis hatte kaum die schrekliche That erfahren, als sie sich aufmachte, und den Kasten überall suchte. Sie fand ihn endlich auch, und nahm ihren todten Mann

heraus. Und seinen Leichnam wenigstens vom Typhon zu retten, schnitt sie ihn in viele Stüke, und ließ für jedes einen besondern Sarg machen. Die Särge schikte sie dann in die Städte ihres Königreichs, und meldete jeder insgeheim: sie hätten den wahren Osiris, und sollten ihm eine Thierart wiedmen, welche sie wollten. Allen aber befahl sie zugleich, zum Andenken des Königs einen gewissen Stier, der in Memphis aufbewahrt werden sollte, zu heiligen. Entweder, weil Osiris den Gebrauch dieser Thiere bey dem Akerbau zuerst gelehrt hatte, oder weil sie zugleich vorgab, daß die Seele des Osiris in diesen Stier gefahren wäre. Den Stier nannten die Egyptier Apis, und er mußte verschiedene ganz besondere Zeichen haben, wodurch er sich von andern unterschied. Er mußte ganz schwarz seyn, nur auf der Stirne mußt' er einen weissen viereckigten Flek haben, auf dem Rüken aber, in den Haaren, die Gestalt eines Adlers, und die Figur einer Art von Käfern mußte im Gaumen eingewachsen seyn. Auch mußte der Schwanz eine doppelte Reihe Haare haben. Der Stier wurde, wie Osiris selbst, göttlich verehrt. Er wohnte im Tempel, wo die Priester für seinen Unterhalt sorgten. Wenn er abgieng, dann begruben sie ihn mit vielen Umständen: und ganz Egypten trauerte, bis sie wie-

der einen eben so gebildeten Stier gefunden hatten. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Priester, denen allein das Recht ihn auszusuchen zukam, ihn finden konnten, wann sie wollten. So wie sie ihn fanden, wurde ihm gleich ein Siegel aufgedrükt, und dann führten sie ihn in grossem Triumph in den Tempel: da legte das Volk die Trauer ab, und ein allgemeines Freudenfest wurde gefeyert.

Dieses Fest war eben damals, als Cambyses von seinem unsinnigen Zug aus Ethiopien mit dem Ueberreste des Heers zurückkehrte.

Weil er die Ursache des Jubels, den er hörte, nicht wußte, fiel er auf den Verdacht, daß die Egyptier sich über sein Unglük freuten. Er ließ die Aeltesten der Stadt vor sich kommen, und erkundigte sich nach dieser allgemeinen Freude. Sie sagten ihm, daß sie den Apis gefunden hätten, und erklärten ihm zugleich, was es mit diesem ihrem Gotte für eine Beschaffenheit hätte. Er glaubte: sie spotteten sein; und ließ sie alle umbringen. Nach ihnen forderte er die Priester: sie sagten eben das. Wohl rief er: Euer Gott muß sehr gut seyn, wenn er sich so vor euch sehen läßt: laßt mich ihn auch sehen. Die Priester gehorchten, und führten den Apis herbey.

Der König aber nahm einen Pfeil und schoß ihn in die Hüfte. Als der Stier sank und blutete, rief er: Ihr Thoren! haben eure Götter Fleisch und Blut? können sie verwundet werden? Zugleich ließ er die Priester geißeln, und verbot bey Todesstrafe, das Fest weiter fortzusezen. Der Stier starb an der Wunde, und wurde von den Priestern begraben.

Seit der Zeit wurde die Wuth des Königs noch unbändiger; die Egyptier: sagt ein alter Geschichtschreiber: sahen dies als eine Strafe ihrer im Apis beleidigten Gottheit an. Es sey nun Strafe Gottes, oder Gemüthsart des Königs gewesen, so ist doch gewiß, daß die wenige Zeit, die der König nach dem lebte, ein Gewebe von lauter unmenschlichen Grausamkeiten war.

Das erste Opfer seiner Wuth war sein Bruder Smerdis. Es träumte ihm einmal, daß der Unglükliche auf dem königlichen Thron säß, und bis an den Himmel reichte: das war ihm genug, einen seiner Vertrauten, Pregaspes, abzuschiken, der ihn heimlich umbringen mußte. Er haßte diesen Bruder ohnedem, weil er allein den Ethiopischen Bogen bis auf zwey Finger breit spannen konnte.

Nach dieser That fiels ihm ein, seine Schwester Meroe zu heurathen. In Egypten waren solche Ehen gewöhnlich; aber nicht in Persien. Cambyses schikte also an die Aeltesten und Richter seiner Nation, und ließ sie fragen: ob eine solche Ehe in ihren Gesezen erlaubt sey? Die Richter fanden nichts, was sie rechtfertigen konnte; aber sie scheuten sich, dem Willen des Königs entgegen zu seyn. Sie antworteten also: Sie fänden zwar nicht in ihren Gesezen, daß diese Ehe erlaubt sey; aber das fänden sie darinn, daß ihre Könige thun dürften, was sie wollen. Der König bediente sich dieser Erlaubniß sehr gern, und heurathete seine Schwester ohne weitern Aufschub. Sie genoß aber dieses Vorzugs nicht lange. Der König ließ bisweilen zu seinem Vergnügen Thiergefechte vor sich halten. Einst mußten bey einem solchen Gefechte ein junger Hund und ein junger Löwe zusammen kämpfen. Der Löwe hatte den Hund schon fast bezwungen, als ein andrer Hund, der mit dem Kämpfer von einer Mutter gefallen war, sich loß riß, und ihm zu Hülfe kam. Beyde überwanden den Löwen ohne grosse Mühe. Der König freute sich über dieses Schauspiel. Die Königinn aber ließ einige Thränen fallen. Cambyses fragte: was ihr wäre? Ach! sagte Meroe, die eben die Nachricht von dem Tod' ihres Bruders erhalten

hatte, mein armer Smerdis hat keinen Bruder gehabt, der ihm geholfen hätte, wie dieser -- Dieses Wort verdroß den König so sehr, daß er ihr einen Tritt auf den Leib gab, an dem sie, weil sie eben schwanger war, kurz hernach verstarb.

Mit seinen Freunden gieng Cambyses nicht besser um. Eben den Pregaspes, durch welchen er seinen Bruder Smerdis hatte umbringen lassen, fragte Cambyses einmal: was die Perser von ihm hielten? Pregaspes sagte gerade heraus: sie wünschen, daß du dich im Trinken ein wenig mäßigen wolltest. Solche Antworten war Cambyses nicht gewohnt. Er hatte vordem einmal dem Senat die Frage vorgelegt: ob sie ihn für größer oder kleiner hielten, als seinen Vater den Cyrus? --- Du bist größer, antwortete einer; denn du hast nicht allein erhalten, was dein Vater erwarb, sondern auch noch ganz Egypten dazu erobert. Nein! antwortete, Crösus, der noch immer am Hofe lebte: du bist kleiner; denn er zeugte einen Sohn, wie du bist, und du hast noch keinen. --- Diese schändliche Schmeicheley, und die um Fürsten und Könige von jeher so geschäftige Hofsprache hatte den Cambyses so aufgeblasen, daß er über des Pregapses Vorwurf in die größte Wuth kam. --- Ich verstehe dich: antwortet' er: die Perser meinen gewiß, daß ich

durch den Wein meinen Verstand verliere; ich will dir aber zeigen, daß sie sich betrügen. Er ließ darauf noch mehr Wein bringen, als er sonst zu trinken pflegte, und da er ihn getrunken hatte, befahl er, den Sohn des Pregaspes an einen Pfahl zu binden. --- Wenn ich nun noch sein Herz treffen kann, sagte er dem Vater, so werden die Perser doch glauben, daß der Wein mir nichts schadet. Mit diesen Worten spannte er den Bogen, und schoß den unglüklichen Jüngling, im Angesicht des Vaters, grade ins Herz. Kann ich noch treffen? fragte er den Alten. --- Wie ein Gott! antwortete der Vater.

Selbst Crösus war einmal wegen einer ähnlichen Freymüthigkeit in Lebensgefahr. Cambyses hatte ihn schon zum Tode führen lassen; diejenigen aber, welche den Befehl bekommen, verschonten ihn, weil sie hofften, es würde den König wieder gereuen. Es reute ihn auch in der That, und er war sehr froh, als man ihm sagte, daß die Soldaten, die ihn umbringen sollten, ihn verschont hätten. Er versöhnte sich sogar mit ihm; aber die Wache wurde dennoch zum Tode verurtheilt.

Nicht lange hernach kam die Nachricht aus Persien, daß Smerdis sich auf des Königs Thron

gesezt habe, und das Land aufforderte, ihm zu gehorchen.

Cambyses erstaunte über die Zeitung. Er wußte, daß er den Smerdis hatte umbringen lassen. Der neue Smerdis mußte also ein Betrüger seyn, oder sein Vertrauter mußte ihn hintergangen haben. Pregaspes schwur aber, daß er den Smerdis nicht allein umgebracht, sondern sogar mit eigener Hand begraben hätte. Der König ließ die Sache ins geheim untersuchen, und fand würklich, daß ein Betrüger sich für den Smerdis ausgegeben. Er ließ also schleunigst sein Heer zusammen rufen, und wollte eilen, sich wieder des Throns zu bemächtigen. Da er aber auf dem Zug einmal zu Pferde stieg, verlohr er die Scheide seines Schwerds, und die Spize stach sich ihm in die Hüfte, eben dahin, sagen die Egyptischen Priester, wo er den Apis verwundet hatte. Man brachte ihn in die nächste Stadt, und seine Aerzte erkannten bald die Wunde für unheilbar. Er fragte: wie die Stadt hieß, und als man ihm Ecbatana sagte, verlohr er selbst alle Hoffnung; denn da hatte das Orakel ihm einmal den Tod verkündigt; er hatte aber den Götterspruch vom Persischen Ecbatana verstanden, und diese Stadt sorgfältig vermieden.

Noch vor seinem Tode rief er die vornehmsten Perser zusammen und entdekte ihnen, daß er seinen Bruder Smerdis habe umbringen lassen, und daß es also der nicht seyn könne, der den Aufruhr angefangen. Er beschwur sie, den Thron des Cyrus nicht einem Betrüger zu überlassen. Sie versprachens ihm alle; aber, da er kurz hernach starb, achteten sie mehr weder seine Worte; noch auf seine Zeugen, weil sie glaubten, er hätte das alles nur aus Haß gegen seinen Bruder gesagt.

Der falsche Smerdis blieb also auf dem Thron des Cyrus; er war der Sohn eines Priesters und hatte mit dem Verstorbenen viele Aehnlichkeit; diese half ihm zu seiner Absicht; und unter der Aufsicht seines Vaters und der übrigen Priesterschaft beherrschte dieser einige Zeit das weitläufige Reich des Cyrus, welches Cambyses noch mit Egypten und der Herrschaft des Königs von Samos, einer beträchtlichen Insel, vermehrt hatte. Der König dieser Insel, mit Namen Polycrates, war in allem was er unternahm, ausserordentlich glüklich. Sein Freund und Bundsgenosse der König Amasis von Egypten warnte ihn einmal deswegen, und rieth ihm, sich selbst ein grosses Unglük zuzuziehen: Damit, sagte er, das mißgünstige Schiksal dich nicht

noch empfindlicher ins Elend stürze; denn dein grosses Glük weissagt nichts gutes. Polycrates wurde aufmerksam gemacht. Er entschloß sich, dem Rath zu folgen, und warf einen kostbaren Siegelring, den er sehr schäzte, freywillig ins Meer. Einige Tage hernach brachte man ihm einen besonders grossen Fisch, der in eben der Gegend war gefangen worden. Als man ihn öffnete, fand man in ihm den nehmlichen Siegelring. Polycrates meldete den neuen Glüksfall seinem Freund Amasis; dieser aber beklagte ihn um desto mehr, und kündigte ihm seine Freundschaft und sein Bündniß auf, um nicht mit in seinen Unfall verwikelt zu werden. Das Glük des Königs schien auch nicht lang hernach eine andere Wendung zu nehmen. Er bemerkte verschiedene Mißvergnügte unter seinem Volk. Um ihrer loß zu werden, schikte er sie dem Cambyses zu seinem Zuge nach Egypten, unter dem Vorwand eines Beystands, aber mit der geheimen Bitte, sie nie wieder zurükkehren zu lassen. Die Samier merkten aber unterwegs seine Absicht, und giengen nicht nach Egypten, sondern nach Lacedämon. Da hielten sie eine lange Rede, in welcher sie um Hülfe der Lacedämonier baten; allein die Lacedämonier, die keine Freunde von langen Reden waren, antworteten: den Anfang haben wir vergessen; das Ende nicht

LB Coburg

verstanden. Die Samier kamen den andern Tag wieder, und brachten ihre leeren Brodtkörbe vor den Rath, wobey sie nichts sagten, als: wir haben nichts zu essen. Die Lacedämonier antworteten: wir sehens; was braucht ihrs zu sagen? Sie versprachen ihnen aber doch einigen Beystand gegen den König von Samos. Polycrates war damals noch glüklich genug, das Ungewitter zu beschwören; aber kurz hernach fiel er in die Hände des persischen Stadthalters von Sardis. Dieser hatte ihn durch List nach Sardis gelokt, und da, als einen Feind des Staats fangen und ans Kreuz schlagen lassen. Der Stadthalter bemächtigte sich hierauf der Insel Samos; aber die Nachricht dieser Eroberung kam erst, als Cambyses schon gestorben war, und der falsche Smerdis hatte allein den Vortheil von der Verrätherey.

Dieser Priesters-Sohn blieb jedoch auch nicht lang im Besiz des Reichs. Im achten Monat seiner Regierung bekam Otanes, einer der Vornehmsten unter den Persern, den Argwohn, daß der König nicht der wahre Smerdis seyn könnte.

Die ausserordentliche Sorgfalt, mit welcher der König sich vor ihnen verbarg, und nur immer unter den Priestern lebte, war ihm verdächtig.

Er hatte vom wahren Smerdis sich etwas ganz anders versprochen, und dieser Verdacht wurde auch durch des Cambyses lezte Worte noch mehr bestärkt. Um aber desto sicherer zu gehen, schickte er einen Vertrauten zu seiner Tochter, die eine von des Königs Weibern war, und ließ sie fragen: ob der König wirklich der Smerdis des Cyrus wäre, oder nicht? Das Mädchen ließ ihm antworten: sie habe den Sohn des Cyrus nie gesehen. Er befahl ihr darauf, die Atossa, eine Schwester des Smerdis, die auch unter den Weibern des Königs war, zu befragen. Dieses konnte sie nicht thun, weil der König alle seine Frauen besonders hatte einsperren lassen, und ihnen keinen Umgang miteinander erlaubte. Diese ungewöhnliche Vorsicht machte den Otanes noch mißtrauischer, sein Verdacht fiel aber vorzüglich auf einen Priesters-Sohn, der auch Smerdis hieß, und welchen Cambyses namentlich für den Betrüger ausgegeben hatte. Er erinnerte sich, daß Cyrus diesem einmal wegen eines Verbrechens die Ohren hatte abschneiden lassen. Es fiel ihm also ein, daß er wenigstens hierdurch gewiß erfahren könnte, ob es nicht dieser Priesters-Sohn wäre? Er schickte nochmals seinen Vertrauten zu seiner Tochter, und befahl ihr, wenn sie einmal bey dem Könige schlief, nachzufühlen, ob der König noch seine Ohren habe? Das Mädchen thats, und fand die Betrügerey.

Sie entdeckte sie gleich ihrem Vater, und der säumte nicht, Gebrauch von dieser Entdeckung zu machen.

Er berief zween seiner besten Freunde, und erzehlte ihnen, was er von seiner Tochter erfahren. Die wurden eins, daß jeder von ihnen noch einen Vertrauten zu sich nehmen, und sie sich des andern Tages wieder bey dem Otanes versammeln wollten.

Sie kamen auch wirklich alle sechs zusammen; als sie aber eben über die Mittel, sich des Priesters-Sohns zu entledigen, Rath schlugen, kam Darius, der Sohn des Hystaspes, des Stadthalters von Persien, zu ihnen. Sie hatten alle so viel Vertrauen auf ihn, daß sie ihm die Sache ohne Umschweiffe entdeckten. Darius versicherte sie, daß er des falschen Smerdis Betrügerey schon wisse, und eben darum gekommen sey, die Perser von ihrer schändlichen Sklaverey zu befreyen. Die Verschwornen wurden hierauf eins, noch an dem nemlichen Tage den untergeschobenen Smerdis umzubringen. In dieser Absicht giengen sie gerade zum Pallast. Die Priester hatten inzwischen doch einige Besorgniß, des Cambyses Reden, und des Pregaspes Zeugniß, mögten einen Eindruck auf das Volk machen. Sie liessen also den Pre-

gaspes kommen; stellten ihm vor, wie grausam Cambyses gegen seinen Sohn gewesen wäre; und wie wenig er Ursache hätte, dem Hause des Cyrus ergeben zu seyn. Sie mutheten ihm zu, öffentlich vor dem Volk auszusagen, daß er den Cambyses hintergangen, und den Smerdis nicht umgebracht habe, sondern daß vielmehr dieser nun wirklich auf des Cyrus Thron size. Pregaspes versprachs ihnen. Man versammelte das Volk, und er stieg auf einen Thurm, um mit ihnen zu reden. Er fieng an die Geschichte des Cyrus und seines Geschlechts zu erzehlen, und da er auf den Smerdis kam, sagte er, wider sein Versprechen, öffentlich: Er habe aus Zwang des Cambyses den Smerdis wirklich umgebracht, und der jezige König sey ein Betrüger. Mit diesen Worten stürzte er sich von dem Thurm, und das Volk stand erstaunt um seine Leiche. Die sieben Verschwornen hatten alles mit angehört. Sie wurden desto erhizter, und liefen nun gerade hin zum Pallast. Die erste Wache ließ sie ohne Anstand durch; aber die Castraten vor des Königs Zimmer wollten ihnen den Eingang verwehren. Sie zogen also ihre Säbel, hieben alles nieder, was ihnen begegnete, und stürzten über die Leiber der Erschlagnen ins Zimmer. Eben damals war der falsche Smerdis mit seinem Bruder beschäftigt, auf Mittel zu sinnen, wie sie die übele Folgen der Entdeckung des Pregaspes abwenden

wenden wollten. Da sie die Verschwornen eindringen sahen, nahm der eine Bruder eine Lanze, Smerdis einen Bogen; aber der Bogen nůzte ihm nichts, weil sein Feind so nahe war. Gobrias, einer der Verschwornen, ergriff ihn; er wollte in ein dunkles Gemach fliehen, Gobrias stůrzte mit ihm hinein, und Darius zugleich. Gobrias hielt ihn so fest umschlungen, daß Darius in der Finsterniß, aus Furcht seinen Freund mit zu durchbohren, nicht wußte, was er anfangen sollte. Gobrias aber rief ihm: stoß zu! und wenn du uns auch beyde ermorden solltest. Darius that's, und das Glůck wollte, daß Smerdis allein getroffen wurde. Die andern hatten inzwischen den andern Bruder auch getődtet. Sie rissen die Leichname aus dem Pallast, schnitten ihnen die Kőpfe ab, und hielten sie dem Volk auf hohen Lanzen vor.

Das ganze Volk war beschåmt, so lang einem Priesters-Sohne gehorcht zu haben, der wegen eines grossen Verbrechens unter dem Cyrus eine schåndliche Strafe gelitten. Sie dankten den Verschwornen, und ůberliessen ihnen, einen neuen Kőnig zu wåhlen. Diese sieben traten nun zusammen. Otanes schlug vor, gar keinen Kőnig zu wåhlen; sondern dem Volke die Regierung zu ůberlassen. Bey einem so unermeßlichen Reiche

schien der Vorschlag nicht gut. Die übrigen verwarfen ihn, und wurden eins, die Regierungsform zu lassen, wie sie wäre. Otanes gab nach; aber da er sich nicht entschliessen konnte, einem Könige zu gehorchen, entsagte er seinem Anspruch auf den Thron, und verlangte dagegen, daß er und seine Nachkommen immer frey blieben, ohne dem neuerwählten König unterthänig zu seyn. Man gestand ihm dieses zu, und seine Mitverschwornen versprachen ihm noch andre Vorzüge mehr. Sie machten darauf ein Bündniß, daß sie immer, wer auch unter ihnen gewählt wurde, das Recht hätten, zu allen Zeiten zum König zu gehen, und daß dieser immer aus ihren Familien seine Weiber nehmen sollte. Die Wahl selbst unter den sechs übrigen wollten sie den Göttern überlassen. Sie wollten nemlich alle des andern Tags mit Aufgang der Sonne auf einem gewissen Plaz zu Pferd' erscheinen, und wessen Pferd zuerst wieherte, der sollte König seyn.

Am andern Tage kamen die Verschwornen zusammen, und das Pferd des Darius wieherte zuerst. Gleich sprangen alle von ihren Pferden, und fielen ihm zu Fuß; sie führten ihn hierauf in den Pallast, und sezten ihn auf des Cyrus Thron. Das Volk nahm ihn willig an, und Darius, des Hystaspes Sohn, wurde zum König ausgerufen.

Das
verödete Dorf
aus dem Englischen
des
Goldschmiths.

Schönes Auburn, lieblichstes Dorf der Ebene, wo Füll' und Gesundheit den arbeitenden Landmann erfreute, wo der lächelnde Frühling am frühesten herunter stieg, am spätsten die zaudernden Blumen des Sommers welkten. -- Ihr liebliche Hütten der Unschuld und der Zufriedenheit! Du Wohnung meiner ersten Jahre, da noch jede Freude willkommen war! Wie oft schlich ich herum auf deinen Auen, wo demüthige Glückseligkeit mir jede Scene so lieb machte! wie oft hieng ich an jedem Reiz der sichern Hütte, der bebauten Flur, an dem immer lebendigen Bach, an der geschäftiaten Mühle, an der stattlichen Kirche, die über die nahen Hügel ragte, am Hagdornbusch

mit seinen Bänken für das plaudernde Alter und das Gelispel der Liebe! Wie oft segnete ich den Tag, wo die Arbeit ruht, und Spiel und Freud' erwacht! Da zog das lustige Dorf, frey von Arbeit, mit seinen Spielen zur schattigten Linde; Scherz und Freude tanzten in dem Schatten! Da sassen die Alten, und sahen sie kämpfen im Gras die frischen Buben! Mancher Sprung gaukelte auf der Ebene, und manches Kunststückchen und manche Heldenthat gieng in dem frohen Völkchen herum, und keine zu lang und immer was neues. Da tanzte ein Paar herum stolz, wer den andern am ersten müde tanzte, dort mahlten sie einander verstohlen die Gesichter; die guten Jungen liefen unwissend mit bemahlten Backen herum, und heimliches Gelächter verfolgte sie über die ganze Wiese. Das und die verstohlene Blicke der schüchternen Liebe, und die ernste Runzel der Mutter, wenn sie die Blicke sah --- Das -- o das waren deine Freuden, liebstes Dorf --- süsse Freuden, wie die wechselten mit der Arbeit, und machten auch die zur Freude, und gossen heitere Zufriedenheit um deine Hütten. --- Das waren deine Freuden --- aber sie sind dahin die süssen Freuden! verschwunden sind deine Reize, freundlich lächelndes Dorf, Schmuck der Ebene, dahin sind deine Freuden! Die Hand des Tyrannen hängt über deinen Lauben, und Verwüstung hat sich gebrei-

tet über deine Wiesen. Einer, ein einziger verschlingt nun dein ganzes Land, und halb liegt sie wüste, deine lächelnde Ebene. Jezt glänzt die Sonne nicht mehr in deinem Bach; mühsam arbeitet er sich nun im Schlamm durchs verwachsene Schilf, die Rohrdommel, der einsame Fremdling, heulet nun aus seinem Nest, in deinen verödeten Wäldern; der Kibiz fliegt über deine verwüstete Spaziergänge, und ermüdet das Echo mit seinem eintönigen Geschrey; deine Hütten sind zerfallen, ungestalte Verwüstung überall! langes Gras ragt über die zerstörten Wände, und zitternd, verzehrt unter der Hand des Räubers, sind deine Kinder weit, weit weggeflohen vom glücklichen Lande!

Elend ist das Land; eine Beute des nahen Elendes; wo Reichthum wächst und Menschen mindern! --- Fürsten und Herren mögen blühen oder welken! Ein Hauch kann andere machen, ein Hauch machte sie! --- Aber ein freches Feld, der Stolz des Lands --- wenn das einmal zerstört ist, das kann nie wieder hergestellt werden.

Sonst war eine Zeit, ehe Englands Elend anfieng, wo jede Hube ihren Mann ernährte. Leichte Arbeit gab ihm gesegnete Fülle, so viel sein Leben brauchte, und nicht mehr! --- Unschuld und

Gesundheit seine liebsten Gefährten, seine beste Reichthümer --- nicht zu wissen, was Reichthum ist! --- Aber die Zeiten sind gar anders worden! Die gefühllosen Sklaven des Handels haben sich des Landes bemächtigt, und den Bauern verstossen. Auf deiner Ebene, wo Dorf an Dörfchen lagen, da ruht nun träger Reichthum und lästiger Pracht, und jeder Mangel des Ueberflusses, und jede Qual die Thorheit dem Stolze zollt --- Die guten Stunden, die Ueberfluß so heiter macht; zufriedene Wünsche, die nur wenig Plaz verlangten, die gesunde Fröhlichkeit, der Schmuck der friedlichen Scenen, die in jedem Auge lebten, und Thal und Feld verschönerten --- die sind fern geflohen, bessere Gegenden zu suchen --- und Landfreuden und Landsitten sind nicht mehr!

Liebes Auburn! Mutter meiner seligsten Stunden! deine verwüstete Hayne zeugen von der Gewalt der Tyrannen! Wann ich hier einsam unter deinen verwilderten Spaziergängen über den Schutt deines Bodens wandle, und die lange verflossene Jahre zurück denke, wo damals die Hütte stand, der Hagdorn blühte --- Dann wacht die alte Erinnerung mit allem ihrem geschäftigen Gefolge wieder auf, schwellt meine Brust, und quält mich mit dem Vergangenen.

In allen meinen Wanderungen durch diese Welt von Sorgen, in allen meinen Leiden -- Gott hat mir mein Theil gegeben -- in allen hofte ich immer, in diesen demüthigen Hütten mich niederzulegen, um meine lezte Stunden zu krönen, an dem Ende noch mit dem Licht des Lebens zu wirthschaften, und die Flamme durch Ruhe zu erhalten. Ich hoffte immer -- denn Eitelkeit verläßt uns nie --- unter dem Landvolk meine Bücherweisheit zu zeigen, um mein Kamin, am Abend kleine Gesellschaften zu versammeln, und zu erzählen, was ich alles gefühlt, alles gesehen habe. Und wie der Haas, verfolgt von Horn und Hund, sich nach dem Lager sehnet, woraus er gehezt wurde, so hoffte ich immer nach ausgestandenen langen Mühseligkeiten hieher zurück zu kehren, und endlich doch wenigstens zu Hause zu sterben.

O selige Stille, Freundinn des sinkenden Lebens! du Hafen der Sorgen, den ich nie finden werde! Wie glücklich ist der, der in deinem Schatten, eine mühsame Jugend, mit einem ruhigen Alter krönt; der aus einer Welt sich rettet, wo die mächtigen Versuchungen locken, und da der Kampf so viel kostet, zu fliehen lernt. Er schickt nicht die Elenden, zu Thränen und Arbeit geboren, in Minen zu wühlen, oder gefährliche Seen zu durchirren. An seiner Hütte steht kein

troziger Thürhüter in verfluchtem Pomp, den weinenden Hunger von seinem Thor zu stossen. --- Ruhig geht er dem lezten Tag entgegen. Im Chor freundlicher Engel, die um den Tugendfreund schweben, sinkt er allmählig zum Grabe, wohin Verleugnung die Wege sanft hinunter bahnt, und fühlt in immer herrlicheren Aussichten seinen Himmel, eh' ihm die Welt verschwindet! --

Lieblich war's zu hören, wenn am Abend das Gemurmel des Dorfs jenen Hügel hinauf stieg. Wann ich da mit sorglosen langsamen Schritten wandelte, da kamen gedämpft die vermischten Stimmen herauf zu mir; die Stimme des Hirten, zum Lied der Milchmagd; das Brüllen der langsamen Heerde, die ihren Jungen entgegen rief; das Geschnatter der lärmenden Gänse auf dem Teiche; die spielende Kinder, die aus der Schule stürmten; das Gebell des Hofhunds, der dem Wind entgegen schrie, und das laute Gelächter, die Stimme der freyen Seele. Alle diese giengen lustig vermischt zu dem Schatten, und fielen in jede Pause der Nachtigall. Nun höre ich nicht mehr das Geräusch der Menge, kein frohes Gemurmel wispert mehr in der Luft, kein geschäftiger Schritt eilt mehr über den verwachsenen Pfad; denn, fort ist aller quellender Saft des Lebens! -- All ausser jenem verwittweten einsamen Geschöpfe,

das elend dort herum schleicht, an dem trüben Bache. Da geht sie die arme Alte, und sucht in ihrem Mangel die Kressen am Bache zum Brod, und ihr Winterreis von den Dornen; dann schleicht sie zu einer Höhle, Nachts ihren grauen Kopf hinzulegen, und bis zum Morgen zu weinen. --- Sie allein blieb übrig von dem ganzen unschuldigen Haufen, zu erzählen die traurige Geschichte des melancholischen Felds!

An jenem Hügel, wo sonst der Garten stund, und wo auch noch in ihrer Wildniß manche Gartenblume wächst, dort, wo man durch die wenige zerrissene Sträuche noch die Stätte sieht; da lag des Pfarrers sittsame Wohnung. --- Er war ein Mann, geliebt im ganzen Dorf, und reich mit 40 Pfund im Jahr. Fern von der Stadt wandelte er seinen redlichen Weg; hatte nie seine Stelle geändert, und wollte nie sie ändern! Schmeicheln konnte er nie, oder, um zu steigen, seine Lehre nach dem Wechsel der Zeiten richten. Nach weit andern Gütern trachte seine Seele, und er wußte besser, den Elenden zu heben, als sich. Sein Haus war allen Landstreichern bekannt, er schalt ihre Lüderlichkeit, aber half ihrer Noth! Sein Gast war der alte Bettler, dems lang dachte, und dem sein weiser Bart auf die Brust herab hieng; der verdorbene Verschwender vergaß seinen Stolz,

suchte seine Verwandschaft, und fande sie; dem zerschlagenen Soldate rief er freundlich herein; der sezte sich an seinen Heerd, und plauderte mit ihm die Nacht vorüber, weinte auf seine Wunden, oder nahm nach der traurigen Geschichte seine Krüke auf die Schulter, und zeigte, wie die Schlachten gewonnen worden. Froh mit seinen Gästen wärmte sich das Herz des guten Mannes, und vergaß ihre Fehler über ihrer Noth. Unbekümmert, an ihnen Gutes oder Böses zu suchen, gab sein Mitleid, eh's die Liebe befahl.

So dem Elenden zu helfen, war sein Stolz, und seine Fehler selbst giengen an der Hand der Tugend; aber in seinem Amt, bereit auf jeden Wink, wachte er und weinte, und bethete und fühlte für alle! Und, wie der Vogel jede schmeichelnde Liebkosung versucht, seine neu beflügelte Brut zum Himmel zu locken, so versuchte er jede Kunst, strafte jeden trägen Verzug, lockte zu herrlicheren Welten -- und gieng voran. Neben dem Bette, wo das fliehende Leben rang, und Sorgen, Schuld und Pein wechselweise marterten, da stand der ehrwürdige Kämpfer! Auf sein Dräuen floh Angst und Verzweiflung aus der arbeitenden Brust; Trost kam herab, den zitternden Elenden zu stüzen, und seine lezte stammelnde Töne lallten Preis!

In der Kirche schmückten seine Blicke mit mildem natürlichem Anstand die heilige Stelle. Mit doppelter Stärke siegte von seinen Lippen die Wahrheit, und Thoren, die kamen zu spotten, blieben zu bethen; -- wenn die Kirche aus war, drängten sich mit ehrbarem Eifer die ehrlichen Bauern zu dem Mann; mit schmeichelndem Muthwillen liefen ihm die Kinder nach, und zupften ihn am Mantel, um auch von dem guten Mann ein Lächeln zu haben. Väterliche Liebe lächelte jedem aus seinem Auge zu. Ihr Glück war ihm lieb, er theilte ihre Sorgen; sie hatten sein Herz, seine Liebe, seine Thränen; aber alle ernste Sorgen seiner Seele ruhten im Himmel. So hebt ein hoher Fels seine majestätische Spize empor, schwellt auf vom Thal, und läßt halb Wegs den Sturm, umsonst hängen rollende Wolken an seiner Brust, ewiger Sonnenschein ruhet auf seiner Stirne.

Dort, wo die zerrissene Hecke so bunt mit den unnüzen Ginstblüthen verwebt am Weg hinunter lauft, da hielte in seinem lärmenden Haus der Schulmeister, ein grosser Mann zum regieren! seine kleine Schule. Er war ein strenger Mann, und ernst --- Ich kannt ihn wohl, und welcher muthwilliger Jung kannt' ihn nicht? Beym ersten Anblick am Morgen lasen schon die armen Jungen aus seinem Gesicht, wie Propheten die

Schicksale des ganzen Tags -- wol lachten sie gewiß mit verstellter Lust über ieden Spaß, den er machte -- und sehr spaßhaft war er -- wol lief gewiß im Augenblick die traurige Nachricht von Bank zu Bank, wenn er sauer sahe --- doch war er ein guter Mann, und war er dann und wann in was zu streng, so war nichts Schuld als seine Liebe zur Gelehrsamkeit. --- Darinn war das ganze Dorf eins, daß er ein gelehrter Mann wäre; das war er auch gewiß; er konnte schreiben, auch so gar rechnen, Land konnte er messen und Zeit und Witterung voraus sagen, ja sogar visieren soll er gekonnt haben. Im disputieren erkannte der Pfarrer selbst seine Stärke, denn auch überwunden disputierte er fort, indessen stunden die Bauren um ihn herum, und erstaunten über die gelehrt-lange Worte, und die donnernde Stimme, und starrten und erstaunten immer mehr, daß ein so kleiner Kopf alles das mit sich herum tragen konnte, was er wußte? Aber sein Ruhm ist vorbey! Selbst die Stelle ist vergessen, wo er so oft gesiegt! ---

Neben jenem Dornbusch, der so hoch empor ragt, und wo vordem der Meilenzeiger den Wanderer zurecht wies, da lag in der Tiefe das Haus, wo der braune Gerstensaft begeisterte, wo oft graubärtiger Scherz und lächelnde Arbeitsamkeit ruhten; wo Dorfpolitiker mit tiefen Blicken rath-

schlagten, und Neuigkeiten herum liefen, älter als ihr Bier. --- Gern läßt sich die Einbildung herab, mir den prächtigen Saal dieses frohen Plazes vorzumahlen, die weiß getünchte Wand, den gekräuselten Sand am Boden, die gemahlte Uhr hinter der Thür mit ihrem Gerassel, die Kiste zu doppeltem Dienst gemacht, des Nachts Bett, und Schenktisch am Tag, die Gemählde zum Schmuck und zum Nuzen, die zwölf gute Haushaltungsregeln, und das königliche Gänsespiel, den Heerd immer mit Fichtenästen und Blumen und Fenchel behängt, ausgenommen im Winter, und auf dem Kamin die zerbrochenen Theeschaalen, die weislich zur Pracht aufbehalten, daherum stunden, und in einer Reihe glänzten. ---

Eitler vergänglicher Pracht! konnte dann das alles das wankende Haus nicht von seinem Fall erretten! Unbekannt fällt es hin; nun wird es dem armen Mann keine von den, seinem Herzen so wichtigen Stunden mehr schenken; hier wird kein Bauer mehr seine tägliche Sorgen in süsse Vergessenheit wiegen, hier wird nie mehr die Neuigkeit des Pachters, die Zeitung des Barbiers, die Romanze des Försters schallen; nie wird mehr der Schmidt seine rusige Stirne entfalten, die feste Senne seiner Centnerfäuste ausspannen und Lügen zuhorchen; der Wirth selbst wird nie mehr

von Bank zu Bank sehen, wie der schäumende Krug herum wandert; noch wird die verschämte Magd, willig gezwungen, den Rand küssen, eh' er vorüber geht. ---

Ja! laßt den Reichen lachen, laßt den Stolzen die einfältige Glückseligkeit der Niedern verachten. Ein Reiz der Natur ist, gestimmt zu meinem Herzen, mir lieber als alle Glosse der Kunst. --- Froh öffnet sich die Seele freywilligen Freuden der Natur, und erkennt die Königinn der ersten Tage! leicht gaukeln sie um freye Seelen; unbeneidet, unbeschwert, unbegränzt! Aber in der langen Pracht, in der nächtlichen Maskerade geschmückt mit allen den Possen des eigensinnigen Reichthums, da wird, ehe der Tändler noch halb seinen Wunsch gestillt hat, das arbeitende Vergnügen zur Qual, und mitten unter den Lockungen künstlicher Modefreuden, fragt das mißtrauische Herz: ist dann das Freude?

Freunde der Wahrheit, Räthe der Fürsten, ihr, die ihr seht, wie die Glückseligkeit der Reichen wächst; des Armen Freude verschwindet; ihr müßt urtheilen, wie viel noch in der Mitte liegt zwischen einem glänzenden und einem glücklichen Land --- Stolz schwellt die Fluth mit Lasten von Gold, und jauchzende Narrheit segnet sie am Ufer.

Gold überall, mehr als selbst der Geizhals wünschen kann, und Reiche fliegen zu uns von allen Ecken der Erden. --- Aber zählt unsern Gewinn! Solcher Reichthum ist ein blosses Wort, das unsere nuzbare Fruchtbarkeit nicht vermehrt --- und grösser ist der Verlust. Ein stolzer Reicher nimmt einen Plaz ein, der vielen Armen genug gewesen wäre: Plaz zu seinem Teich, zu seinem weiten Park, Plaz zu seinen Pferdten, zu seinem Wagen, seinen Hunden. Der Rock, der seinen Körper in seidene Schwelgerey einhüllt, hat dem benachbarten Land seine halbe Ernde geraubt. --- Sein Haus, voll von langweiligem Zeitvertreib, verdrängt verächtlich die demüthige Hütte von dem Land; jedes nüzliche Geschenk unserer Erde muß weit um die ganze Welt herum fliegen, um alle Ueppigkeiten zu kaufen, die die ganze Welt geben kann. --- Und so, zur Wollust ausgepuzt, liegt das Land, in unfruchtbarem Glanz entnervt, am Rand seines Falls! Ein schönes Mädchen verachtet so lang ihre Jugendblüth ungeziert und einfältig, und sicher zu gefallen, jeden erborgten Reiz des Schmucks, und theilet nie mit der Kunst, den Sieg ihrer Blicke --- aber, wenn die Reize vergehen --- denn Reize sind hinfällig --- wenn das Alter herankömmt, und die Jünglinge ihr seltner nahen, dann sucht sie ängstlich zu reizen, und schmückt sich heraus in all' dem schimmernden Un-

vermögen des Puzes! So gehts dem Land, das Schwelgerey verrathen hat. Erst ist es geziert mit dem einfachen Reiz der Natur; aber so wie es zum Untergang sinkt, so erhebt sich sein Glanz in künstlichen Prospekten, in erstaunlichen Schlössern --- indessen führt der weinende Landmann, gegeisselt vom Hunger, sein armes Häufchen weg vom lächelnden Feld -- und das Land ohne Arm es zu retten wird -- Garten und Grab! ---

Wo denn, o wo soll endlich der Arme wohnen, um dem Druck des verfolgenden Stolzes zu entgehen? Treibt er zu der offenen Weide seine Heerde, ein paar arme Grasstengel abzupflücken, so kommen die Söhne des Reichthums, und theilen das offene Feld, und versagen ihm auch die magere Hut. --- Geht er in die Stadt -- was findet er da? Ueberfluß, an dem ihm kein Theil gegönnt wird, tausend giftige Künste vereinigt, die Schwelgerey zu mästen, und die Menschheit zu verzehren; Freuden, die Freuden des Wollüstigen aus dem Elend seiner Brüder gepresset; hier den Hofmann in goldenen Stoffen glänzen, dort den bleichen Handwerksmann unter seiner ungesunden Arbeit erliegen; hier den langen Schweif des stolzen Pompes schleppen, dort den schwarzen Galgen düstern am Rand des Wegs. --- Da erhebt sich in Pracht voller Verschwendung ein Haus der mitternächt-

ternächtlichen Freude geheiligt, da fliessen die bunten Haufen hinein, lärmende Grösse wimmelt auf den erleuchteten Strassen, die rasselnde Wagen schallen; die Fackeln glänzen. --- O hier muß allgemeine Freude herrschen! ---

In Ernst, Freude! --- O siehe, wie dort das arme verjagte Weib am Boden schaudernd liegt -- vordem hat sie vielleicht glücklich in ländlichem Ueberfluß bey der Geschichte der leidenden Unschuld geweint; ihr sittsamer Blick hätte das Dorf geschmückt, wie unter dem Dornbusch das Tausendschön lächelt. --- Nun ist alles hin -- Freunde, Tugend, alles! --- Da liegt sie nun, ihr Haupt auf der Schwelle des Verführers, eingeschrumpft, veraltet und schaudernd vorm Regen, da beweint sie mit schwerem Herzen die unselige Stunde, da sie eitel und stolz, in der Stadt zu wohnen, ihr Spinnrad und ihren wollenen Rock verließ. ---

Seufzen deine, liebes Auburn, deine liebenswürdigste schöne Kinder, seufzen sie unter eben dem Elend! Ach, vielleicht kriechen sie jezt, geleitet von Kält und Hunger, und betteln an dem Thor des Stolzen ihren Bissen Brod! Nein! nein, zu fernen Himmeln -- furchtbare traurige Scene -- wo die halbe runde Welt zwischen inne liegt. --- Da wandern sie jezt, mit sinkendem Fuß

auf brennenden Ebenen, wo deine Wellen, wilde Altama zu ihren Klagen rauschen! Ach welch ein Unterschied zwischen dem vorigen seligen Gefilde, und der tausendfachen Abscheulichkeit dieses schrecklichsten Ufers! Die glühenden Sonnen über sich mit ihrem unerträglichen Tag; die verwirrte Wälder, wo kein Vogel singen mag, und nur die stummen Fledermäuse in schlummernden Klumpen hängen; die giftigen Felder mit geilem Ueberfluß beladen, wo der verborgene Scorpion Tod um sich herstreut, und der Wanderer bey jedem Schritt die klappernde Wuth der blutgierigen Schlange zu wekken bebt; wo in der Höhle der Tiger auf seine Beute lauert, wo reissender als er, der Wilde lauscht, und in tausend Wirbeln der Ocean zerrissene Felder mit den Wolken mischt! --- Weit, weit anders, als sonst, als der kühle Bach, die grüne Felder, die luftige Decke des gesangreichen Hayns, in den sich nichts versteckte, als der Raub unschuldiger Liebe. --- Guter Himmel, wie schwarz von Sorgen war der Tag des Abschieds, der sie aus ihren väterlichen Thälern rief; da die armen Verjagten, von aller Freude getrennt, an ihren Hütten hiengen, sie zum leztenmal sahen, von ihnen langen Abschied nahmen, und in fühlbarer Einfalt umsonst nach solchen Gegenden wünschten, immer zitternd von dem fernen Meer zurückkehrten und weinten, und wieder kamen, wieder zu weinen.

Der gute alte Großvater war zuerst bereit, in die neue Welt zu gehen, und weinte über die Noth der andern; denn für sich seufzete er, kühn durch bewußte Tugend, nur nach Welten jenseits des Grabs! Neben ihm gieng seine liebenswürdige Tochter, noch liebenswürdiger in ihren Thränen, die Gefährtin seines hülflosen Alters, schweigend, ungeschmückt gieng sie, und riß sich aus den Armen ihres Geliebten, zu dem Arm ihres Vaters — lauter beweinte die Mutter ihr Elend, und segnete die Hütte, wo alle ihre Freude lag, küßte ihre unmündige Kinder mit tausend Thränen, und schloß sie an ihre Brust, doppelt werth im Elend; aber zärtlich erleichterte der Mann ihre Schmerzen im stillen Muth seines männlichen Grams.

O Ueppigkeit, von Gott verflucht! welche eine abscheuliche Veränderung hast du hier gemacht! Dein Zauberbecher, voll giftiger Lust, verbreitet nur Freuden, um zu zerstören! Königreiche prahlen durch dich in ihrer gebrechlichen Grösse, mit blühender Stärke, die nicht ihre ist, sie werden breiter und breiter mit jedem Zug, aufgeschwollene Klumpen modernden trägen Elends, bis ihre Stärke untergraben, und Krankheit in jedem Glied sie endlich hinab, hinab gestürzt, versinken in Schutt und Asche. —

Eben jezt ist sie begonnen, die grosse Verwüstung, und halb ist sie schon vollbracht!

Eben jezt, da ich nachdenkend hier stehe; eben jezt dünkt mich, sehe ich die ländlichen Tugenden selbst, das Land verlassen. Dort, wo ienes Schiff am Anker seine Segel ausbreitet, die ungeschäftig warten, und indessen mit jedem Wind flattern; dort steigen sie hinunter, da wandeln sie, ein melancholischer Zug, das Ufer hinab, und decken weit den Strand; da geht zufriedene Arbeitsamkeit, gastfreye Sorgfalt, sanfte häusliche Zärtlichkeit und Frömmigkeit den wünschenden Blick im Himmel, und standhafte Rechtschaffenheit und treue Liebe, und auch du süsse Dichtkunst, liebste der Musen! Ach, du fliehst immer zuerst, wo sinnliche Wollust herrscht, unfähig in diesen verwilderten Zeiten der Schande, Herzen zu fesseln, oder zu edlerm Ruhm zu treiben! Reizende liebe Nymphe; beschimpfte, verlassene! Meine Schande in der Menge, mein Stolz in meiner Einsamkeit! Du Quelle aller meiner Glückseligkeit und aller meiner Leiden, die du in Armuth mich fandest, und in Armuth mich ließt, du Führerinn zum Gipfel aller Künste, Mutter aller Tugenden -- lebe wol -- lebe wol -- und o! wo deine Stimme schallet, an Tornos Klippen oder Pambamarkes Küsten, unter dem glühenden Gürtel der Erde,

oder dem beeisten Pole, laß immer, immer deine Stimme schallen, laß sie mächtiger als die Gewalt der Zeit, und, troz den brennenden Sonnen oder dem ewigen Winter, laß sie mit überredender Harmonie verachtete Wahrheit schüzen, lehre die betrogene Menschen ihre rasende Gewinnsucht unter den Fuß zu treten, lehre sie, daß der Staat, wenn innere Stärke ihn hält, sehr arm und sehr glücklich seyn kann, daß der stolze Scepter der Handlung zu schnellem Untergang eilet, wie der Ocean die mühsam erbaute Dämme dahin reißt, und daß unabhängige Macht den Zeiten trozt, wie Fesseln dem Ocean und dem Sturm des Himmels.

Skize einer Moral.

Der Körper des Menschen, sein Verstand, seine Einbildungskraft machen den Menschen noch nicht aus.

Es ist in ihm ein Etwas, welches allein empfindet, und allein alle seine übrigen Theile in Bewegung sezt, wenigstens wirken läßt. Dieses Etwas wollt' ich am liebsten Geist nennen; wenigstens stellt die heilige Schrift den Menschen vor, daß er Leib, Seele und Geist habe. Um allen Mißverstand zu vermeiden, nenne ich aber dieses Etwas lieber den **innern Menschen.**

Dieser innere Mensch ist leidend und wirkend. **Leidend**, wenn er die Empfindungen bekömmt, die ihm der Körper, die Sinne, der Verstand, die Einbildungskraft überbringen; **wirkend**, wenn er den Körper, die Einbildungskraft und den Verstand in Bewegung sezt; denn von innen können die Sinnen nicht gerührt werden.

Das Leiden des innern Menschen ist von zweyerley Art, dem innern Menschen angenehm, das nenn' ich Genuß, unangenehm, das ist Leiden im engern Verstand.

Das physische Gesez des innern Menschen ist: wirke, den Genuß zu verlängern, oder, wenn du noch nur das Bild davon fühlst, ihn hervorzubringen, und würklich zu machen, das Leiden abzuwenden.

Der Körper und die äussern Sinnen wirken unmittelbar auf den innern Menschen; der Verstand, theils unmittelbar durchs Gefühl der Wahrheit, theils durch Vermittlung der Einbildungskraft.

Diese wirkt oft auch allein nach ihrem Gesez, oft tritt sie auch den Wirkungen der Sinne bey.

Die Wirkung des innern Menschen, welche durch die Sinne veranlaßt wird, heißt Instinkt oder Naturtrieb, die, welche durch die Einbildungskraft allein, oder durch sie, als Mittlerin zwischen dem Verstand und dem innern Menschen, hervorgebracht wird, heißt Spontanität, oder freywillig. Das Thier hat keinen Verstand, aber Einbildungskraft. Ihm fehlt ein Ast der Einwirkung auf das innere Thier: aber die Einwirkung der Einbildungskraft betrügt den Beobachter oft, und macht das Thier menschenähnlich.

Der innere Mensch ist wohl, wenn er Genüsse hat; übel, wenn er leidet, oder gar keine Genüsse hat.

Nach dem Gesez des innern Menschen, das ich oben anführte, ist er in so weit nicht frey, daß er wirken muß, um angenehme Genüsse hervorzubringen, oder sie zu befördern. In dem kranken Menschen, oder dem, den sich ennyiret, hat der innere Mensch eine Erschlaffung erlitten, die wir nicht erklären können, weil wir den innern Bau dieses innern Menschen nicht kennen.

Ohne die Einbildungskraft empfände der innere Mensch nichts, als den Eindruck des Körpers, und, von der Wirkung des Verstandes nur die Wahrheit. Die Einbildungskraft kann ihm aber Empfindungen des Vergangenen und des Gegenwärtigen und des Künftigen geben. Die Vorstellung des Vergangenen, das ihn angegangen hat, und das beständige Gefühl, gewisser sich immer gleicher Eindrücke, giebt dem innern Menschen die Empfindung der Selbstheit oder **Idendität**; durch die Empfindung der Uebereinstimmung der Begriffe des Verstandes fühlt er Wahrheit; und geht die Wahrheit ihn an, so empfindet er sie durch die Einwirkung, die das Bild der Einbildungskraft auf ihn thut. Was nicht unmittelbar auf ihn wirken kann, unterscheidet er von sich. Dadurch wird der Mensch ein ganzes **identisches Wesen**. — Man hat hoffentlich bemerkt, daß der Verstand auch unmittelbar auf den innern Menschen wirken kann.

Der innere Mensch fühlt in jedem Augenblick seinen Zustand. Ist alles, wie ers gewohnt ist, so ists gut; man könnte das Genuß des Lebens nennen; ist etwas in diesem Zustand, das ihm unangenehme Empfindungen macht, so entsteht Schmerz, der körperlich ist, wenn er unmittelbar aus dem Körper kommt, Seelenschmerz heißt, wenn die Einbildungskraft das unangenehme Bild vorstellt. Ist etwas mehr angenehm, als der innere Mensch gewohnt ist, so entsteht Seelenvergnügen oder körperlich Vergnügen, die nur wie der Genuß des Lebens gefühlt werden, wenn sie durch öftere Wiederholung Gewohnheit werden.

Durch Hülfe der Einbildungskraft fühlt der Mensch auch seinen vergangenen Zustand. Fühlt er in dem Möglichkeit zu angenehmen Empfindungen, die er jezt nicht hat, so entsteht Mißvergnügen, das Reue heißt, wenn die Ursache des Verlusts dieser Möglichkeit als in dem Menschen liegend, Regret, wenn sie als nicht in ihm liegend, vorgestellt wird.

Durch Hülfe eben dieser Einbildungskraft fühlt der Mensch auch seinen künftigen Zustand. Ist in diesem eine angenehme Empfindung, die er nicht ganz möglich machen kann, die aber doch wahrscheinlich ist, so entsteht Hoffnung. Ist eine un-

angenehme Empfindung darinn, so entsteht Furcht. Ist die Zukunft so beschaffen, daß der innere Mensch sie möglich, oder unmöglich machen kann, so erfolgt, wie bey dem gegenwärtigen Genuß, oder Leiden, Wirkung dafür oder dawider.

Das ist denn nun der Schlüssel zur Moral, oder vielmehr hier ist der Punkt, wo der Mensch beurtheilt werden muß, um zu sehen, ob er einer Moral fähig ist. Das innere Thier fühlt auch die Zukunft vermittelst der Einbildungskraft. Aber seine Einbildungskraft hat nur eine Triebfeder, den Sinn; die Einbildungskraft des Menschen hingegen wird auch bewegt durch den **Verstand**. Dieser kann nun nach seinem Gesez die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Dinge, die Gründe und ihre Folgen erforschen. Er kann also aus der blossen Gegeneinanderhaltung einer Handlung mit dem, was er vom Menschen weiß, einen Schluß von den Folgen der Handlungen auf den Menschen ziehen. Diesen Schluß schafft die Einbildungskraft um zum Bild, das ist, sie mahlt den Menschen, wie er seyn wird, wenn diese, oder jene Handlung ihre Folgen auf ihn gehabt hat. Der innere Mensch fühlt sich so, und das Gefühl ist ihm dann angenehm oder nicht, je nachdem das Bild ist. Ists dieses, so erfolgt das Gegenwirken, oder auch die Unterlassung der Handlung;

ist jenes, so folgt das Hervorbringen der Handlung, oder das Unterlassen der entgegen stehenden Handlung. Die Wirkung des Verstands allein ist bloß kalte betrachtende (spekulative) Moral; die Uebertragung in die Einbildungskraft, giebt der Erkenntniß Leben, und macht die Moral thätig (praktisch).

Die Moral überhaupt ist also nichts, als eine Sammlung von Begriffen menschlicher Handlungen in Rücksicht auf die Folgen betrachtet, die sie auf den Menschen haben. Die betrachtende Moral entsteht, wenn der Verstand diese Handlungen nach seiner Art sammelt; die praktische, oder thätige, wann die Einbildungskraft sie nach ihrer Art sammelt.

Nach was für einer Art der innere Mensch die Empfindungen, als angenehm oder unangenehm fühlt, ist unbekannt, und muß bloß aus Erfahrungen gelernt werden; das sollten die ästhetischen Theoristen merken. Wie der Verstand wirkt, wie er der Einbildungskraft seine Ideen und Erfindungen übergiebt, wie er, und sie, und die Sinne auf den innern Menschen wirken, wie der auf den äussern, und selbst wieder auf Einbildungskraft und Verstand wirkt, alles das, weiß ich nicht. Hier sollte man die berufene Frage von der Verbindung

des Leibes und der Seele suchen. Nicht diese, sondern wie der innere Mensch, und der äussere verbunden sind, das ist das Problem, denn Verstand, Gedächtniß, Einbildungskraft, u. s. w. gehören, wie die Sinne, zum äusserlichen Menschen, drum leben Narren, die den Verstand verloren haben, und Kinder, wo er noch nicht wirkt.

Nicht jeder Mensch fühlt einerley Empfindungen, als angenehm oder unangenehm, deswegen läßt sich keine allgemeine, auf alle anzuwendende Moral denken; doch gewisse Hauptempfindungen sind bey allen gleich, die können also allein Stoff der Moral seyn.

Die Erziehung, der Umgang, die Lebensart, das Alter, u. s. w. scheinen den innern Menschen umzuschaffen; das kommt aber meist daher, weil die Einbildungskraft umgeschaffen werden kann, und folglich auch ihre Bilder; weil der Verstand umgeschaffen werden kann, folglich auch der Stoff, den er der Einbildungskraft übergiebt, weil die Sinne ihre Eindrücke ändern können.

Verstand und Einbildungskraft werden oft betrogen, aber der innere Mensch läßt sich nicht betrügen; er wirkt hingegen oft, wenn schon die Hauptzüge im Bild unangenehm, oder gleichgültig

sind, weil er durch die Wirkung wirklich angenehme Empfindungen zu erzeugen hofft, das macht oft den Unterscheid vom Heuchler zum ehrlichen Mann, und vom Genie zum Miethling, von Affektation zur Wahrheit.

Der innere Mensch kann heucheln! Hat er das einige Zeit getrieben, so wirkt sein Instrument oft ohne seine Theilnehmung, doch oft kann auch ein kleiner Zug im Bilde, dessen Ganzes keine Wirkung thäte, angenehme Empfindungen machen, oft sezt die Einbildungskraft zum Bilde hinzu. Daher entstehen Ideale. Hält der Verstand das Bild mit dem Urbild zusammen, so wird das Gefühl des innern Menschen objektiv wahr; thut das der Verstand nicht, so entstehen schädliche Enthusiasten; thut ers, und das Gefühl ist noch stark, und macht auf einen hohen Grad thätig, so entsteht der ehrwürdige Enthusiast, den nur kalte Schurken verachten.

Die Sprache ist eine Wirkung, die dem innern Menschen am leichtesten wird, und deswegen wird so viel ohne Empfindung gesprochen. Sie wird am ersten Habitude, und oft scheint der Ausdruck, ohne den Uebergang auf den innern Menschen, bloß durch die sinnlichen Eindrücke, oder die Darstellung eines Bilds der Einbildungskraft gewirkt zu wer-

den; daher kommen die Komplimente. Mit andern Wirkungen ist der innere Mensch sparsamer, deswegen sagt Hudibras: Liebe in Worten auszudrücken ist leicht, aber wer sich aufhängt aus Liebe, der muß des Teufels seyn, wenn er sie nicht fühlt.

Der innere Mensch wirkt nicht frey. Er muß nach seinem Gesez immer wirken, was ihm angenehm ist, und was das unangenehme entfernt. Er fühlt aber das angenehme und unangenehme, nur in so fern seine Sinne, oder die Einbildungskraft es ihm vortragen. Diese sind eingeschränkt; also er auch. Die Einbildungskraft empfängt einen grossen Theil ihrer Bilder aus dem Verstand; der ist eingeschränkt; also der innere Mensch auch von der Seite. Die Einbildungskraft stellt tausendmal Bilder vor, wie die mechanische Bewegung des Körpers sie hervorbringt; die ist zufällig, also die Einbildungskraft oft auch, und der innere Mensch folglich mit.

Das läßt uns begreifen, daß wir eher nicht über die Freyheit des Menschen und über die Zurechnung ein Urtheil fällen können, bis wir wissen, wie weit die Dinge eingeschränkt sind, die auf den innern Menschen wirken.

Was hilft also alles das Råsonniren über Pflicht, Tugend, Religion? Nichts, als daß die Einbildung mit Bildern des Guten erfüllt, und nachher Gott überlassen wird, wie fern diese auf den innern Menschen wirken könne, oder nicht. Ich rede als Philosoph und als Christ; als Richter muß ich anders reden, denn da beurtheile ich nicht den Werth der Handlung, sondern ihre Folgen auf den Staat.

Die Offenbarung thut mehr nicht, als daß sie die Begriffe des Verstands vermehrt, ihm neue giebt, und neue Folgen der menschlichen Handlungen zeigt. Ihre Beweiskraft ist verschieden. Meist ist sie bloß Kraft der Wahrscheinlichkeit, oft, und zwar da, wo die durch sie erlernten Begriffe mit alten schon erkannten einstimmen, wird sie Wahrheit, aber nur individuelle; oft wird sie's durch Erfahrung.

Die Entscheidung der Wahrheit der Offenbarung aus der Empfindung ist also nicht zu verwerfen; sie entscheidet allein, aber da sie bloß individuel ist, so ist sie andern nicht aufzudringen. — Den Glauben kann sich keiner geben. — Er ist nichts als Uebergewicht der Wahrscheinlichkeit — auch wenn Christus den verdammt, der nicht glaubt, sagt er nicht, wer den Thathand-

lungen nicht glaubt. Es hindert also nichts ihn von der Lehre zu verstehen, und wer Christi Lehre von menschlichen Pflichten nicht annimmt, ist wirklich verdammt; das ist unglücklich, denn durch sie allein kann der innere Mensch immer wohl seyn. --- Die Wirkung des heiligen Geistes kann sich am Sinn, Verstand, Einbildungskraft, innern Menschen äussern. Ob ihr widerstrebt werden kann, hängt ab von der Lehre der Freyheit, von der ich oben sagte, daß sie vom Menschen nicht zu entscheiden sey.

Spekulative Moral.

Der Verstand denkt sich den innern Menschen, und prüft, was er für Eindrücke haben müsse, um angenehme Empfindungen zu haben. Er denkt sich in drey Verhältnissen. In Ansehung der Eindrücke, die der äussere Mensch mit allen seinen angebornen, oder erworbenen Werkzeugen auf den innern Menschen machen kann; in Ansehung der Eindrücke, die Gott auf ihn machen kann; in Ansehung derjenigen, die andere Menschen auf ihn machen können. Denkt er zugleich die Handlungen, wodurch der Mensch diese Eindrücke selbst hervorbringen, oder verhindern kann, und hält sie mit dem zusammen, was er von den Empfindungen und deren Werth weiß; so denkt er sich eine

spekulative Moral; sonst ist er nur Physikus, Psychologe, philosophischer Theolog.

Der Genuß des Lebens ist dem innern Menschen angenehm; der Genuß der Gesundheit ist ihm angenehm, die Erweiterung der Seelenkräfte sind ihm angenehm; die Erhaltung aller Werkzeuge, wodurch angenehme Empfindungen hervorgebracht werden können, sind ihm angenehm. Alle Handlungen also, die Leben erhalten, Gesundheit schüzen und fördern, Seelenkräfte erhalten und erweitern, die Werkzeuge zu angenehmen Empfindungen erhalten, müssen dem innern Menschen angenehm seyn; die entgegengesezten unangenehm. Jene heissen gut, diese bös; das Gute und Böse kann also nur im Verhältniß mit gewissen bestimmten Geschöpfen gedacht werden; die Frage, ob es innerlich gute und böse Handlungen giebt, ist also, wie die, ob es einen Schall giebt, wenn kein Ohr ist. Das ist das erste Kapitel der Moral.

Gott ist unendlich stärker, und weiser als der Mensch. Er kann dem innern Menschen angenehme Empfindungen schaffen. Hat Gott etwas offenbaret, wodurch er dieses auch zu thun bewegt wird, oder glaubt der Verstand etwas zu finden, wodurch Gott dazu bewegt werde, so scheint dem Verstand die Handlung, die dieses bewürkt, wie-

der angenehm. Ferner, der Verstand sieht, daß dem innern Menschen das Gefühl von Gott geliebt zu seyn, und Gott wieder zu lieben, angenehm ist; findet er Handlungen, wodurch die Liebe Gottes erhalten, oder die Liebe gegen Gott genossen werden kann, so erkennet er diese Handlungen wieder für den innern Menschen angenehm. Das ist das zweyte Kapitel der Moral.

Das dritte scheint verwickelter, es ist es aber nicht.

Der Verstand erkennt, daß die Liebe und das Glück und das Wohlwollen anderer Menschen dem innern Menschen angenehm ist; er sieht dabey, daß andre Menschen Einem angenehme Empfindungen schaffen, oder unangenehme machen können. Er sieht ferner Mittel, die Annehmlichkeit der Liebe, und die in dem Glück und Wohlwollen anderer Menschen zu geniessen, sieht andere, wodurch andre Menschen einem wohl zu thun, oder ihn in seinen angenehmen Empfindungen nicht zu stören bewegt werden. Diese erkennt er dann, theils in sich selbst, theils der Folgen wegen für angenehm. Die Kenntniß anderer Menschen, ihrer Denkungsart, ihrer Gewohnheiten kommt hier alle in den Anschlag. Was der Genuß der Liebe zum andern Geschlecht fodert, und wie Gegenliebe

erworben wird; was der Genuß der Freundschaft erfodert, und wie sie gewonnen wird; was Theilnehmung giebt, was andre Menschen bewegt, mir das meine zu lassen, was andre, mir Treu und Glauben zu halten, alles das untersucht der Verstand, und hält es für gut.

Haben Menschen sich in Gesellschaft eingelassen, so ist alle Folge davon nur Anwendung des gemeinen Sazes, was andre Menschen bewegt, dir angenehme Empfindungen zu machen, ist dem innern Menschen angenehm. Man sieht hier den Ursprung und den Geist des Eigenthumsrechts, der Verträge, der Dienstfertigkeit, des Schadenersazes, des Verbots von Mord, Diebstal, u. s. w., welches alles sich darauf bezieht, die Liebe, das Glück und Wohlwollen anderer Menschen zu geniessen, und daß man andere Menschen vermöge, uns angenehme Empfindungen zu schaffen, oder uns in denen, die wir haben, und in den Werkzeugen, uns welche zu schaffen, nicht zu stören. Man sieht auch, wie Kollisionen entstehen, und wie da, nach der Länge und Grösse der angenehmen Empfindungen, die Ausnahmen zu machen sind.

Praktische Moral.

Alles, was der Verstand auf die Art gefunden hat, schafft die Einbildung zum Bild, und nach diesem Bild entsteht die Würkung, oder Unterlassung der Würkung. Wo der Sinn unmittelbar in dem innern Menschen angenehme Empfindungen erregt, hat, ausser der Kollision, die Moral nichts zu thun, sonst beweist man, wie Wolf, daß man essen, trinken und schlafen müsse. In der Kollision kommts nur darauf an, daß die Einbildungskraft dem Eindruck des Sinns durch stärkere Eindrücke auf den innern Menschen entgegen arbeite.

Was der Verstand hier findet, heißt das Gesez; Gesez in der Moral ist nichts anders, als ein Saz, welcher die Folge einer Handlung bestimmt. Die Obligation liegt im physischen Gesez des innern Menschen, nemlich darinn, daß er thun muß, was angenehme Empfindungen in ihm hervorbringt, oder erhält, das Gegentheil lassen.

Man hat unrecht, wenn man die Verbindlichkeit im Gesez sucht. Sie liegt auch nicht einmal im Positiven. Der positive menschliche Gesezgeber thut mehr nicht, als daß er neue Folgen zu den

Handlungen sezt, und zwar Folgen, die nicht durch die Natur der Handlung, sondern durch die Gewalt der Gesellschaft würklich gemacht werden. Der Mensch, dem diese Folgen, und die natürlichen Folgen weniger unangenehm sind, als die Folgen der Unterlassung der Handlung, hat keine Verbindlichkeit. Das ist, was die Alten sagten: qui ſcit mori, cogi nequit. Hat der Verstand die Folgen der Handlungen nicht gesehn, so ist keine Verbindlichkeit da; darum straft der menschliche Richter den Unwissenden nicht. Gott läßt die natürlichen Folgen doch nicht weg, aber diese entstanden nicht um des Gesezes willen, sondern das Gesez entstand um ihrentwillen.

Die einzige Folge, die um des Gesezes willen entstand, die Reue, fällt alsdann wol weg.

So ists bey der Unmöglichkeit der Erfüllung, so ists in dem Fall, wenn die Einbildungskraft die Folgen der Handlungen nicht lebhaft oder getreu vorbildet. --- Die Reue allein läßt uns oft noch ahnden, daß wir hier und da frey waren, aber oft wird sie auch mit dem Gefühl der Schwachheit vermischt, oft ist sie Furcht, daß künftig dergleichen wieder geschehen könne.

Alles Gesez hat in dem Menschen eine Verbindlichkeit. Die Abweichung vom Gesez entsteht auch nicht daher, daß diese Verbindlichkeit aufgehoben wäre; das ist nicht möglich, weil sie im innern physischen Gesez des innern Menschen liegt; sondern sie entsteht daher, weil die Verbindlichkeit zu einem andern Gesez dem innern Menschen mehr fühlbar war. Die Schuld davon kann in allem dem liegen, was Empfindungen in dem innern Menschen erregt. Auch in dem innern Menschen selbst kann sie liegen, das ist das, was Aeschines den Sokrates sagen läßt: Tugend wird nicht gelehrt, nicht angeboren. Gott giebt sie, wem er wohl will --- nemlich durch die Stimmung des innern Menschen, und so werden doch viele angeboren, aber des Aeschines Sokrates ist auch ein Sophist.

Die Geseze des ersten Kapitels der Moral erhalten zum Theil ihre Verbindlichkeit aus dem Gefühl des Lebens, und dem Bilde, das die Einbildungskraft vom Tode vorhält. Der Mensch weicht ab von dem Gesez, wenn die Einbildungskraft, statt des Bildes vom Tode, das Bild von seinem Elend, ohne Zug, wo es aufhört, darstellt; oder wenn das Gefühl des Lebens selbst schwach, das Gefühl des Elends ungleich grösser ist. Wenn das Bild der Krankheit den innern Menschen weniger

unangenehmes fühlen macht, als das Bild, oder die Empfindung der Speise, des Weins, der Liebe angenehmes, so ißt, trinkt und hurt sich der Mensch krank. Wenn das Bild eines bearbeiteten Verstands weniger fühlbar ist, als das Bild der Unannehmlichkeit der Arbeit, so lernen wir nichts. Wie mancher Pedant hat dadurch schon der Wissenschaft die besten Köpfe entführt! Positive Strafen sind nichts, als neue Züge im Gemald; so sinds auch Belohnungen; es kommt darauf an, ob sie das Bild lebhafter machen, als das entgegengesezte.

Die Verbindlichkeiten im zweyten und dritten Kapitel der Moral lassen sich leicht hinzudenken; nur ist im dritten noch etwas, das Erläuterung braucht, das ist der Begriff des Rechts, und der Pflicht.

Die Verbindlichkeit zu den Handlungen gegen andere Menschen, die hier zu betrachten ist, liegt darinn, weil andere Menschen dadurch bewegt werden, dem innern Menschen gutes oder böses, angenehmes oder unangenehmes zu erweisen; denn kömmt die Verbindlichkeit aus dem angenehmen Gefühl beym Wohl anderer, so ist da keine Rede vom Recht. Sind nun Handlungen gegen andere, wodurch diese weder zu dem einen, noch zu dem andern bewegt werden, so habe ich ein Recht diese

Handlungen zu thun; daraus entsteht Eine Art des Rechts.

Die zweyte entsteht daher: Wenn ich andern Menschen wohl thue, so kanns in der Absicht geschehen, weil ich dabey ein Glück fühle, das ist wieder kein Gegenstand des Rechts. Es kann auch in der Absicht geschehen, um von andern wieder ein Wohl zu erhalten. Will ich nun dem Wohl entsagen, so hab ich das Recht, auch andern kein Wohl zu thun.

Ferner die Verbindlichkeit gegen andere Menschen hat nichts, als das Wohl des innern Menschen zum Zweck. Wird nun dieses Wohl durch ein Leiden anderer Menschen erhalten, so suchen diese andern es, wo sie können, ohne sich mehr Weh zuzuziehen, wieder zu verbittern. Es sind aber einige Fälle, wo Menschen sich weh thun lassen, ohne dem, ders ihnen thut, wieder weh zu thun. Diese Fälle aus dem, was man gewöhnlich unter Menschen sieht, abstrahirt, giebt die dritte Art des Rechts im philosophischen Sinn, welches mit der zweyten zusammen fließt, denn ein versagtes Wohl ist oft so viel als ein zugefügtes Uebel; da aber die Menschen solches eher rächen, als jenes, so ist die zweyte Art des Rechts häufiger, dahin gehört das Recht Allmosen zu geben, oder

zu versagen, Ehre zu erweisen, oder zu versagen, u. s. w. — In der bürgerlichen Gesezgebung sind die Fälle nun bestimmt, eben so gut, als daselbst bestimmt ist, auf was für eine Art ein Mensch dem andern das Weh, das er ihm thut, wieder zurück geben, oder das Wohl, das er versagt, erzwingen kann.

Die bürgerlichen Geseze bestimmen also das Recht viel genauer, als die philosophischen. —— Gegen mich selbst habe ich kein Recht; darum findet, in Rücksicht auf den Handelnden, das Recht bloß in gleichgültigen Dingen statt.

Das Recht überhaupt genommen, ist also die Möglichkeit etwas zu thun oder zu lassen, das, wenn es auch andern weh thut, um deswillen durch diese andern keine üble Folgen auf uns zu haben pflegt. Im bürgerlichen Recht wird es die Möglichkeit etwas zu thun, um deswillen, wenn es auch andern weh thut, die Gesellschaft dem, ders thut, nicht wieder weh thut.

Man hat gesehn, daß das Recht im philosophischen Sinn, bloß aus Erfahrung dessen, was unter den Menschen zu geschehen pflegt, bestimmt werden kann. Grotius hat das wol verstanden, darum bringt er mehr Beyspiele als philosophische

Gründe. Daß er die Beyspiele durch eine erträumte Societatem gentium zum Gesez erheben will, geschah nur, um seiner wahren Idee mehr Kraft zu geben.

Die Hauptidee seines Buchs ist immer die: so hat Gott sein Volk zu denken unterrichtet, so haben die meisten polizierten Nationen gedacht, so dachten die besten Menschen unter ihnen; wer so nicht denkt, ist ihnen nicht gleich, folglich unter ihnen nicht zu dulden. Das ist der Gesichtspunkt, worinn ich seine Societatem gentium betrachte; seine Nachfolger, der sehr bornirte **Puffendorf** und der geschwäzige und noch viel bornirtere **Vatel**, und hundert andere, haben ihn nach dem Buchstaben verstanden, und deswegen so viel ungeschmacktes Zeug geschrieben.

Man sieht nun aus diesem wol, wie weit jedes Recht eine Verbindlichkeit auf der andern Seite voraussezt: nemlich die, wenn man auch beleidigt würde, doch deswegen nicht weh zu thun. Auch sieht man, wie aus diesem allem, wie schwankend die philosophische Sittenlehre ist, so bald sie Mensch gegen Mensch betrachtet, denn es ist immer schwankend, ob, was geschieht andre Menschen zu etwas zu bewegen, auch seine Wirkung thut.

Der Begriff der Pflicht ist leichter, sie ist die Nothwendigkeit, etwas zu thun, oder zu lassen, um gewisse durch den Verstand erkannte unangenehme Empfindungen abzuwenden, oder angenehme zu erhalten.

Vermischte allgemeine Anmerkungen.

Ich habe von dem Willen nichts gesagt; er ist nichts, als das physische Gesez des innern Menschen; fühlt der etwas als gut, so wirkt er, fühlt ers als übel, so wirkt er entgegen, oder läßt ab; das nennen wir, er will oder will nicht.

Ich habe vom appetitu sensitivo nichts gesagt, es ist wieder der innere Mensch durchs sinnliche Gefühl zum wirken, oder nicht wirken bestimmt.

Das ist oft besser, als mans glaubt, und mag im Paradies einen beträchtlichen Theil des Guten ausgemacht haben.

Das moralische Gefühl ist unleugbar. Es kann eine Folge der Lebhaftigkeit der Bilder seyn, welche die Einbildungskraft darstellt: Es kann aber auch eine besondere Stimmung des innern Menschen seyn, nach welcher er durch gewisse sinnliche Gefühle und gewisse Bilder, auch ohne Rücksicht

auf die Folgen, die ihre Realisirung auf ihn haben könnte, vorzüglich gerührt wird. Dieses vorzüglich starke Gefühl heißt in der Moral, moralisch Gefühl, in andern Dingen Genie; man könnts auch Genie zur Tugend nennen. Sind die sinnlichen Eindrücke, oder die Bilder, die so vorzüglich, und ohne Rücksicht auf die Folgen, auf den innern Menschen wirken, Töne, so wird ein musikalisches Genie daraus; sinds Figuren, so entsteht der Mahler; sinds Dinge, die sich mit Worten ausdrücken lassen, so entsteht der Dichter; sinds besonders böse Handlungen, so entsteht der menschliche Teufel; sinds besonders gute, so heißts moralisches Gefühl. Alles das sind aber nur Anlagen. Es müssen noch allerley Dinge hinzukommen. Eine sehr wirksame Einbildungskraft vor allen Dingen, denn sie muß dem innern Menschen, wo der sinnliche Eindruck fehlt, die Bilder verschaffen; haben diese den innern Menschen nun wirksam gemacht, so müssen seiner Wirksamkeit auch Instrumente zum Dienste stehen. --- Wenn ich sage Bilder, so muß man wissen, daß die Einbildungskraft auch Töne, Gerüche, Geschmacke, sinnliche Gefühle mahlt. --- Denkt euch den Tonkünstler. Gesezt er hat eine noch so lebhafte Einbildungskraft, Töne zu mahlen; fühlt sie der innere Mensch nicht in einem so hohen Grad, daß er durch das Gefühl getrieben wird, sie zu verlängern, sie sich zu verewigen, sie

durch den immer stärkern sinnlichern Eindruck ganz in ihrem Umfang zu geniessen — er wird Musikus werden, aber kein Genie. Fühlt sein innrer Mensch die Töne, oder das Bild der Töne auf dem Grad, so wird der wirken, die hervorzubringen, die ihm angenehm sind. Wirkt dabey die Einbildungskraft nicht, so ahmt er nur nach, exekutirt; wirkt sie, so schafft er, komponirt. Findet er kein Instrument, so wird er anfangen mit der Stimme. Ist die ihm ungetreu, so kommts auf einen glücklichen Augenblick an, wo die Einbildungskraft ihm ein Instrument vormahlt; hat ers; so wirkt er hinein. Die Einbildungskraft sezt immer neue Töne zusammen. Der innere Mensch fühlt ihren Werth. Wer gestimmt ist, wie er, fühlt sie eben so; wer nicht fühlt, wie alle Menschen.

Der Dichter. Sein Sinn giebt ihm, und seine Einbildungskraft mahlt ihm ein Bild nach dem andern. Fühlt er das blosse Darstellen der Bilder, so wird er nicht Dichter. Fühlt er aber dabey noch den besondern Eindruck des angenehmen oder unangenehmen, so wirkt er seine Gefühle, die in ihm dringen, heraus zu geben, sie sich zu verewigen, sie mitzutheilen — wieder ein Zug im innern Menschen, den wir nicht kennen! Er hat kein Instrument, als die Sprache; die braucht er, wie sie sein Gefühl am besten ausdrückt. Man

sieht, daß es Dichter giebt, die man nicht kennt. Sie sind wie der Musikus, der kein Instrument hat. Wo sinnliches Gefühl und Einbildung viele Bilder darstellen, und der innere Mensch sie mit so besonderem Eindruck des Angenehmen oder Unangenehmen fühlt, daß er getrieben wird, sie mitzutheilen, da ist der Dichter. --- Viele, die meisten treibt nicht das Gefühl des Bilds, sondern ein ander Gefühl, das sind Afterpoeten. Es giebt hier, wie bey den Tonkünstlern, Exekuteur und Komponisten. Jene sind, die nur ihr sinnlich Gefühl, oder die durch sinnliches Gefühl erregten Bilder, der Einbildung ausdrücken; diese, die selbst Bilder schaffen. Ich möchte **Oßian** zu jener, **Homeren** und **Pindarn** zu dieser Klasse zählen. Andre versezen nur fremden Stoff; da kömmt's auf die Theilnehmung des innern Menschen an, ob die Poeten sind? **Virgil** und **Horaz** gehören meist hieher.

Der Mahler ist wie der Dichter, sein Instrument ist nur anders; auch er kann durch die blossen sinnlichen Gefühle, und die blosse Einbildungskraft Mahler seyn; Genie wird er nicht, als wenn der innere Mensch, durchs Bild, oder den Eindruck, auf einen hohen Grad gerührt, durchdrungen wird; jener kann schon Bilder darstellen; dieser drückt zugleich den Geist und das Leben der Fi-

guren aus. In der kleinsten Blume kann der Unterscheid fühlbar werden.

Der Philosoph --- wie er seyn sollte --- fühlt nur Wahrheit in den Wirkungen des Verstands, das ist Uebereinstimmung seiner Begriffe. Ob er sie von sich giebt, oder nicht, ist eins. Doch auch der Zug des innern Menschen, seine starken Empfindungen mitzutheilen, liegt in ihm; stimmen seine Begriffe unter sich und mit der Natur, so wird er ächter Philosoph; stimmen sie nur unter sich, so wird er Systematiker, Wolf, u. d. gl. Kommt Einbildungskraft hinzu, die Lücken des Verstands zu füllen; so macht der Philosoph, wie ich nun, Hypothesen; arbeitet die Einbildungskraft allein, und der innere Mensch theilt ihre Bilder mit, ohne bey ihnen mehr, als ihr blosses Daseyn zu fühlen, so entsteht der Räsonneur.

Man sieht, daß Lebhaftigkeit und Reizbarkeit der sinnlichen Werkzeuge, und Lebhaftigkeit und Fruchtbarkeit der Einbildung zum Genie gehören, aber sie machen's nicht; nur der Grad der Theilnehmung des innern Menschen machts. Alle Regeln der Aesthetik können also bloß negativ seyn, und auch das nur, wenige Fälle ausgenommen, bloß aus bestimmten Erfahrungen; positiv können sie nur seyn im Mechanischen. Spekulationen über die Aesthetik sind keine Regeln.

Der, dessen innerer Mensch beym blossen Bild der Ungerechtigkeit leidet, ist nach dem moralischen Gefühl gerecht. Der, der beym Bild einer Ungerechtigkeit leidet, wenn in dem Bild zugleich die üble Folge, die die Ungerechtigkeit auf ihn haben kann, dargestellt wird, der ist auch gerecht, aber nicht durchs moralische Gefühl.

Man kann auf das moralische Gefühl keine Moral bauen. Einige Menschen haben einige Oktaven mehr, andere weniger. Auch ists bloß Zufall, wenn das Gefühl des blossen Bilds einer Handlung ohne Folgen mit denen beym Bild einer Handlung mit Folgen übereinstimmt; bloß in dem Fall heißts moralisches Gefühl. Die Moral muß also erst festgesezt seyn, ehe man bestimmen kann, ob ein Gefühl moralisch ist.

Der Stempel des Genies liegt im innern Menschen. Fühlt der wenig, oder ist der unthätig, so müssen ausserwesentliche Sporne hinzukommen. Das kann gute Juristen, mittelmäßige Aerzte, gute Handwerker geben, auch gute Professoren; aber schlechte Dichter, schlechte Künstler, und elende Pfarrer, die sollten in Rücksicht auf die Religion alle Genieen seyn; darum habt ihr überall schlechte Christen.

Die

Die Erziehung muß erst den innern Menschen sondiren. Ist in den keine Elastizität zu bringen, so führe man ihn zum Brodverdienen an, und suche nur den engen Kreis seiner Pflichten der Imagination doppelt lebhaft einzuprägen. Er kann ein guter Mensch werden. Die Werkzeuge, die der innere Mensch braucht, seine wenigen Absichten zu erreichen, müssen sorgfältig angebaut werden.

Ist der innere Mensch sehr fühlbar, aber nicht wirksam, so scheue man sich nicht, seine sinnlichen Werkzeuge aufs fleißigste auszuarbeiten; die Leichtigkeit der Wirkung befördert die Wirksamkeit.

Ist der innere Mensch wenig fühlbar, aber sehr wirksam; so suche man genau, worinn er am fühlbarsten ist, und baue die Werkzeuge, die dahin gehören, fleißig; er wird bornirt, aber in seiner Stelle vortreflich werden.

Ist der innere Mensch sehr fühlbar, und sehr wirksam, so fülle man seine Einbildungskraft mit allem möglichen Guten, baue alle seine Instrumente aufs sorgfältigste an, und überlasse das übrige, wie das Orakel dem Sophroniskus rieth, der Vorsicht.

Im Umgang mit erwachsenen Menschen suche man, wo ihr innerer Mensch am fühlbarsten und am wirksamsten ist, und dann arbeite man nur auf ihre Einbildungskraft, und ihre Sinnen, lasse alle Züge aus dem Gemählde, vermeide alle sinnlichen Eindrücke von der Seite, wo sie nicht wirken sollen; erhebe alle von der andern Seite.

Das, wo der innere Mensch am fühlbarsten ist, und am wirksamsten, nennt man **Inklination.**

Ists Kleinigkeit, die bloß in ihm anfängt und endet; so heißts Steckenpferd. Ist die Wirksamkeit vorzüglich stark, so heißts Leidenschaft.

Es giebt Wirksamkeit, woran der innere Mensch kein Theil hat, das ist Gewohnheit (Habitude).

Wirksamkeit des innern Menschen, ohne Gefühl der unmittelbaren Folgen der Handlung, oder aus einem entgegengesezten Gefühl ist Heucheley.

Die Nationen unterscheiden sich gröstentheils durch den innern Menschen, aber auch durch Sinn und Einbildungskraft, und die Einschränkung des Verstands, Wirksamkeit und Instrumente dazu.

Vom äussern Menschen läßt sich auf den innern schliessen, in so weit man aus ihm die Leichtigkeit, und den öftern Gebrauch der Werkzeuge, den Grad des sinnlichen Eindrucks, die Lebhaftigkeit der Imagination abnehmen kann; alles andere sind nur Erfahrungen, nur Schlüsse aus Induktionen, die immer ihre Grade von Wahrscheinlichkeit haben. So sehe ich die Physiognomik an!

Was ist Tugend? Stimmung des innern Menschen, nach welcher er grosse und dauerhafte angenehme Empfindungen mehr fühlt, als kleinere und kürzere. Der Grad der Tugend unter dem, was Menschen hier gemeiniglich fühlen, heißt nicht mehr Tugend. Es ist aber doch Tugend im Kind, das lieber seinen Eltern gehorsam ist, als ein Zukerbrod isset.

Wer den höchsten Grad dieser Tugenden unter den Menschen erreicht, ist der gröste **Mann**. Es giebt ein Grad, unter dem der Mensch Kind, über dem er Mann ist. Die Tugend hängt nicht von der Einsicht ab. Es giebt tugendhafte Menschenfresser. Ob die Bilder, die die Einbildungskraft darstellt, nach unsern Begriffen wahr, oder falsch sind, ist einerley, wenn nur das am meisten wirkt, was dem Menschen die gröste und dauerhafteste Glückseligkeit darstellt.

Wer ist gottesfürchtig? Dessen innerer Mensch nichts angenehmers fühlt, als das Bild, das seine Einbildungskraft von Gott darstellt, nicht wirksamer ist, als wo sie eine Handlung vorstellt, die die Liebe Gottes gewinnt, oder Liebe zu Gott geniessen läßt.

Wer ist ein guter Bürger? Dessen innerer Mensch keine angenehme Empfindung hat, als wenn seine Einbildungskraft ihm den Staat als glücklich darstellt, der nicht eifriger wirkt, als wenn sie ihm eine Handlung mahlt, die den Staat glücklich macht.

Was ist Glückseligkeit? Der Stand, wo der Mensch immer angenehme Empfindungen hat. Sie ist das Maaß, wornach der Verstand seine Säze der theoretischen Moral abmisset.

Der innere Mensch kann, wie's scheint, ohne den äussern nicht bestehen. Er hat kein Vehikulum, und kein Instrument, als ihn. Alle Unsterblichkeit des Menschen ist vermuthlich also Auferstehung.

Die Seele ist nur ein Vehikulum, oder Werkzeug des innern Menschen. Sie kann also wol im Kopf, er im Herzen wohnen; hier etwas bestimmen, ist Vorwiz.

Der innere Mensch macht den Werth des Menschen aus; alles andere ist Instrument, gut oder schlecht, nachdem es gebraucht wird.

Es läßt sich in der Erziehung kein Ideal von höchster Vollkommenheit zum Zweck sezen; man darf nichts suchen, als zu machen, daß eines jeden innerer Mensch wird, was er seyn kann.

Von zehen Säzen sind acht in der Moral nur um der Menschen willen da, mit denen wir leben; eine Engelsmoral wird nicht besser, nur anders; ich rede von der Theorie.

Der Werth des Menschen und das Verdienst sind zweyerley. Jener ist in dem Menschen für sich betrachtet zu suchen, dieser in dem Nuzen, den andere von ihm ziehen. Mich dünkt, das hat Abbt nicht gesehen; Claville hat gar nichts gesehen.

Die bürgerliche Gesellschaft hat den innern Menschen nicht geändert, sondern nur die Folgen der Handlungen. Er wird zwar unter dem Despotismus ein Schurk, d. i. seine Elastizität ist nicht mehr da, aber nur wie die Stalfeder unterm Gewicht. Im Baurenkrieg wurde das Gewicht zu leicht; die stehende Miliz hat's neu beschwert. Es kann seyn, daß mit der Zeit die Stalfeder ganz

schlaff wird; noch fühlt man sie, wenn das Gewicht ein wenig schwankt, wenigstens auf die Seite ausweichen wollen.

Die bürgerliche Gesezgebung soll mehr nicht thun, als die aus den Verhältnissen und der Gedenkungsart des Menschen zu abstrahierenden Folgen, vorbestimmen und versichern; die Kriminalgesezgebung muß, zu den natürlichen Folgen der Handlungen, welche die Gesellschaft stören, neue sezen. Die Polizeygesezgebung sollte zu den Folgen, die gewisse Handlungen, nicht auf Einen allein, sondern auf den ganzen Staat haben, solche sezen, die Einer allein fühlt. Die Staatsgesezgebung, oder das Staatsrecht, ist nichts, als Erklärung ausdrücklicher, oder stillschweigender Konvention zwischen der Regierung und den Regierten.

Der Unterschied zwischen Moral und Recht der Natur ist willkührlich. Es ist eigentlich keiner. Recht der Natur ist nichts, als Philosophie der positiven Gesezgebung.

Die beste Moral ist die, welche die natürlichen Folgen der meisten Handlungen in den meisten Umständen mit der grösten Wahrheit darlegt. Die meisten Moralisten haben den Menschen unter die Hypothese gesezt, und deswegen immer zu viel, und immer zu wenig gesagt.

Die beste Erziehung ist, die der Natur die beste Gelegenheit schafft, sich selbst zu erziehen, und die ihr am wenigsten Hindernisse entgegen sezt. --- Das beste, was der Mensch ist, wird er geboren; die Erziehung kann wenig thun, verdirbt aber unendlich viel. --- Doch, ists wohl Verderben, wenn man Menschen denen gleich macht, womit sie leben sollen? --- Richtet Philantropine für die Alten auf; die für die Jungen nuzen nichts. -- Was wollen Emile unter Yahoos?

Ohne Elastizität ist kein Menschenwerth denkbar, also keiner ohne bürgerliche Freyheit, höchstens nur in dem Kreis, wo der tausendarmige Despotismus nicht hinreicht.

Liebe ist dem innern Menschen das angenehmste Gefühl; sie kann alle andere am leichtesten überwiegen; darum überzeugt mich Christus.

Der Unterschied der Geschlechter hat die Schöpfung für den innern Menschen um zwey Drittel reicher gemacht. Je mehr angenehme Empfindungen, je thätiger; Geselligkeit füllt die Lücken der Liebe aus.

Die Unzertrennlichkeit der Ehen ist eine Seraglioerfindung; aber besser, weil da die Frau so gut

ihr Seraglio hat, als der Mann *). Wo's der Mann allein hat, wird die Liebe des Manns bloß leidend, alles Wirken höchstens Griff nach Genuß.

Die Unzertrennlichkeit der Ehen hat den innern Menschen nicht um so gar viel ärmer an angenehmen Empfindungen gemacht, als man glaubt, und ist er um etwas ärmer an der Geschlechtsliebe; so hat ers an der elterlichen, und der bloß geselligen wieder zehnfach gewonnen.

Bey der Liebe ist immer etwas sinnliches, selbst bey der elterlichen Liebe und der Freundschaft; bey der Ehre nicht. Deswegen ist die nicht so allgemein stark. Sie wohnt bloß in der Einbildung, und wird oft mit Furcht vor Schande verwechselt.

Alle Menschen bessern wollen, heißt alle so weis als Sokrates, und so stark als Kato machen wollen. Dem geringsten und dem höchsten der Menschen kommen, zumal wenn sein Verstand erleuchtet ist, alle zwey Tage Verleugnungen vor, bey denen Kato und Sokrates alle ihre Kraft gebraucht haben, und fällt er einmal so braucht er beyde Kräfte doppelt, um wieder aufzustehn. —

*) Das ist mißverstanden worden. Ich will sagen, daß die Frau des Manns und der Mann der Frauen Sklav ist.

Der Verstand ist leicht zu überführen, aber die Bilder in die Einbildungskraft so stark und treu und lebhaft überzutragen, das ist die Kunst. Unsere Verbesserer wollen meist auf den Verstand arbeiten. Es geht aber in der Moral, wie in der Medicin, non quod editur, sed quod digeritur, fit chilus.

Am wehsten thun die Verbesserer, wenn sie da den Verstand erleuchten, wo ein glücklicher Zufall das moralische Gefühl gegeben, oder der Zug eines unschädlichen Vorurtheils, oder Aberglaubens im Bild der Einbildungskraft, den Endzweck schon erreicht. Die Erfindungen des Verstandes lassen sich selten eben so lebhaft nachmahlen.

Man hat gefragt, ob der Aberglaube schädlicher ist, als der Unglaube, das heißt fragen, ob Feuer schädlicher ist, als Wasser. Bestimmt Grösse, Plaz, Art, dann fragt, und in jedem Fall wird die Entscheidung anders ausfallen.

Montesquieu's drey Staatsresorts sind philosophisch und wahr. --- Wir haben in Deutschland keine Freystaaten mehr, weil der Mangel bürgerlicher Tugend die, die wir hatten, durch ewige innerliche Zänkereyen abhängig gemacht hat. Wir haben keine Monarchien mehr, weil die Ehre ge-

erbt wird, und die, die sie nicht geerbt haben, nur bis auf einen sehr vom Monarchen entfernten Grad steigen können. — Wo Ehre Triebfeder werden soll, muß sie erst zu erwerben seyn, muß sie bis zum Monarchen heben können. Wer wird in der Monarchie Werth um der Ehre willen suchen, wenn er weiß, es steht im Schicksal geschrieben, daß er nie sizen darf, wo der gestrige Page sizt.

Die Fürsten haben die Landstände abgeschafft, um unabhängig zu seyn, und hängen nun noch zehenmal mehr von den Kollegien ab; mit den Landständen würden sie freyer und geliebter gewesen seyn.

Die französischen Oekonomisten haben ein menschenfreundlich Finanzsystem erfunden; sie haben aber nicht gesehen, daß ihr Plan so lange, bis die Konkurrenz da ist, die sie verlangen, dem öffentlichen Schaz zwey Drittel der Einnahme entzieht, und daß der Zirkel der Geldmasse im Staat eine Art von Produktion ist. Das Geld wird gewissermassen produziert, wenns aus dem Koffer der Reichen gezogen wird. Es wächst freylich nicht nach, aber es wird auch nicht verzehrt. Sie haben noch mehr nicht gesehn!

Was ich aus der Politik bemerke, kommt in die Moral, wie die Insektenlehre in die Garten-

wissenschaft. Die schönste Anweisung, Tugend zu pflanzen, nuzt nichts, wenn man nicht weiß, wie die Insekten zu vertreiben sind. Der Despotismus nagt an der Redlichkeit und Mannhaftigkeit; das Finanzwesen am Fleiß und der Gerechtigkeit; die Hierarchie an der Frömmigkeit; der stehende Soldat am Patriotismus; der Adel an der Ehrbegierde; und wenn so die Zweige abgefressen sind, so stirbt der Stamm, die Liebe auch; dann wird der innere Mensch ein Schurk, dem der äussere die Maske der Lebensart aufhängen muß, um sich zu produziren; dann gute Nacht Moral!

Ueber die Toleranz.

Die Grenzen zwischen Toleranz und Gleichgültigkeit sind unbestimmt. Wenn ich sie bestimmen sollte, so würde ich sagen:

1) Niemand darf gegen sich selbst tolerant seyn.

2) Niemand darf gegen den intolerant seyn, der seine Meynung vorträgt, ohne sie aufzudringen.

3) Wer tolerant gegen den ist, der seine Meynungen mit der Pistole in der Hand anbietet, ist gleichgiltig, oder Sklav.

Toleranz ist nach eben den Gesezen zu beurtheilen, nach welchen die Selbstvertheidigung beurtheilt werden muß. In Sachen des Verstands hat niemand für was zu kämpfen, als für seine Freyheit. Meynungen angreifen, und Meynungen vertheidigen, und Meynungen vortragen, alles das thut der Freyheit keinen Schaden; aber dem Denker und dem Schwäzer verwehren wollen, Meynungen zu haben, und sie zu sagen, ist ungerecht.

Es ist nicht intolerant zu widerlegen. Wer widerlegt, sagt nur, daß er die Sache anders ansieht. — Zu seufzen, zu spotten, zu drohen, zu

fluchen, zu schimpfen, zu verfolgen, ist intolerant gegen den, der seine Meynung nur sagt; Vertheidigung gegen den, der sie aufdringen will.

Jeder erhebe das Loch, durch das er in den Raritätenkasten guckt, so viel er will, beweise, so viel er will, daß das, das beste Loch sey; nur lasse er seinen Nachbar auch gucken, und sagen, was er sieht. Tritt er diesen weg davon, so steht's bey dem, ob er wieder treten will; nur der Angreiffer ist intolerant.

Aber durch Toleranz steht jeder jedem Narren offen? --- Wahr. Durch Intoleranz nur Einem! Welches ist besser?

Nichts darf intolerant seyn, als die innere Wahrheit! Dort wird die Eine Stimme haben, Eine Sprache; hier spricht sie zu jedem anders! Lieber, warum wollt ihr euch unter einander die Ohren abschneiden? Kannst du, so gieb mir deins; kannst du nicht, so laß mir meins!

Eine Ehstandsscene.

Ich hatte ein Schaaf, das lag in meinem Schoos, trank von meinem Becher, aß mein Brod, und wandelte mit mir auf der Weide. Es kannte keinen Trank als meinen, keine Speise als meine; gieng nicht schneller als ich, und war glücklich bey mir.

Da kam ein Mann und lehrte es fliegen. Es trank Aetherluft, speiste Morgenthau, und flatterte um die Sonne.

Ich size seitdem allein und weine. Es schwebt über mir, sieht mich weinen, bedaurt mich, kann aber nicht mehr gehn meinen Gang, nicht mehr essen meine Speise, und ekelt vor meinem Trank.

Warum hat der Mann nicht gewartet, bis wir zusammenfliegen konnten?

Da oben schwebt's, und sieht Engel lieben, und keinen Engel, der's liebt; sieht herab, einen Menschen, der's liebt, und ekelt vor seiner Liebe.

Ach ewige Gerechtigkeit! warum nahm der Mann dem Schaafe das, womit es mich zahlen sollte, und gab ihm, was mir nicht nüzt, und mich nicht zahlt? Was hilft's, daß es ihm zahlt? Es war ihm nichts schuldig.

Vom höheren Christenthum.

Das höhere Christenthum und die höhere Tugend sind im Wort einerley, im Glauben verschieden.

Nur der ganze Mann kann sie fassen! Wer anfängt Mann zu seyn, steht auf der untersten Stufe. Wie die Mannheit wächst, wächst Tugend; und wer Christus kennt, bey dem wächst auch Christenthum. Der Knabe verachtet beyde, oder erfantasirt beyde.

Wer die Welt kennt, und sie trägt, und sie sich zu klein fühlt; wer wirkt, oder lebt unverdrossen; wer leidet ohne Klage; wer seinen Werth fühlt und fremden, der ist ein Mann. Er wird gerecht seyn, wird wahr seyn, wird lieben; wird gern sehn den Spiegel innrer Reinheit und Güte; wird gern leben mit Gott!

Wer die Welt nicht kennt, lebt in der Fantasie; wer sie nicht trägt, wird nur groß seyn in Worten; wer sie nicht zu klein fühlt, wird begränzt seyn in seinen Aussichten.

Weltkenntniß ist nicht die, die man so nennt. Es ist das Gefühl, daß sie und ihre Glückseligkeiten nur spannenlang sind. So kann sie der kennen, der

der nie mehr als sein Dorf von ihr gesehn hat; darinn gleicht sie sich überall.

Thätigkeit und Spekulation haben in sich einerley Werth. Nicht kosmopolitische Maximen und Apoftegmen; die Springfeder des Herzens entscheidet hier. Der Spekulirer hat kein Verdienst um die Welt; aber ist er nicht Spekulirer aus Faulheit, so hat er doch Werth genug. Verachtet nicht den Anachoreten, weil er ein Anachoret ist; das Gold in der Mine ist auch Gold!

Predigt erst Mannheit, eh ihr Tugend, und erst Tugend, eh ihr Christus predigt.

Wie weiß man, ob Christus im Herzen, oder in der Fantasie lebt? --- Nie sicher, als da, wo des Proselyten ganzes Leben Mannsleben war.

Die erste Stufe des Christenthums ist, Tugend lieben, weil man hofft auf Christus Verheissung.

Die erste Stufe der Tugend ist, Tugend lieben, weil man weiß, daß sie glücklich macht.

Die höchste Stufe der Tugend ist, Tugend wirken, weil man fühlt, daß sie zum Quell des Guten führt, in dem man ewig leben wollte.

Die höchste Stufe des Christenthums ist, Tugend wirken, weil man weiß und fühlt, daß Gott in uns wohnt.

Wie

Wie will einer die erreichen, ohne ein Mann zu seyn? -- Stärke ist Natur des Manns. Höchste Tugend wird nur gewirkt durch Männer und männliche Weiber!

Wer auf der höchsten Stufe des Christenthums steht, in dem will Gott wirken. Der soll nie bethen unerhört. Er soll Wunder thun; ihn sollen die Schlangen nicht vergiften, das Feuer nicht brennen.

Zeigt mir Männer, und ich will euch sagen, ob Christus Lügen versprochen hat, oder ob wir ihn falsch verstehen.

Wer auf die höchste Stufe des Christenthums steigen, und andere hinführen will, der sey erst Mann und mache erst Männer!

Petrus war ein Mann, da er alles verließ. -- War der Jüngling, der nicht alles verlassen wollte, mehr als ein Knabe? Soll der Wunder thun und bethen, wie jener?

Daß wir entmannt sind, ist gewiß. Warum fragt ihr, ob wir noch Wunder thun können?

Warum thut der keine, der sagt, sie wären uns verheissen? -- Ach Brüder, er weist uns nur hin! Laßt ihn ungestört klimmen auf die Stufe, wo Petrus stand, und dann fragt wieder.

Wer da steht, der frage!

Ueber die grossen und kleinen Bücher.

Ein grosses Buch ist, wie ein See. Man kann da die ganze Nacht fischen, und nichts fangen. Ein kleines, wie ein Bach, den man abgeschlagen hat. Da darf man nur greifen.

Es gehört viel Geduld dazu, ein grosses Buch zu schreiben. Mehr Verstand zu einem kleinen.

Grosse Bücher werden selten mehr gelesen; kleine desto öfter.

Kleine Bücher werden oft mißverstanden; aber sie treffen immer; grosse treffen selten.

Man würde weniger schreiben, wenn man mehr zusammen lebte. Die Bücher sind Konversationen mit dem Publikum. Wer kann einen ausstehen, der Tage lang das Wort allein will?

Die Wahrheit hat einen Brennpunkt, wie die Sonne; je kleiner, desto wirksamer.

Wenn Voltäre die Feder auspuzte, las man ihn lieber, als wenn Doktor und Magister bewiesen, demonstrirten und kommentirten. Er schrieb Blätter; Folianten sie.

Warum wollt ihr grosse Bücher schreiben, damit ein anderer komme, und den Esprit aus zehn Theilen in fünf Seiten fasse? Könnt ihr ihn nicht selbst distilliren?

Autoren! laßt euch warnen vor grossen Büchern, wenn ihr gelesen seyn wollt. Man vergißt euch zwar nicht so leicht, denn ihr hängt an uns, wie der Kloz am Gefangnen; aber man schleppt euch ungern.

Habt ihr viel auf dem Herzen, so kommt desto öftrer. Geht eins nicht zur Ewigkeit, so geht das andre — und geht keins; was ist's denn mehr?

Ueber die
Kultur der Menschen.

Ich lese immer mit grossem Wohlgefallen eine alte Tradition der Aegyptier, die Diodorus erzählt, und die ein Bild der ersten Menschenkultur, ein wahres Philanthropinum, darstellt.

Osiris, sagt Diodorus, soll mit einem grossen Heer aus Aegypten ausgegangen seyn, um die ganze Welt, so weit sie damals bekannt war, den Frucht- und Rebbau zu lehren. Er glaubte nemlich, wenn er die Menschen von der Wildheit abbrächte, in welcher sie lebten, so würde er dadurch sich, wegen der Grösse dieser Wohlthat, eine unsterbliche Ehre erwerben; denn nicht allein die Menschen, die damals lebten, sondern auch ihre Nachkommen, würden ihn als einen Gott unter den Menschen verehren. Er bestellte also seine Regierung in Aegypten, und übergab sie seiner Frau der Isis, welcher er den Merkurius, einen sehr klugen Mann, zum Rathgeber, und den Herkules, einen sehr tapfern, zum Heerführer beysezte. In den Provinzen ordnete er andre Statthalter, und gieng nun fort mit seinem Bruder,

dem Apoll, auf seinen menschenfreundlichen Heerzug. Ausser diesen und einigen andern nahm er noch einen geschickten Rebmann, Namens Maro, und den Triptolemus, der den Ackerbau vollkommen verstand, mit sich. Auch hatte er in seinem Heer neun Mädchen, die den Griechen nachher unter dem Namen der Musen bekannt wurden, und die, unter Aufsicht des Apolls, Musik und Gesang lehrten. Diesen gesellte er in Aethiopien noch die Satire zu, eine Art von lustigen Menschen, oder Affen, die ihn, weil er ein muntrer Mann war, der das Vergnügen liebte, mit ihren Tänzen und Kurzweilen ergözten.

Seine erste Reise gieng nach Aethiopien; von da reiste er fort nach Asien, und aus Asien durch den Hellespont nach Europa, und lehrte überall den Fruchtbau und den Rebbau, oder, wo der Boden diesen nicht annahm, das Bier zu bereiten. Jedermann nahm ihn und seine Lehre mit Dank auf. Nur ein einziger thrazischer König widersezte sich ihm; er schlug ihn aber todt, und sezte den Maro an seine Stelle, so wie er den Mazedo, seinen Sohn, der ihn auch begleitet hatte, zum König der Mazedonier machte, und den Triptolemus im attischen Gebiete zur Ausbreitung des Fruchtbaues ließ. Er selbst zog dann wieder heim,

und hinterließ überall einen Nachruhm, der oft Vergötterung wurde.

Ist's wahr, so ist Osiris der gröste König gewesen, der noch gelebt hat. Nicht die armselige Ehrbegierde, die der Historiker ihm andichtet, das gröste Gefühl von Wohlthätigkeit und Menschenliebe muß ihn zu seiner heiligen Wallfahrt bewegt haben; oder war's Ehrbegierde, so war's die feinste, die zweckmäßigste. Denn Ehre ohne Dankbarkeit und Liebe wird oft Schande, ist nie dauerhaft. —

Aber, war's ein Geschenk für die Menschheit, das er ihr gab? Die Erfindung eines Lebensmittels, welches in wenig Wochen so häufig hervorgebracht werden kann, daß man das ganze Jahr darauf Ruhe hat, das den Werth des Eigenthums und alle seine Folgen so fühlbar machte, das den Handel so ausbreitete, das muste eine allgemeine Revolution in dem menschlichen Geschlechte machen.

War die Revolution gut? war sie schlimm? Wär's besser, wir äßen noch Eicheln, Wurzeln, wilde Beeren und Wild? Wie wir's angreifen, ist das Problem ziemlich zweifelhaft.

Kultur soll Ausarbeitung aller unsrer Kräfte zu unsrer Glückseligkeit seyn. Moralische Sentenzen arbeiten sie nicht aus; sondern die Noth, das Bedürfniß. Stille ich das Bedürfniß der Natur mit wenigem Aufwand von Kräften, so schade ich der Kultur, oder ich muß den nun ruhenden Kräften durch ein neues Bedürfniß einen neuen Sporn geben.

Osiris sah, daß, wenn der Mensch, der bisher alle Tage ausgehn und sein Futter sammeln, oft Tag und Nacht auf ein Wild lauren mußte, nun Lebensmittel fände, die er in etlichen Wochen für's ganze Jahr, die Einer in Einem Monat für drey und mehr andere Menschen hervorbringen könnte, Faulheit und Langweile das Geschlecht, das er retten wollte, tiefer stürzen würde, als es vorher bey seiner Unwissenheit lag. Er dachte also ein ander Bedürfniß in ihnen rege zu machen, und lehrte sie Freude und Tanz. — Wir verstanden's nicht so. Wir geben den Menschen das Bedürfniß der Gelehrsamkeit, der Wollust, der Etikette, der Eitelkeit.

Sind wir besser daran, als da wir noch Eicheln assen? Dem arbeitsamen Bauer, der für zehn und mehrere schafft, ists wohl; aber wir?

Unsre Gelehrsamkeit ist zweydrittel Eichelkost; die Waffen sind eben so schlimm; Wollust, Etikette, Eitelkeit und der Troß sind weit ärger.

Der Weg der Natur wäre, däucht mich, wie Osiris ihn lehrte: Brod essen und Wein trinken, und die übrige Zeit mit den Musen vertanzen. --- Darum schaffen wir frohe Jünglinge, sagt Dr. Barth --- ach! lehrt sie erst zufrieden seyn mit Wein und Brod, dann fragt, wo die Musen sind, die ihr nicht kennt, und bringt sie zu ihnen.

Ueber die Gesezgebung gegen die Duelle.

Man hat blutige Geseze gegen die Duelle gegeben, und nichts ausgerichtet. Was Wunder! Der Stand, der die Duelle vorzüglich unterhält, lebt zwey Drittel von der Ehre; und wie könnten unsre Monarchen Hunderttausende erhalten, wenn sie nicht mit dieser Münze ihrer Kasse zu Hülfe kämen?

Man hat hin und her disputiert, ob die Duelle in sich und auch ohne bürgerliche Geseze verboten, ob sie den göttlichen Gesezen zuwider wären; die Prediger haben dagegen gepredigt, die Disputirer disputirt, und die Grandisone grandisonirt. Ich glaube, es ist leichter, ist erlaubter, sein Leben unvertheidigt sich nehmen zu lassen, als seine, auch nur eingebildete Ehre. So lang wir mit Menschen leben müssen, müssen wir unter ihnen eine Stelle behaupten. Wer sich von ihr herunter stossen, wer sich zur Verachtung treten läßt, ist schlimmer daran, als der Todte. Was will er noch Gutes thun, wenn er überall von der Gesellschaft verachtet wird? Wie will seine Seele sich noch zu

etwas Edlem erheben, wenn ihn überall Spott und Schande verfolgt? Ja, wie will sein Weib, sein Kind, sein Knecht sich seinem Schuz anvertrauen, wenn er selbst überall dem Angriff eines jeden muthwilligen Buben ausgesezt ist? ---

Es giebt Fälle, wo die gesezgebende Macht, wo das Band der Gesellschaft zu schwach ist, dem Hange der Menschheit eine andere Richtung zu geben. Die Einbildungskraft ist oft ein sechster Sinn, der, so wenig als die fünf andern, sich durch willkürliche Strafen ändern läßt. „Was wärst du, sagte einmal der Hofnarr zum Kaiser Leopold, wenn wir alle einmal dir nicht mehr gehorchen wollten?" Und was ist der General, wenn die Armee das Gewehr streckt. Die verschiedne Denkungsart der Unterthanen macht die Papiere des Regenten allmächtig; wo alle auf einerley Art anders denken, sind's nur Papiere. Auch müssen Fürsten, müssen die grösten Könige hier nachgeben.

Maximilian, der sonst kein grosser Kaiser war, fand Mittel, die Faustkriege, die man für die Quelle der Duelle hält, abzubringen. Er wagte sie nicht auf Einmal abzuschaffen. Erst wurden Pläze geheiligt, wohin sie nicht kommen konnten; dann Tage, an denen sie verboten waren. Nach

und nach gewöhnten sich die Herren an die Gerichte und liessen das Raufen. Sollte nicht bey den Duellen sich eine ähnliche Operation anbringen lassen?

Ich würde ein Gesez geben, das sie völlig erlaubte: aber sie müßten öffentlich, müßten mit Feyerlichkeiten, unter dem Vorsiz eines Kriegsgerichts, in der Hauptstadt, mit einigem Aufwand geschehen. Das Gericht müßte vor dem Zweykampf die Ursachen des Streits untersuchen; sie mögen seyn, wie sie wollen, den Kampf geschehen lassen, und nach dem Kampfe erst den Anfänger verurtheilen; ist er geblieben, zur Schandstrafe; hat er gesiegt, zur Schadloshaltung der Hinterbliebenen und zur Schandstrafe.

Mich dünkt, bey einem solchen Gesez würde der Händelsüchtige weit vorsichtiger seyn, und der brafe Beleidigte würde ohne Schande auf einen solchen Zweykampf sich berufen können. Alle andere würde ich mit unerbittlicher Lebensstrafe verfolgen. — Nun wen verfolgt ihr? Aus einem falschen Begriffe von der Sache seht ihr entweder dem Händelsüchtigen durch die Finger, oder ihr schändet und straft den Unschuldigen, der sich nicht vor der ganzen Welt wollte brandmarken lassen! Straft ihr den als einen Selbstmörder, der, um

der Flamme zu entgehen, sich aus dem Fenster stürzt? Und hier ist mehr als Höllenflamme für den Edlen --- Verachtung; auch dem Unedlen mehr als Höllenflamme, Verlust seines Rangs, seiner Gesellschaft, seines Einkommens, Armuth und Schande. ---

Daß doch immer die Geseze geradezu gehen wollen; daß doch so viele immer von der Moralität der menschlichen Handlungen sprechen wollen, ohne Menschenkenntniß, ohne Billigkeit!

Aber, wie machen wir's mit den Studenten? Die laßt nur immer fortmachen! Wenn sie nicht mit so viel Ehre als der Soldat duellieren dürfen, werden ihre Duelle bald in die Verachtung fallen, und sie ihrer selbst überdrüßig werden. Gegen die sind die Duellgeseze noch einigermassen erträglich. Sie wagen weniger dabey.

Schreiben über die zu Straßburg errichtete Statue des Marschalls von Sachsen.

E. den 29sten Oct. 1779.

Hier haben Sie den Abdruck von Mechels Grabmaal des Marschalls von Sachsen, das in Straßburg aufgerichtet worden. Ich weis nicht, ob der Abdruck treu ist; denn wahrlich! um das Ding reiste ich nicht nach Straßburg. Der Meissel des Künstlers mag so vortreflich seyn als er will, so kann ich die Komposition ohne Eckel nicht ansehen. Daß doch die Franzosen nie mehr die edle Einfalt fühlen können! Wie wunderbar komponiert ist die Statue! Hätte der edle Feldherr ganz allein gestanden mit dem ruhigen Schritt in den Sarg, so würde kein fühlendes Herz ohne Thränen, ohne Erhebung ihn haben sehen können. Was in aller Welt soll aber nun da die Madam Gallia zur Linken mit dem kleinen Buben; der Tod im Bettuche mit dem offenen Maule; der ge-

bundne Adler und die andern Wappenzeichen, die die französische Praleren so geschmacklos dahin legt? Und wer am Ende, lieber B., wer kann den weinenden Herkules ertragen! Herkules, der im ganzen Glanze seiner Unsterblichkeit kommen, mit offnem Arm dem Helden entgegengehn, sich freuen mußte, seinen Sohn zu sich aufzunehmen und mit ihm die ewige Jugend zu leben! — Ich wundre mich nicht, daß hie und da ein Künstler, der sein ganzes Leben hingebracht hat, seiner Faust Geschick zu geben, sich hinreissen läßt, eine Komposition zu machen, in der er Figuren auf Figuren häuft, um seine geschickte Faust zu zeigen, und daß er darüber die Wirkung des Ganzen vergißt; aber daß die Nation nun um das Werk herumsteht, und, anstatt zu sagen: wie künstlich! ausruft: wie sublim poetisch! das würde mich wundern, wenn wenigstens nicht die Franzosen schon so lang dafür bekannt wären, Empfindung zu heucheln. — Da steht denn nun wieder ein Werk, das die Kunst und die Fühllosigkeit, die Grösse und die Schwäche unsrer Zeit beweist! — Noch was, B., ist mir bey dem Werke eingefallen. Man sagt, die Statue sehe dem Marschall ähnlich. Sein Gesicht ist aber nicht erhaben; wenigstens dünkt mich's. Was glauben Sie? Sollten die Statuen, um den Eindruck zu veredlen, nicht ein bischen lügen dürfen? Ist selbst der ruhige Blick,

das einzige Gute, was ich an der Statue sehe, nicht vielleicht eine Lüge? --- Einige bemerken, daß der Held einen Sprung in den Sarg thun muß, weil der Deckel die untersten Stufen deckt. Das verzeihe ich dem Künstler lieber, als die weinenden frostigen Allegorien, die ein- für allemal nichts taugen, wo die Sache von selbst spricht. Wer kennt den Marschall nicht? Wer weiß nicht, daß Frankreich um ihn zu weinen Ursache hat? Wer braucht die Wappenzeichen, um sich seiner Thaten zu erinnern? Und der Herkules ---- Schadet die Figur des Mannes, der alles allein that, nicht am Ende dem, dem so viele Tausende halfen, mehr als sie ihm nüzt? Zwar ein weinender Herkules schadet niemand. --

Politische Fragmente.

Fürsten und Könige.

Etliche unerfahrne Jünglinge, und mit ihnen der unerfahrne, kurzsichtige Pöbel schreyen schon lang über die Könige und Fürsten. Warum schreyt ihr nicht lieber über ihre Räthe und Diener?

Wer einen Blick in die Regierung gethan hat, sieht, daß alles Ganze aus einem unendlichen Detail zusammenfließt, und daß aus dem Ganzen wieder ein unendliches Detail ausströmt. Allwissend müßte der Fürst seyn, wenn er das Detail kennen sollte. Dazu hat er seine Räthe und Diener. Ist es seine Schuld, wenn die weder Aug noch Kopf haben, das Detail zu sehen und darzustellen.

Fürsten und Könige müssen in ewigen Zerstreuungen leben. Die edelsten können's nicht vermeiden. Wie sollen sie Alles bis ins Kleinste verfolgen können? Sie können, sie sollen nur grosse Schritte thun; des Raths, des Dieners Pflicht ist, den Weg aufzuräumen, daß sie nichts zertreten.

Eins,

Eins, ihr Fürsten! stehn eure Bürger. Lernt eure Bedienten kennen; wählt nur würdige, und lohnt die, daß Nacheiferung die Jugend auf ihre Bahn führe; ehrt sie, daß sie da auch Lohn empfahen, wo der edle Mann allein belohnt werden kann; hört sie mit Geduld, dann vertraut ihnen, aber straft, wer euer Vertrauen mißbraucht, als wer euer Leben angreift!

Weh dem Fürsten, der ins Detail greift! Wehe der Regierung, wo nicht jede Stufe der Bedienten etwas eignes unabhängiges hat!

Wo der Fürst ins Detail greift, muß er allein tausend Augen und tausend Hände haben, oder es stockt alles; wo der Bediente nicht in seinem Kreis bis auf einen Grad unabhängig ist, wird er unthätig.

Ihr menschenfreundlichen Fürstenstürmer, seht ihr nicht Gottes Eiche zersplittern von Gottes Bliz? Wie fordert ihr an Fürsten, daß kein Unterthan leiden soll?

Es hat Regenten gegeben, die wähnten, sie wollten keine Ungleichheit, keine Unbilligkeit gestatten, niemand weh thun. Seht, welche weibische Geseze sie uns gegeben haben. Justinian nahm sein Gesezbuch aus den Händen der Sachwalter und Richter, und Konsulenten. Die sahn

immer jeden Fall besonders, entschieden jeden besonders. Da habt ihr denn nun einen Haufen Geseze, und jeder Fall, bis ins sechste Jahrhundert, hat seins, und wenn ihr eins sucht, so findet ihr keins, und was nachkam, hat keins.

Billigkeit ist Tugend des Privatmanns, oft Tugend des Richters, immer Schwachheit des Gesezgebers.

Billigkeit wird aus unendlichen Bestimmungen abgezogen; der Gesezgeber darf wenig bestimmen.

Heute thut Billigkeit mir wohl; morgen macht sie alle meine Rechte unsicher.

Das Recht sey eine Mauer! Wer daran stößt, zerschmettre; wer darauf wohnt, wohnt gut. Billigkeit macht's zum Sandhügel; jeder Wurm kann durch, aber es wohnt sich übel darauf.

Wo strenges Recht ist, sind wenige Geseze; wo wenige Geseze, sind gute Sitten! — Gnade zerschneidet den Nerv der Geseze, wo wenige Geseze sind.

Tadelt ihr einen Fürsten, der ein Mann ist?

Sie thun Unrecht, sie drücken um ihres Vortheils willen. Warum lehren die Räthe sie nicht,

daß Recht thun und nicht Drücken ihr Vortheil ist? Aber, wenn sie nicht hören wollen? --- Aber, wenn die Räthe und Diener nicht reden wollen, wie sollen sie hören?

Wenn der Rath und der Diener die Geschäfte schwer macht, wenn er nicht durch unbestechliche Ehrlichkeit dem Fürsten Vertrauen auf ihn einflößt; wenn der Schmeichler immer des Fürsten und seiner Günstlinge Meynung ist; wenn der Rath und der Diener immer nur sein Schicksal verbessern will; wenn er nie fürs Volk reden will; immer die Wahrheit schminkt; immer lieber verbirgt, als sich entdecken läßt; immer nicht antwortet, bis man fragt; nie den Muth hat, seinen Dienst hinzulegen, wenn er Werkzeug der Unterdrückung und des Unrechts werden soll --- wie kann da der Fürst anders als eigenmächtig und willkürlich werden?

Die Regierungen sind an der Stelle der Landstände. Sie sollen Organ des Volks zum Herrn seyn. Wie werfen sie sich weg, um Organ des Herrn zum Volke zu seyn!

Heilig ist die Majestät des Regenten, eingedrückt von Gott in der Zeit; heilig und eingedrückt von Gott von Ewigkeit her ist die Majestät

des ehrlichen Mannes! Wenn der die Knie vor dem Könige beugt, so beugt der König vor dem sein Herz. --- Habt ihr die Majestät verloren, Räthe und Diener der Fürsten, was ist's Wunder, daß das ganze Gleichgewicht sinken mußte. --- Ermannt euch wieder, und alle Fürsten werden Landesväter seyn, alle Unterthanen werden fühlen, daß sie's sind!

Fürstenerziehung.

Die Schule der Fürsten ist die Welt. Warum wird die dem Fürsten verschlossen?

Immer im Glanz des Hofs, was sieht da der künftige Landsherr von ihr? Der Adel macht immer Kreis um das Fürstenkind, und wird es Mann, so bleibt's in dem Zirkel eingezaubert.

O welch ein Unterschied des Menschen in der Ferne und in der Nähe! Des Menschen im Buch und des Menschen in der Natur!

Wer Menschen beherrschen will, soll der nicht Menschen kennen? Ihr Wünschen, ihr Streben, ihr Leiden, ihr Wohl?

Wohl dem Lande, dessen Fürst gehorchen mußte, eh' er befiehlt, der litt, eh' er genießt!

Menschenkenntniß ist die einzige Wissenschaft, die der Fürst braucht. Ohne sie wird er mißtrauisch, oder er steht allen offen.

Selten wird sich einer beym Fürsten nöthig machen, ohne andre zu verkleinern.

Die Menschen sind besser und schlimmer, als man glaubt. In allen ist ein Nerv zum Guten. Den greifen zu können, ist des Regenten erste Weisheit. — Die Hofleute haben alle einerley Nerv; die andern Menschen tausenderley. Nur wer mit ihnen lebt, findet sie; nur wer sie braucht, lernt sie greifen.

Weh dem Hofe, wo alles gebraucht wird! Früh lerne der Fürst, wen er nicht los werden kann, unthätig zu beschäftigen.

Früh lerne der Fürst den steifen Ernst des Mannes von Geschäften tragen; früh hör er gerne Wahrheit; früh lern er, daß es auch Stufen unter den Fürsten giebt.

Der Fürst sollte mit allen seinen Dienern leben; mit dem unthätiggeschäftigen mach' er's, wie er will.

Vertraulicher Umgang schließt das Herz auf; im fürstlichen Hofumgang sieht man nur das Gesicht.

Wehe dem Lande, dessen Fürst geizig ist; wehe dem, der mit seinen Bedienten marktet!

Nie zwinge der Fürst seinen Bedienten, ein ehrlicher Mann zu seyn. Der wird nie was Böses, aber auch nie etwas Gutes thun.

Wohl dem Lande, dessen Fürst Verleugnung gelernt hat!

Wenn der Fürst seine Diener kennt, so lern' er seine Geseze kennen, und kennt er die, so lern' er sein Land kennen. Wird je ein feiler, ein unbesonnener, ein verwegener, ein eitler Projektmacher dem Fürsten nahen, der das kennt? Wird je ein kluger Rath dem vergebens ertheilt werden? Wird dem je eine ungerechte Klage nahen? Wird vor dem je die Treu und der Eifer des niedersten Bedienten verborgen bleiben? Wird dessen Hof nicht ein Sammelplaz der Patrioten und der Weisen seyn?

Der beste Fürst wird kein Usong seyn; denn er soll Mensch bleiben.

Das ist der gröste Fürst, dem der ehrliche Mann mit Freuden dient.

Fürstendiener.

Es ist schwer, aber nicht unmöglich, treu zu dienen, wenn man um den Dienst bezahlt wird.

Was soll ich von dir fodern, armer Mann, der du mit dem Dienste kaum, ohne den Dienst gar nicht leben kannst?

Was soll ich von dir fodern, armer Mann, der du einem Fürsten dienst, der dich nicht kennt?

Von dir, Geschäftigunthätiger, fodre ich nichts, als daß du unthätig bleibest.

Ihr andern, von euch fodre ich, daß ihr nicht dem Fürsten, nicht dem Volke, daß ihr dem Lande dient. Euch sey Fürst und Volk immer eins!

Je einfacher die Geschäfte, je kürzer die Geseze sind, desto mehr Gutes, desto weniger Böses könnt ihr thun.

Die Regierung muß, nur wenig Fälle ausgenommen, vor der Hausthüre des Bürgers stille stehen. Da höre das Befehlen auf, und fange das Ueberreden an.

Sitten sind das Werk der Anstalten, nicht der Geseze.

Wehe dem Lande, wo das Gesez befiehlt, was die Sitten schon thun!

Gerechtigkeit ist der sicherste Pfeiler des Staats; Mitleid kann zehn Bürger retten, aber es zernagt das Band des Staats.

Wer unten steht, lerne schweigen; wer oben steht, lerne hören.

Der ist des Fürsten treuster Diener, der immer Wahrheit sagt.

Warum sizen die am Herzen des Fürsten, die nur das Aeußre regieren, das Aeußre erhalten? Die das Innre regieren, sollten näher daran sizen.

Ein wol regiertes Land ist besser, als ein vergrösſertes Land. Wol regieren ist schwerer, als vergrösſern.

Ihr fleißigen Arbeiter, seht euch dann und wann um, daß euer Geist sich erweitre!

Warum immer bey den Zahlen, ihr Rechner? Wißt ihr, was die Zahlen bedeuten?

Warum sammelt ihr immer die Eyer, ihr Finanziers, und laßt nie keine ausbrüten?

Wohl dem Lande, dessen Reichthum nicht alle Jahre berechnet wird!

Eh' ihr befehlen wollt, lernt, was es kostet, auszuführen!

Es ist eine wolbelohnte Arbeit, dem Lande dienen; dem Fürsten dienen bringt oft Fluch; dem Volke dienen lohnt nie.

Adel.

Anhänglichkeit an Liegenschaft, und Recht und Gewalt die Liegenschaft selbst zu schüzen, gab vordem dem Adel seinen Werth. Der Landfriede stürzte den deutschen Adel. — O, wenn er noch seine Vorzüge fühlte, wie wichtig könnte dem Volke der Ueberrest seines verlornen Glanzes werden!

So nah am Fürsten, so nöthig dem Ansehn des Fürsten, würde er allein sagen können, was nun niemand sagt, oder Tausende vergebens sagen.

Die Politik des Bürgers war, die Geschäfte zu verwickeln, um den Adel von ihnen auszuschliessen, oder abhängig vom Bürger zu machen; die Politik des Adels wäre, sie wieder einfach zu machen, um der Bürger entbehren zu können. — O, verstünden sie die, was würde das Volk gewinnen!

Den Bürger treibt Noth, oder Stolz, die mühsame Bahn der Geschäfte zu betreten. Der Adel hat durch Geburt, was seinem Stolze schmeichelt, und Noth drückt ihn selten, oder sie wird um des Stolzes willen abgewendet; er geht also die Bahn selten.

Es war eine Zeit, da nur der Adel richtete, nur der Adel regierte. Nun regiert wer kann. Hat das Volk dabey gewonnen?

Unabhängig von der Gnade des Fürsten, hielt der Adel sich selber; jeder Bürger geht allein, und jeder ist abhängig.

Die ersten demütigen Schritte, die der Bürger gehn mußte, sparte die Geburt dem Adel. Jener muß oft nur als Freygelassener regieren, und war Sklav, eh' er so weit kam. Roms erste Kaiser wußten wol, wie fest der Baum steht, der Jahrhunderte lang am Throne gewachsen war; wie biegsam der ist, den sie hingepflanzt.

Wollt ihr ohne Land und Macht das Uebergewicht über den Bürger haben, so macht, daß ihr der Bürger entbehren könnt. Jezt nennt euch das Volk gnädige Herren, und lebt von des Bürgers Gnade.

Jezt muß der Adel seine Vorrechte dadurch vermehren, daß er sie drückender macht. Wie leicht könnt' er sie machen, wenn sein Werth im Staate sie heiligte!

Gar anders müßte der Adel werden, wenn er der Nation seyn sollte, was er könnte; und dann auch nicht alles.

Verehrung des Volks ist ein grosses Vorrecht; aber niemand, niemand hoffe sie; als wer dem Volke wohlthut!

Der Landfriede hat Deutschland eine ganz andere Form gegeben. Wenn der Adel vor Maximilian seine jezigen Urenkel sähe, würd' er sie erkennen?

Furcht und Ohnmacht des Bürgers gab dem Adel vor dem Landfrieden sein Ansehn; Wohlthun kann's ihm nun allein geben. Wie kömmt's, daß er Ansprüche auf Ansehn macht, ohne Furcht und Schuz geben zu können, und ohne wohlzuthun?

Der Englische Adel lebt vom Geist der Nation; der Französische und Deutsche vom Hofblick; dem Polnischen ist der Landfriede nahe.

Landstände.

Lykurg wollte keinen Geldreichthum aufkommen lassen, damit jeder sehe, wie der andre reicher, oder ärmer wird. Wo Geldreichthum ist, und wo der stehende Soldat unterhalten wird, sind Landstände selten, was sie seyn könnten und sollten.

Und doch ist ohne Landstände keine dauerhafte Glückseligkeit des Landes möglich.

Der ungebundene Fürst kann schnell gute Anstalten machen; aber eine dunkle Nacht folgt oft auf den raschen Bliz, und oft brennt er mehr, als

er befruchtet, oder leuchtet. Wer wollte nicht lieber in dem sanftern Mondschein wohnen?

Ist der Fürst mehr abhängig von den Landständen, als von den Kollegien? Die sagen freylich nie: ich will! aber sie drehen die Geschäfte so, verwickeln sie so, daß der Fürst wollen muß.

Wo kann der gute Fürst eher Wahrheit hören, als von den Landständen?

Nur der schlimme Fürst erkauft sie, oder spielt seine Kreaturen hinein, oder schreckt sie, oder lockt sie, oder überlistet sie.

Was wurde Frankreich, seitdem das Parlament ein Schatten wurde? Was wär England worden, wenn's keines gehabt hätte?

Die Anlegung der Abgaben, die Gesezgebung, mehr wünschte ich nicht in den Händen der Landstände zu sehen --- da ruhn sie gewiß sichrer, als in den Händen der Fürstendiener.

Wo der Adel allein die Landstände ausmacht, ist die Last des Volks zehnfach gegen den Staat, wo gar keine sind.

Wo jeder Stand beym Landtage seinen Fürsprecher hat, da ist allein dauerhaftes Wohl und Patriotismus möglich.

Wo keine Landstände sind, ist Gutes und Böses zufällig, ist oft das Gute bös.

Wo wählen wir sie nun? --- Es führe sie niemand ein als ein minder mächtiger, aber unter diesen der beste Fürst; und wähle sie niemand als der treuste, klügste Rath des Landes.

Der Patriot.

Frey muß der Staat seyn, jeder Bürger sich Theil des Staats fühlen, wo Patrioten möglich sind. --- Was reden wir nun davon?

Der Kosmopolit.

Wem alles zu Hause wohl steht, oder wem's zu Hause nicht mehr gefällt, oder wer keine Heimath hat, der werde ein Kosmopolit! --- Wer's ist, nahe nie meinem Vaterlande!

Der Jedermannsbürger ist wie der Jedermannsfreund.

Patriotismus hebt die Menschenliebe nicht auf; aber Menschenliebe muß der Vaterlandsliebe untergeordnet seyn.

Stolz auf seine Nation seyn, ist besser als keine haben; und die andern Nationen, im Ge-

fühl seiner Freyheit und seines Werths, verachten, ist besser als den andern dienen, oder den andern nachäffen.

Die Perser, sagt **Herodot**, schäzen und lieben die am meisten, die ihnen am nächsten sind, die entferntern nach ihnen, und so immer die weiter entferntern weniger; denn sie halten sich für die besten, und je weiter einer von ihnen wohnt, für desto schlimmer halten sie ihn.

Wohl dem Volke, das sich bey seinen Sitten und seiner Regierungsform so wohl befindet, daß es sich für das beste hält!

Der Bürger.

Wehe dem Lande, wo der Bürgerstand verachtet ist! Ist seine Geldbegierde befriedigt, so wird er ein Narr.

Wo der Adel werth ist zu regieren, und der Bürger Antheil an der Gesezgebung und der Impostenanlage hat, wird er nie verachtet werden. Wo der Adel nicht eignen Werth in der Nation hat, muß der Bürger von ihm gefürchtet, gehaßt und verachtet werden.

Ehrbegierde ohne Werth und Kraft gebiert Stolz; Stolz Verachtung.

Handlung und Gewerb ist des Bürgers Seele. Er wird gern dabey bleiben, wo der Adel nichts seyn will, und nichts ist, als sein älterer Bruder. Wehe dem Lande, wo der Adel sich seiner Verwandschaft schämt!

Häuslicher Wohlstand ist des Bürgers und des Bauern Loos. Wohl dem Staate, wo der geschäzt und versichert ist!

Der Bauer.

Wer hat mehr Recht an der Gesezgebung und Anlegung der Imposten Theil zu nehmen, als der Bauer? Er ist allein ans Land gefesselt, macht allein die Nation!

Wo viele, wo künstliche Geseze sind, ist der Bauer der Sklaverey nahe.

Wo gute Sitten sind, macht der Bauer die Nation reich; wo sie nicht sind, füttert er sie wenigstens.

Der Bauer muß Patriarchen-Recht haben. Sehr verdorben ist der Staat, wo die Obrigkeit dem Bauer nicht Herrschaft und Gericht über sein Weib, seine Kinder, sein Gesinde lassen kann.

Die väterliche Gewalt war vortreflich im unverdorbenen Rom; auf Cäsars Rom und auf unsere Zeiten paßt sie nicht. ---- Darum wird der schlechte Fürst ein Despot; sein Unterthan Sklav; der Beste, Vater, der Unterthan ein Kind; Männer weder hier noch da!

Der Bauer, der mehr weiß und mehr thun kann, als sein Stand erfordert, ist immer unglücklich. --- O Seligkeit, nicht grösser und nicht kleiner zu seyn als sein Haus!

Der Soldat.

Wo der stehende Soldat ist, ist dauerhafte Bürgerfreyheit unmöglich. --- Jener ist nicht zu entbehren; also diese nicht zu hoffen.

„Man muß ihn halten, sagt Sülly, wie den Hofhund, zum Schuz an der Kette.“ ---- Und wer hält die Kette?

Es war vor dem Landfrieden nicht besser mit dem Unterthan. Nur da wär's gut, wo der Soldat vom Lande abhienge; und wie kann das der stehende Soldat?

Es muß ein kleines, von der Natur verwahrtes Land, ein tapfres Volk seyn, wo man den stehenden Soldaten entbehren soll.

Da ist's nun am besten, wo der Soldat Bürger war, eh er Soldat wurde, und wieder Bürger wird, wenn er aufhört Soldat zu seyn.

Der Gelehrte.

Seitdem Gelehrsamkeit nöthig war zu den Geschäften, seitdem war's gethan um Gelehrsamkeit und Geschäfte.

Der Junge lernt nicht mehr um gelehrt zu werden, sondern um sich in Geschäften brauchbar zu machen. Gelingt's ihm, so werden unter zehen gewiß neune nur einseitige Gelehrte; gelingt's ihm nicht, was soll man mit ihm thun? Sein halbes Leben, sein ganzes Vermögen ist hin; man braucht ihn aus Mitleid.

Gelehrtenstand --- Stand? Pfui!

Weise Männer sind nöthig, gelehrte zieren nur. Gelehrte wollen sich nöthig machen; sie machten Weisheit unthätig.

Das Italienische Recht und die Italienische Religion haben das Unheil gemacht; ihm ist nicht abzuhelfen.

Himmel, was für Stände! --- Der Gelehrtenstand, der Juristenstand, der Predigerstand,

der Autorstand, der Poetenstand -- überall Stände und nirgends Menschen!

Viele schreiben aus Ehrsucht, viele aus Geldbegierde, viele aus Dummheit, viele zum Zeitvertreib; wenigen drängt die volle Seele ein paar Bogen ab.

Der Gelehrte sagt wenig und schreibt wenig.

Auch die besten müssen nun viel und oft schreiben; über dem Schwall vergist man sie sonst.

Thätigere Sitten würden des Schreibens und Lesens weniger machen. Im fruchtbaren Sizer gährt jeder Einfall; was Wunder, daß er heraussprudelt? im unfruchtbaren ist alles öde; was Wunder, daß er alles aufnimmt?

Warum ist Weisheit, Erfahrung, Menschenkenntnis so selten bey euern Männern von Geschäften? Weil sie so viel studiren müssen, so wenig leben. Warum ist so wenig bey euern Gelehrten? Weil sie einen Stand ausmachen. --

Sobald ein menschlich Verhältnis ein Stand wird, ist's, als ob wir nur beyher Menschen wären.

Die Prediger.

Also ist auch die Religion zur Gelehrsamkeit worden!

Aegypten und Griechenland hatte seine Geheimnisse; Judäa sein Allerheiligstes; Christus nicht also!

Es muß doch mehr als Compendium Theologiae gewesen seyn, das den Petrus von seinen Netzen und den Nathanael von seinem Feigenbaum rief.

Ich weis nicht, ob Christus je das Volk zusammenberief um zu predigen. Es kam immer von selbst und brachte sein offnes Herz mit.

Auch ein Predigerstand und nur beyher Mensch!

Wenn ihr das Volk zusammenberuft, so segnet's; wenn es von selbst kömmt, so predigt; seht ihr einzle, so sprecht freundlich mit ihnen.

Wie warm wird der gute Mann geworden seyn, den sein Teppichmacher den Weg zum Himmel lehrte!

Es ist etwas mißliches um ein Lehramt.

Wer Mensch ist und nur beyher lehrt, schweigt, wenn er nichts zu lehren hat, oder wenn man ihn nicht hören will; wer Lehrer ist und nur beyher Mensch, muß immer lehren, auch wenn er nichts hat.

Es ist mit dem Lehren nicht wie mit dem Teppichmachen. Wer einen Teppich braucht, wird ihn bestellen, und kann sagen, wie er ihn braucht. Wer Lehre braucht, weis oft selbst nicht, daß er sie braucht, und kann weder ihre Farbe, noch ihre Länge, noch ihre Breite angeben; das muß der Lehrer alles selbst finden.

An der Thürschwelle soll des Lehrers, des Ueberreders Amt anfangen. Wie selten sehn die Prediger über die Thürschwelle! Wie selten wissen sie, wie's dem zu Mut ist, der dahinter wohnt! Wie selten wissen sie, wie sie über diese Schwelle steigen sollen!

Christus sagt: seyd allen alles; nicht: seyd allen Lehrer!

Der Ueberreder ist die erste Stüze des Staats und der Sitten. — Ihr Prediger steht auf einem schlüpfrigen Posten. Den Ueberreder schäzt man wie das Herzblut; den Lehrer behält man nur des Wohlstands wegen; und Wohlstand ist ephemerisch.

Der wirksamste Nerv des Staats ist zerschnitten, wo der Ueberreder mehr thun muß als überreden.

Der Ueberreder muß ein grosser Mann seyn. Wo die Religion Gelehrsamkeit ist, ist die Wahl eingeschränkt. --- Wohl uns, daß wir doch Prediger haben! Sie halten wenigstens zusammen, was sonst ganz zerfiele.

Regierungskunst.

Wo nur Sicherheit der Zweck des Staats ist, ist die Regierungskunst einfach und leicht.

Was fodert man nicht alles von der Regierungskunst! Der Staat soll reich und doch die Sitten gut seyn; die Geseze sollen alle Ungerechtigkeit und Unbilligkeit unmöglich machen, und doch sollen sie kurz, nicht häufig, doch soll die Gerechtigkeit promt seyn; es soll alles auf einen Zweck laufen und doch alles frey seyn; es soll alles mit Mut, mit Eifer, mit Verstand dienen, und doch wenig kosten; es soll überall Ordnung herrschen, und doch alles geschwind gehn; es soll überall sicher seyn und nirgends Druck; es soll überall Freude seyn und nirgends Ausschweifung; überall Toleranz und nirgends Streit; überall Subordination und überall gleicher Werth; über-

all was der Staat braucht, oder der Fürst, und immer bleiben, was der Unterthan braucht; überall Mut, Verstand, Vaterlandsliebe, Eifer, und überall stupider Gehorsam --- --- ---

Von wem verlangt ihr das alles, ihr Fürsten! Von wem schreibt ihr das alles, ihr Philosophen!

Eh der Geldreichthum aufkam, war der Ackerbaustaat der blühendste; nun scheint's der Handelstaat zu seyn, und ist's--- nach dem, was wir nun blühend nennen.

Eh der Geldreichthum aufkam, war der Staat blühend, wo viele Menschen sich satt essen können. Der Ackerbau ist erschöpflich; wenn der Preis erschöpflich ist, ist's auch die Waare. Alles, was die Natur gibt, ist erschöpflich. --- Die Werke der Einbildungskraft sind nicht erschöpflich. Geldreichthum ist ein Werk der Einbildung. Durch ihn wurde der Preis unerschöpflich; und nun auch die Waare.

Wie der Reichthum der Natur erschöpflich ist, so sind auch ihre Bedürfnisse. Sie hätte den Bedürfnissen der Einbildungskraft nicht genug thun können. Der imaginäre Reichthum des Geldes that diesen genug.

Wie eingebildete Bedürfnisse entstunden, entstunden eingebildete Unterschiede unter den Menschen. Arm war vordem, wer sich nicht satt essen konnte; nun, wer keinen feinen Rock tragen, keinen Bedienten halten, kein möblirtes Zimmer haben kann.

Izt ist blühend der Staat, wo wenige solche Arme sind. Mit den Bedürfnissen der Einbildungskraft wurden die Bedürfnisse der Natur nicht grösser. Das alte Verhältniß des Ackerbaustaats blieb; er blieb also nach dem neuen Verhältniß arm.

Was der Kaufmann, der Künstler für seine Waare nimmt, bekommt der Ackerbaustaat kaum zum Drittel. Die zwey andern Drittel gehn wieder zum andern Kaufmann und Künstler für andre imaginäre Waaren.

Dem Bauer kehrt der Preis, für den er Waare kauft, nie wieder zurück; er muß alle Jahre neuen schaffen. Der Ackerbaustaat wird also alle Jahre erschöpft. Der Handelstaat wird nie erschöpft; sein Reichthum geht nie unter. — Aber der Reichthum ist imaginär? — Allerdings! So ist's auch die Waare.

Der Gewerber und der Handelsmann schafft seine Waaren schnell; der Bauer langsam. Jener kann zwey Drittel Profit nehmen, eh dieser eins nimmt. Die Bedürfnisse der Einbildungskraft sind tausendfach; die Bedürfnisse der Natur sind nur einfach. Wer ist unter uns, der nicht im Jahre fünf Sechstel mehr Dinge kauft, als die Natur im grösten Wohlstand fodert?

Der Handelstaat entzieht sich zwey Drittel der natürlichen Bedürfnisse um der eingebildeten willen. Tausend heyrathen nicht, um einen Lakay zu halten, und zweytausend essen sich halb satt, um eine schöne Weste zu tragen.

Es muß ein grosser freyer Staat seyn, der Handel und Ackerbau zugleich treiben kann. Groß, damit jedes besonders wohne; frey, daß der Ackerbau nicht das Glück des Händlers beneide. England und Frankreich sind Beyspiele.

Was ist vorzuziehen? Keins. Weis ist die Regierung, die das unfruchtbare Land mit Früchten der Einbildung übersäet, und den fruchtbaren Nachbar ansteckt, die Früchte der Natur dafür zu geben. Weis ist die Regierung, die ihre fruchtbare Kraft gegen die Ansteckung vertheidigt, und nur Vortheil aus des Nachbarn Krankheit zieht.

Wer ein fruchtbares Land hat, wehe dem, wenn er's zum handelnden Lande macht! Wenn Europa so fortfährt, wird bald das Spiel der Einbildungskraft aufhören. Wohl dann dem, der bey dem allgemeinen Bankerott der Fantasie in Zeiten zur Natur zurückkehren kann! — Aber sie hört nicht immer den Rufenden. — Wenn unter dem Reiche der Einbildungskraft der dauerhafte Bürger ein Weichling worden ist; wenn unter ihm die fruchtbare Ebene zum Pallast, der Weinhügel zum Park, die Wiese zum Garten, das Dorf zur Stadt worden ist; wenn unter ihm die Stadt das halbe Land entvölkert und an sich gerissen hat; wenn der Handelsgeist in Geseze, Gewohnheiten, Anstalten, die ganze Lebensart und Denkungsart der Nation geflochten worden ist; wer will da die grosse Umschaffung des neuen Jerusalems vornehmen?

Last der Natur ihren Gang. Geschenk des Himmels, Fantasie! Wie übergöldest du den Sandhügel! — Wer auf dem Sandhügel wohnt, opfere der Göttin. Beßres Geschenk des Himmels, Menschengefühl! Wer dich hat, braucht die Gauklerin nicht.

Der Ackerbaustaat muß gute Sitten, Eingeschränktheit, Sparsamkeit eifersüchtig schüzen;

der Handelstaat verhüte nur Hauptlaster. Dort muß der Vater, der Hausherr Despot seyn; hier keins, höchstens das Weib; dort muß die Regierung den Zügel festhalten, hier nachlassen, so weit sie kann; dort muß das Nuzbare dem Schönen immer nachstehn, hier das Schöne dem Nuzbaren; dort muß der Staat weniger nehmen als man geben kann, um das Kapital zu mehren, hier mehr, um es herumzutreiben; dort müssen Zunftgeseze seyn, um den zerstreuten Bauer der nöthigsten Handwerker zu versichern, hier Marktgeseze, um dem Handwerker die Lebensmittel zu schaffen, ohne den Bauer zu zerdrücken; dort muß die Nation zerstreut wohnen, hier beysammen; dort muß bedächtige Justiz das Kapital in der Erde schonen, bis es herauskömmt, hier die schnellste das immer in der Hand liegende Kapital dem Eigenthümer ohne Verschub zuscheiden; dort ist die Faulheit durch Geseze zu spornen, hier durch Eitelkeit; dort muß Armut ehrwürdig seyn, hier verachtet — Sicherheit und Gerechtigkeit ist beyder Grundfeste.

Die Bauernation muß aus lauter Männern bestehen, die Handelnde mehr aus Jünglingen; dort muß keine Bürgerschaft ohne Liegenschaft denkbar seyn, hier ist Bürger, wer Geld hat und arbeiten kann; dort müssen die Geseze leicht, kurz

und beständig seyn, hier ändern sie sich mit jeder Revolution des Handels; dort müssen viele Arme seyn, hier viele Reiche; dort ist das Recht der Erstgeburt, die Ausschliessung der Weiber von Besizungen, alles, was die Güter zusammenhält, nöthig, hier alles, was die Erbschaften zertheilt; dort muß die Religion rein und einfach, hier mag sie künstlicher seyn. — Je mehr neue Felder der Fantasie eröffnet werden, desto besser.

Dort muß der Hof bescheiden glänzen, hier so gaukelnd als möglich; dort müssen feste Klüfte zwischen den Ständen seyn, hier das Geld alle vermischen.

Wahr und männlich sey der Geist des Ackerbaustaats; fantastischer und weibischer der Geist des Handelnden.

Die Nachbarschaft ist beyden am vortheilhaftesten.

Der Ackerbaustaat steigt, wenn das jährliche Kapital sich jährlich höher verintereßirt, der Handelnde, wenn's schneller umläuft. Dort muß die bedächtigste Regierung es nur ausbrüten, hier die lebhafte immer spornen.

Finanzen.

Man sagt, der Staat soll vom Bauer nehmen, was er geben kann, ich glaube, er soll nehmen, was er nur nothwendig braucht.

Doppelt ist die Operation der Imposten: Ueberschlag des Ertrags, Ueberschlag der Ausgaben. Ist diese minder, so bleibt dabey; ist sie grösser, oder gleich, so schneidet ab. --- Darum lerne der Fürst frühe, daß es Stufen unter den Fürsten gibt.

Die Klasse der Künstler, Handwerker und Kaufleute ist nicht unfruchtbar; sie produzirt imaginäre Waaren für imaginäre Bedürfnisse.

Wie der Bauer seine natürliche Waare dem Staate zum Theil als Impost abgeben muß, so muß die sogenannte unfruchtbare Klasse auch ihre zum Theil umsonst geben.

Auch der Staat hat wahre und imaginirte Bedürfnisse; jene hilft ihm der Bauer tragen, diese die sogenannte unfruchtbare Klasse.

Die ökonomische Tafel vertheilt dunkt mich, den Ertrag unrichtig; das ist die Ursache ihrer Fehlschlüsse.

Wo kein imaginärer Reichthum ist, kömmt alles wieder zum Bauer, was der Staat empfängt. Da liege alles auf dem Bauer! Wo imaginäre Waare und Reichthum ist, kömmt ein grosser Theil wieder zur unfruchtbaren Klasse, und der Theil zirkulirt nur.

Im Reiche der imaginären Waaren ist die Bauernklasse steril.

Ich wollte eine andre ökonomische Tafel erfinden, oder vielmehr die französische berichtigen. Nach dieser würde

1) der Bauer produziren 5. Von diesen behielt er 3 für seinen Vorschuß, und gäbe dem Eigenthümer und dem Herrn 2; dieser gäbe 1 wieder zurück für wirkliche Waaren, die er dem Bauer abkauft, und die andre gäbe ihm die Klasse der Handwerker zurück für Dinge, die ihm diese Klasse abkauft.

Von imaginären Waaren produzirt er nichts, bekömmt aber $\frac{1}{2}$ von dem Eigenthümer und Landsherrn, die er um seiner imaginären Bedürfnisse willen auf seine wirkliche Waare schlagen muß. Diese Hälfte gibt er der unfruchtbaren Klasse zurück, weil diese auf das, was der Bauer von ihr einkauft, oder eintauscht, um ihrer imaginären Bedürfnisse willen, so viel schlägt.

2) Der Eigenthümer und der Staat empfangen vom Bauer 2 in wirklichen Waaren, und 2 von der unfruchtbaren Klasse in imaginirten Waaren.

a) Von den wirklichen geben sie dem Bauer 1 wieder zurück, um seine Waaren zu kaufen, oder, was auf eins hinaus kömmt, eins verzehren sie. $\frac{1}{2}$ von den imaginirten Waaren geben sie ihm zu seinen imaginären Bedürfnissen.

b) Von den wirklichen Waaren geben sie eins der unfruchtbaren Klasse für ihren wirklichen Aufwand, und für ihren imaginären $1\frac{1}{2}$ von den imaginären Waaren.

3) Die unfruchtbare Klasse produzire 5 in imaginären Waaren, das ist, so viel als nach Abzug der wirklichen Waaren die ganze zirkulirende Geldmasse bezahlen kann. Sie empfange von dem Eigenthümer und dem Staat 1 an wirklichen Waaren. Sie gebe dem Eigenthümer, d. i. dem Kapitalisten und dem Staat 2 an imaginären Waaren, und dem Bauer 1 an wirklichen.

Nach dieser Tafel würde also jährlich in einem Staat 5 an Waaren produzirt, die am Ende des Jahres nicht mehr da wären; davon verzehrte der Bauer 3, der Eigenthümer und Landsherr 1

und die unfruchtbare Klasse 1. Diese fünfe wären unabhängig von der Geldmasse, die im Staate zirkulirte.

An imaginären Waaren würde produzirt 5. Diese würden auch verzehrt; aber da sie durch die zirkulirende Geldmasse ganz balanzirt werden, so sind sie anzusehn, als ob sie immer dauerten. Wie ich also dort sage verzehrt, so muß ich hier sagen wirft wieder in den Geldzirkel. Also: die Handwerksklasse nimmt jährlich 3 aus dem Geldzirkel für ihre imaginären Bedürfnisse während der Arbeit; diese zirkuliren also allein in dieser Klasse. $1\frac{1}{2}$ zirkulirt in dieser Klasse und in der Klasse der Eigenthümer, den Staat mit eingeschlossen; $\frac{1}{2}$ zirkulirt unter allen drey Klassen.

Denkt euch das Geld weg, so wird aller Ertrag jährlich verzehrt; nun, da es da ist, wird er auch verzehrt, aber in der Imagination bleibt ein Theil seines Werths in dem Symbol, dem Gelde.

Soll der Bauer dem Staat und dem Eigenthümer, der $\frac{2}{5}$ an wirklichen, und $\frac{2}{5}$ an imaginären Waaren braucht, nur $\frac{2}{5}$ geben, so muß der Eigenthümer und der Staat aller imaginären Waaren entsagen, und der Geldzirkel bleibt größtentheils, oder ganz, bey der so genannten un-

fruchtbaren Klasse. Soll der Bauer beyde $\frac{2}{5}$ geben, so muß er aus dem Geldzirkel, der eigentlich nur die imaginäre Waare aufwiegt, $\frac{2}{5}$ nehmen; und wo soll er, der mit keinen imaginären Waaren handelt, die hernehmen? Soll er sie auf seine wirkliche Waare schlagen, so steigt der Handwerker auch, und der Eigenthümer und der Staat brauchen dann noch einmal so viel; soll er ihn von seinen wirklichen Waaren nehmen, so muß er seine eignen $\frac{3}{5}$ angreifen. Gibt sie der Handwerksmann, so folgt nichts, als daß er immer bey 5 zwey um den wahren Werth geben, und sich also so viel an imaginären Waaren versagen muß. Will er nicht, so hört sein Reich der Imagination auf.

Die gröste Konkurrenz kann nie mehr thun, als die Waaren auf ihren wirklichen Werth heruntersezen. Geschieht dieses, so hat das imaginäre Reich ein Ende. Muß also, so lang das imaginäre Reich dauert, die Waare der unfruchtbaren Klasse über den wahren Werth steigen, so muß der Eigenthümer und der Staat jährlich etwas aus der Geldmasse nehmen, und dieses zahlen. Die Geldmasse hat der Bauer nur zum geringsten Theil in Händen; wo soll er sie also hernehmen?

Wo

Wo die Geldmasse die wirkliche Waare allein zahlt, da ist kein imaginäres Reich möglich. Da wird man nicht vergölden, nicht schnizen, nicht einlegen, nicht fremde Stoffe kommen lassen, nicht unnöthige Bediente halten, keinen Friseur, keinen Koch haben, keine neue Moden erfinden! Jährlich wird die ganze Geldmasse in der Hand des Bauers seyn, und jährlich wird er die dem Eigenthümer, dem Staat und dem Handwerksmann zurückgeben, und alle werden nur von den Produkten der Erde leben. Das thut der Privatmann, der von der Geldmasse jährlich nicht mehr in die Hand bekömmt als er braucht, um die Produkte zu kaufen, wovon er leben soll. Wie die Geldmasse diese Balanz übersteigt, so wäre der Ueberfluß unnüz ohne Imagination. Die schafft ihm aber neue Waaren, um die Balanz herzustellen.

In einem Ackerbaustaat ist das Reich der Imagination schwach. Da kann die so genannte unfruchtbare Klasse weiter nicht belegt werden, als soweit das Reich der Imagination geht; und hat der Eigenthümer und der Staat diesem gar entsagt, so muß sie ganz frey seyn; dann müssen aber auch diese beyden Stände nicht mehr brauchen als ihre $\frac{2}{5}$. Wie sie mehr brauchen, wächst das Reich der Imagination. Hat der Staat

eine Geldmasse, die dieses Uebergewicht trägt, so geht's; hat er sie nicht, so wird das Reich nicht bestehen.

Es ist unendlich schwer die Schazung auf die Gewerbe und die Handlung fest zu sezen. Sie sollte dem Ueberschusse der zirkulirenden Geldmasse, von welchem abgezogen wäre was die Produkte balanzirt, proportionirt seyn. Wer will aber das bestimmen?

Ich weis keine beßre Schazungsanlage für die so genannte sterile Klasse, als wie sie in Frankfurt am Mayn beobachtet wird. Da taxirt sich jeder selbst nach seinem Vermögen. Denn in einem handelnden Staate bestimmt das baare Vermögen die zirkulirende Geldmasse. Es ist aber da ein Punkt; wer mehr als so viel besizt, braucht das übrige nicht anzugeben. Dieses hat vielen hart geschienen, weil auf die Art der Reiche einen grossen Theil seines Vermögens gar nicht verschäzt; allein da der Reiche mehr imaginäre Waare braucht, und der Regent oder Repräsentant eines demokratischen Staats wenig imaginären Aufwands bedarf, so ist dieser Schazungsfuß vernünftig und den Bedürfnissen des Staats gemäß. Er ist auch politisch gut; denn durch Verdeckung des grösten Theils der Geldmasse wird der Kre-

dit ums Dreyfache erhöht; und was der Reiche nicht verschäzt, kann er in den Zirkel werfen, da ein solcher Staat es sonst in seinem Kasten haben müste; der Arme und der Mittelmann kann es auf seine Waare schlagen, und der Reiche bey der grossen Konkurrenz nicht auf seine Prozente. Auch stehn die Prozente auf $3\frac{1}{2}$, höchstens 4, und die Produkte der sterilen Klasse sind doch im hohen Preis. — Vielleicht würde die Geldmasse nach diesen Prozenten am besten bestimmt werden. Also, wo 5 Prozent gegeben werden, müste die Anlage der sterilen Klasse um $\frac{3}{7}$ geringer seyn, als da wo $3\frac{1}{2}$ Prozent Interesse gegeben werden. Liesse man nun in einem Staate, der zwar vornämlich den Ackerbau treibt, aber doch, wie alle nun, imaginäre Bedürfnisse hat, wenn dort die niederste Klasse der Gewerber 300 fl. etwa fodert, hier die niederste etwa 150 fl. fodern, und nähme, wenn dort von 100 $\frac{1}{3}$ genommen wird, etwa $\frac{1}{5}$, so mögte der Anschlag nicht unbillig seyn. Wer dann von der sterilen Klasse wäre, müste sein Vermögen angeben, und zwar, da einem solchen Staate nicht so viel an Kredit gelegen seyn kann, entweder ganz, oder so, daß der höchste jährlich 50 fl. zu geben hätte, wozu schon ein Antheil an der Geldmasse von 50000 fl. erfodert würde, so mögte die Proportion nicht unbillig bestehen.

Es ist ein grosser Fehler in einem Ackerbaustaat, der doch imaginäre Bedürfnisse hat, wenn da der Geldreichthum ganz frey durchgeht. Es ist keine Wahl: entweder er muß auch verschäzt werden, oder der Staat muß den imaginären Bedürfnissen entsagen.

Der Staat ist krank, wo der imaginäre Aufwand nur in einem Theil des Staats geschieht und alle Theile daran tragen sollen. Soll der geheilt werden, so muß entweder der imaginäre Aufwand durch alle Theile vertheilt, oder die so genannte unfruchtbare Klasse nur da taxirt werden, wo der imaginäre Aufwand geschieht. Ist dann die auf den reinen Ertrag proportionirte Güterschazung und die so eingeschränkte Gewerbeschazung nicht genug, so muß der Staat seine imaginären Ausgaben einschränken, bis es genug wird.

Das muß ein verwegener Mann seyn, der vor zehn und zwanzigjähriger Ueberlegung eine Veränderung der gewöhnlichen Schazung anräth; ein unbilliger, stolzer Mann, der alle für Schurken und Dummköpfe erklärt, die nicht alles auf einmal thun, sondern in einem so verwickelten Geschäfte zweymal sehen wollen, ehe sie seinen Plan annehmen, und auch dann lieber schleichen als springen.

Prinz Tandi

an den Verfasser des neuen Menoza.

Und auch du, edler Jüngling, legst so viel Werth auf das Lob und den Tadel der deutschen Journale, daß du dich dagegen vertheidigest? --- Du? --- Und in einem Journale? --- Fühlst du so wenig den Werth des stillen Beyfalls guter Menschen, daß du für deine Arbeiten nicht belohnt zu seyn glaubest, wenn dir nicht der Beyfall der Monatschriften zurasselt? In einer unachtsamen Minute hast du dich überraschen lassen! Du würdest dich sonst nie vertheidiget, nie zu deiner Vertheidigung ein Journal gewählet haben.

Wer hat Recht deinen Menoza zu beurtheilen, als ich, und Leute, die denken und fühlen, wie ich? Und wie konntest du hoffen, daß ich auf dem Theater mehr allgemeinen Beyfall finden sollte, als ich auf der entarteten europäischen Welt gefunden habe? Schon lange hab' ich mich in

meine kleine Familie eingeschlossen! Mit dieser les ich. Ihr Beyfall und ihr Wohlwollen ist mein einziger Lohn, mein einziger Zweck, mein einziges Glück. Sollt' ich hadern mit der Welt, daß sie mich nicht liebt, da ich mich nicht nach ihr stimmen mag? Willst du auch dich nicht nach den armen Kunstrichtern deiner Zeit stimmen, warum verlangst du, daß sie ihr Urtheil nach dir stimmen sollen?

Sey gerecht, ich darfs sagen, wie ich! Ich habe die Sitten der Grossen unerträglich gefunden, und sie gemieden; Ich habe meine Zeitgenossen unmännlich, klein, übertüncht, groß in Sittensprüchen und unendlich klein in Handlungen gefunden, ich maßte mich des Menschenrechts an, und lebte für mich und die Meinen. Andern meine Sitten und Meinungen aufzuzwingen, schien mir ungerecht. Hast du in der Republick der Autorn grössers Recht? Verlangst du von ihnen, daß du ihnen gefallen sollst, wie du schreibst, so können sie von dir verlangen, daß du schreiben sollst **wie's ihnen gefällt.**

Siehe, wies andere machen! **Weiße** schrieb elende Stücke und wurde zum Himmel erhoben; **Engel, Gebler**, die **Stephanis**, und wer weiß mehr, schreiben, was du und ich nicht lesen

mögen, und werden gelobt. Willst du gelobt seyn, so schreib nach ihrem Muster! --- Aber dafür bewahre dich der Himmel! Nein Lenz! Verflucht sey der Federzug, den du thust, um von den Männern gelobt zu werden, die die Werke des Geists ins Klafter legen, und was drüber und drunter ist verwerfen! Begnüge dich, denen zu gefallen, die Herzen haben! Diese posaunen nicht, trommeln nicht, aber sie stellen, was du gutes machst, in den Tempel, wo ihre Kinder und Kindeskinder dein Bild umarmen, und dich ihren Freund, ihren Bruder bey jeder Thräne, jeder Aufwallung ihres Herzens seegnen werden. Ach Freund! **Newton** und **Copernikus**, die Gotteswerke nachmassen, haben den Schöpffer weniger gerühmt, als der Greis, der sich in seinem Sonnenstrahl wärmt, und hinauf seufzt, bis er die Hand siehet, die sein kaltes Haupt erquickt!

Dein **Menoza** wäre gleichgültig aufgenommen worden? bist du so ganz entfernt von guten Leuten, daß du nie in eine Hütte gekommen bist, wo der Vater wünschte ein **Biederling** zu seyn; wo das unschuldige Mädchen mit meiner **Mine** weinte; wo der warme Jüngling seine Hand nach meiner ausstreckte, und sich einen warmen ehrlichen Freund wünschte, wie mich? Bist du nie? --- So komm zu uns! Siehe,

wie wir bey unsern Familienfesten am Abend beysammen sitzen, deinen Menoza in der Hand, unsre Seele zu dem ersten Gefühl unsrer jugendlichen ersten Freuden wieder zurückstimmen! Wie mein alter Vater mich in seiner ehrlichen Freude umarmet, wann wir wo auf eine Stelle treffen, wo du so innig seine Seele mahlest, als wann du sein Sohn wärst; wie meine Mine durch jede Scene der Liebe, der Angst, der Freude durchwandelt; dann sich an meinen Busen wirft, und wir das Buch fallen lassen, und in den stummen Entzückungen fortschwärmen, wozu du die Stimmung aus unsern Herzen selbst gefaßt hast! Ach Lenz! Wann mein zwölfjähriges Mädchen an uns hängt, und die Scene liest, wo ich meine Mine aus des Grafen Händen rettete, wie schmiegt sie sich dann an ihrer Mutter Brust! Wie glüht ihr Auge, wann sie liest, wie mein treues Weib mir in ihrer warmen liebenden Unschuld zum erstenmal sagte: Ich liebe Sie! — — Nein, wir können dann nicht weiter lesen! — — Ach Lieber! Wann du so eine Scene sähst, was würde dir dagegen der Beyfall von allen Journalen des lächerlichen Europa seyn!

Ja! lächerlich ists gewiß! Ueberall lächerlich, aber da, wo es von Kunst, von Gefühl, von dem Uebergang ins Herz urtheilt, am lächer-

lichsten! Tausend Thore sind, wodurch die Natur in unsere Herzen eindringt. Die Schulweisen kennen nur eins, und haben alle andere verrammelt, und in sich und ihren Schülern auf ewig verschlossen. -- Auch das eine kennen wenige recht.

Ich habe die griechischen Dichter gelesen, eh ich den Aristoteles las. Die Gewalt womit Sophocles sich mir eindrang, mich ganz zum Griechen machte, ganz mit glühender Liebe an ein Volk band, das nicht mehr ist, an Leute hängte, die lange modern, die überzeugte mich, daß er den Eingang zu meinem und aller Menschen Herzen gefunden hatte. Wann ich las, wie Ajax in sein Schwerdt fiel, weil seine grosse Seele die Last einer lächerlichen Handlung nicht tragen konnte! Wann ich Neoptolems edle Seele im Kampf mit ehrgeitzigem Betrug und angebohrner Ehrlichkeit fühlte; wann ich Antigones fromme Tapferkeit, Elektra's glühende Rache, heldenmüthige Vaterliebe, und unbiegsame Grosmuth sahe, so fühlt' ich meine Thränen, und mein Herz fliessen, wohins der Dichter trieb. Unbesorgt, wie er sich meiner bemeistert, gab ich ihm, mußt ich ihm nachgeben, und nie fiel mirs ein, nur zu ahnden, daß etwas anders ihm so unwiderstehliche Gewalt über mich gegeben,

als weil er vor gefühlt, was ich ihm nach fühlte.

Ich las nach ihm den Homer. Den Aufruhr, den er in meiner Seele erregte, konnt' ich nie über eine Stunde lang ertragen. Ich wüthete mit seinem Achill; Ich stürzte mich mit seinem **Diomed** ins Gefecht; Ich hörte Schild an Schild, Helm an Helm: Sah die Steine schleudern, sah die Götter gemischt unter Helden: Was sag ich, sah — das Gewimmel des Kriegs riß mich fort. Ich wadete in den Wellen des **Skamanders**; hieng an **Hectors** blutigem Haare; dann am Knie des **Unerbittlichen**, und Welten wälzten sich von meinem Herzen, da er sich erbitten ließ. — Dann fuhr ich auf den Winden in Ossians Haiden, schwebte über dem Blinden, und ergoß meine ganze Seele in Trost des Verlassenen, der mit schwachen Menschen weinte. Sein **Oscar** war mein Sohn. Meine Seele schwoll beym Gesang des Barden; lispelte den Seufzern des Mädchens nach aus der einsamen Höle, und horchte aufs Geheul der Hunde im Busch. Mit einer so offenen so warmen Seele kam ich zum Aristoteles. Nein! Ich kann dirs nicht sagen, Lenz, wie mir wurde, da ich den kalten Unmenschen die Linien drechseln sah, womit er die Weege bezeichnen wollte, worauf die

Unsterblichen zu meiner Seele gegangen waren. Zehn Jahre warf ich das Buch hinter mich. Ich hatte inzwischen gehört, wie die Leute von den Dichtern sprachen, womit ich so lange, wie mit Geistern des Himmels gelebt hatte. Der rühmte ihre Kunst zu mahlen; der bewunderte am Sophocles die Einheit seiner Handlung, der am Homer das Gewebe einer so verwickelten, so wahrscheinlichen Geschichte, woraus er nur die Götter wegwünschte; der erhob die strenge Beobachtung des Costüm im Ossian; der die Macht der Illusion; Einer untersuchte warum das Schöne schön wäre, und fand es darinn, weil vieles in eins stimmte; ein anderer, weil die Natur so schön nachgemacht wäre; ein dritter zog aus allem dem Regeln; ein vierter schrieb nach den Regeln, und ich marterte mich zu finden, was die Leute gesagt hätten, und zu fühlen, was sie schrieben, und ich fands nicht, und verstands nicht.

Um diese Zeit ward ich krank. — —

Ich nahe mich nie den Dichtern, die ich ehre, als wann ich frey und gesund bin. Aus Langeweile nahm ich da den **Aristoteles**, den **Dübos**, den **Marmontel**, den **Batteux**, den **Baumgarten**, so gar den **Meier**. Keinen glück-

lichern Zeitpunct konnten sie wählen. Unfähig zu fühlen hatt' ich Musse und Kälte genug, ihnen nachzudenken. Bey ihren Anmerkungen und Beobachtungen fielen mir immer Beyspiele aus meinen Dichtern ein, die sie bestätigten. Ich erinnerte mich an die Einheiten im **Sophocles**. Konnte im **Homer** die Episoden genau unterscheiden; nannte mein dunkles Gefühl vorm griechischen Theater Schrecken und Mitleiden; billigte alle Regeln — und bekam Ehrfurcht vor den Leuten, die nach ihnen schrieben.

Da ich wieder anfieng gesund zu werden, sucht' ich diese sorgfältig auf. Ich fieng an bey den Franzosen. Der erste, den ich las, war **Corneille**. Ich hatte überall bemerkt, und er zeigte mir selbst, wie er sich an die Regeln bände, und er rührte mich kaum zweymal; **Racine** nicht einmal; **Voltaire** glizerte mir nur vor den Augen; **Arnaud** wollte meine Seele sprengen, um sie zu öfnen, aber mir eckelte vor ihm. Ich ließ sie, und nahm die Teutschen. **Cronegk**, von **Braw**, **Schlegel**. Ich sah wieder überall Maas und Zirkel, und erstaunte, daß ich überzeugt von der Wahrheit der Regeln, doch ungerührt bliebe.

Schon glaubt' ich durch meine Krankheit alle Elasticität meines Herzens verlohren zu haben, als einmal Shakespears, Macbeth in meine Hände fiel. Guter, ewiger Gott! wie durchschauerte mich der Dolch, der vor dem Königsmörder herwandelte; das Blut, das das rasende Weib abwusch! Da fühlt' ich mich zum erstenmal wieder. Ich las den **Coriolan**, und nie war ich beym Sophocles so Grieche gewesen, als ich nun Römer wurde. Ich hätte bersten mögen, da ich da sas, und nach allen den Thaten den Pöbel ums Consulat bitten mußte. Ich ertrug das nicht mehr. — Da ich wieder zu mir selbst kam, und überdachte, was ich gelesen hatte, und es zusammen hielte mit den Regeln, fand ich Zauberkraft und durch Zauberstab.

Da sah ich, was ich in der Krankheit nicht sah; daß die Regelmacher alle nur an der Hülle gehangen, und den Geist nicht gekannt hatten, der sie belebte. Sah mehr. Sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kan, und nie von dem verkannt wird, dem er hörbar ist. Sah, daß hundert gegen einen nur die Hülle kennen, nur die Hülle lieben. Aber die Hülle ist todt, und sie glauben sie nur zu lieben, weil man ihnen gesagt hat, sie ist schön. Der Geist, der in ihr webt, spricht ihnen nie.

Sieh, Lenz! das ist Europens Aestetik. Ich Blinder, daß ich nie an die Sänger meines Vaters dachte! Er hatte gedingte Sänger, und hatte wahre. Diese sangen nicht, wann mein Vater wollte, sondern wann sie wollten. Ich hing an ihrem Munde, als wärens Boten Gottes. Hörten die gedingten Sänger ein Lied von jenen, so ahmtens sies nach. Tausend Melodien hatten meine Freunde, immer anders; immer ahmtens die andern nach, und die konnte ich nicht hören. So giebt es denn tausend Formen, und nur ein Geist, der sie belebt. — Eine Regel, und die ist: Fühle, was du fühlen machen wilst. — Und die Regel lehrt keine Aesthetick. Das ist der Stempel des Dichter-Genies. Du hast ihn, Lenz! begnüge dich mit dem.

Es muß dir jemand meine Geschichte erzählt haben. Dein warmes Herz gieng jede Scene durch; fühlte jede, und zum Erstaunen ists, wie du iede unserer Empfindugen in jeder Scene getroffen hast.

Ja, lieber Lenz! mein Vater ist der offne, warme, gute Mann, der alles so schnell, und niemal böses will. Wie froh war der Alte, da er sah, wie wir uns liebten, meine Mine und ich.

Es ist, als wann du die Scene gesehen hättest, da er sein Kind mir versprach; nur den Augenblick von Glückseligkeit sah', in der wir schwimmen würden, und kaum hinüber dachte, wo er uns verlieren müßte; um sieben Jahre Glück und Freude bey uns, den einigen Trost seines Alters hingab. Die gutherzige Aergerlichkeit, womit er dem Grafen seine Bosheit vergab, ist ganz in seinem Charakter. Noch neulich, da wir ihm die Scene vorlasen, rief er mit einer Thräne im Auge: Der böse Bub dauert mich, so lang ich lebe! Er ist noch, wie sonst, ein Freund von ökonomischen Projecten. Der ehrliche Alte lebt in ihnen, und Zopf hat sich seit dem nie von uns getrennt. Wann er des Abends bey uns sitzt, und meine Mine gern von seinen Erfindungen unterhalten möchte, und sie sitzt bey mir auf dem Schoos, und wir vergessen uns dann, und hören ihn nicht, da hat er sie schon hundertmal beym Arm geschüttelt, und mit seiner lächlenden Miene zu mir gesagt: Da sieht sie wieder nur auf dich! O du weißt nicht, was du mir genommen hast, Kalmuk! Nichts ärgert ihn mehr, als daß er uns mit Gewalt beysammen halten wollte, da wir uns noch für Bruder und Schwester hielten. Gott verzeihs mir, sagt er oft, aber ich hätt' meinen Vater umgebracht, um euch glücklich zu machen!

Auch ist meine Mine das sanfte Liebevolle Weib, das dir erschienen ist. O die Nacht! War da dein Geist unsichtbar bey uns? Deine Seele hat gearbeitet zu sagen was du uns nach gefühlt hast. Wo ist aber da Sprache zu? Sieh, Lenz! wann Gott dich einmal auf der Welt beglücken will, so laß er dich so eine Nacht erleben. Der Baum, wo ich meinen Namen bey Minens Namen sah, ist noch; und kann er die Zeit nicht überleben, so sey er verewigt durch dich. Ich stand starr davor. Thränen von überströmender Seeligkeit traten in mein Aug. O ihr Europäer könnt das nicht fühlen! ich konnt' es allein. Voll Verachtung eurer Weiber und übertünchter Töchter kam ich ins Haus. Der Engel riß mein Herz an sich. Ich fühlte die Macht der Schönheit. --- Aber sie wirds nicht seyn, wird Europäerinn wird nur schön seyn! In dem Zweifel, der mir keinen Augenblick Ruhe ließ, stieg ich in den Garten. Ich schnitt ihren Namen ein. Es war ein Gefühl, das ich nicht kannte. Lieb wars nicht! Denn noch sagt' ich: Sie wirds nicht seyn! — sie muß es seyn. Sind Engel auf Erden, so wohnt einer in ihr. — Aber Engel würden verdorben unter den Europäern. So seys dann der Mine heilig, die sie worden wäre bey uns! Das dacht' ich, da ich ihren Namen einschnitt, — aber — o Mine, Mine, was ich fühlte — denken konnt

ich

ich nicht — was ich fühlte, da mein Nahme bey deinem stand, das drückt kein Sterblicher aus. Hast dus je gefühlt, o Lenz — das Zittern, das Ein= und Auswallen des Bluts, wie das Herz schlägt, wie das Auge thränt, wie sichs ausdehnt das volle Herz, wie die Arme sich ausspannen, wie uns was zum Himmel hinauf zieht, wie glühender Dank? Hast du die stumme Wollust gefühlt, geliebt zu werden, wo unsere ganze Seele hängt? — Ach Lenz! Es war mehr, unendlich mehr! — wenn die neugestorbene Seele den ersten Engel im Himmel umarmet — doch — weis ichs, ob sie dann so fühlt? — Und ich, Verlohrner in einer Nation, die ich verachtete, das Mädchen, das ungedachte, ungehofte Mädchen, das sich nicht schämt zu gestehen, daß sie liebt, das — o Lenz! Ich vergeb dir, daß du's nicht ausdrücken konntest! Ich, der ichs fühlte, ich gieß meine ganze Seele hin, und alles ist nur Schattenbild. — Auch kann Mine nicht ausdrücken, was in ihr vorgieng, da sie mir sagte, sie liebe; da sie mich zurück rief, von mehr als Todt, von Quaalvollem Leben, in das ich nach so viel Hofnung gestürzt war. — Wir stehen oft mit Thränen vor der Rahme, wo der Hymen die Fackel verlöscht. Sie ist nicht vollendet, und verflucht sey die Hand, die sie vollenden wird. Da ich zum erstenmal dein Stück las, und an die Scene kam, fragt'

ich Mine, ob du ihre Empfindung in dem Augenblick getroffen hättest? Ganz, sagte sie, hat ers nicht! --- Aber gefühlt muß ers haben, wie ich mich zwang um meiner Mutter willen. Er läßt mich eine bessere Tochter seyn, als ich war; macht meine Vorstellung geschickter, als ich sie machen konnte! Ich war entschlossen zu sterben, so bald die Rahm vollendet wäre! --- Sie wollte sie mir vermachen, und sich dann hinlegen, und so lang ihrem Schmerz nachhängen, so lang weinen, biß sie nichts mehr wäre. Sie hätte, sagte sie, nichts gesprochen, wüßte auch nicht, was der junge Laffe gesagt hätte. Nur, da Diane in die Stube getretten, und sich anerboten, für sie auf den Ball zu gehen, nur da hätte sie gesprochen. Sie erschiene mir, sagte sie, wie ein Engel. Das war der erste Augenblick von Freude, den sie seit unserer Trennung gehabt hätte. --- Aber desto wahrer, sagte sie, hättest du ihre Freude über die Entdeckung ihrer Geburt empfunden. Ich wußte nicht, wollte nicht wissen, sprach sie, wer die Velas wären. Ach! wenn ich nur nicht deine Schwester war, so wollt ich alles seyn. --- Liebster Lenz! bist du allgegenwärtig gewesen?

Mich, junger Mann, hast du am wenigsten getroffen. Du hast nur eine Seite an mir gesehen, nur den Philosophen, welcher geht, Men-

schen zu suchen; der mit vesten gefühlten Grundsätzen grader Vernunft, alles nach ihnen abwiegt, und haßt, was ihnen entgegen ist; verabscheuet, was gefühlloser Weisheitsstolz für Larven auf die Menschen hängt, und mit Verachtung vorübergeht, wo nur Wahn und keine Wahrheit ist. Ja, Lenz! das bin ich. Aber sie stürmen in mir die Leidenschaften. Ich suche Wahrheit, nicht um sie zu wissen, sondern mit Leidenschaft mich hinein zu stürzen, und in ihr zu leben, wie in meinem Element. Aber ich liebe und hasse mit gleicher Leidenschaft. Ich habe mich nie begnügt, den Grafen zu beschimpfen. Elende Rache der wahnsüchtigen Europäer, die ihre Ehre und Schande auf Einbildung, auf blosse conventionelle Begriffe bauen! Was wars, den Grafen mit einem Steckchen zu strafen? Sollt ich hingehen und pralen, wie ein Junge, daß ich ihn gezüchtigt? Und wird er seine Schande verrathen? --- Was ist Ehre und Schande, wovon niemand weiß? Nein! Mit Füssen hab' ich ihn getretten. Warm, glühend, rasend --- von Entzückung des Himmels, sie zu finden, zu haben, den Engel, und sie nun sehn flattern, kämpfen in der Hand des Verräthers. Nichts hab ich mit ihm gesprochen. So bald meine Mine sicher war, warf ich mich auf ihn wie ein Löwe, und da wär er unter meinen Händen gestorben, wenn mein Vater ihn nicht

unter mir weggerissen hätte. Kaltblütige Europäer! Ihr laßt euch rauben, was euch lieber ist, als euer Leben, und gebt dann dem Räuber den Degen, um euch mit ihm zu schlagen! Ha! die eitlen Begriffe von Ehre, um die ihr alles thut! Was Ehre mit dem Grafen mich zu schlagen! Mine zu retten, Mine zu schützen, meine wüthende Rache mit Blut zu ersticken, das war damal mein einziger Gedanke. An Schand und Ehre dacht ich nicht. Auch hast du mich da nicht ganz getroffen, da Beza mit dummer Schulweisheit mich überreden wollte, meine Schwester zu behalten. So lang hört' ich ihn nicht, so viel sprach ich nicht mit ihm. In zehn Worten sagt' ich, daß meine ganze Seele ihm widerstrebte. Ein Strom von Thränen unterbrach mich, und da er mich trösten wollte, warf ich ihn die Treppe hinunter — Auch ist die Morgen Scene ganz unwahr, die du mich mit Minna halten läßt, ehe Zopf ankam. Die hat Nachahmungsgeist des Shakespears, kein Dichtergeist dir eingegeben. Wehe dem, der nach der Brautnacht, die heilige Sittsamkeit des reinen Weibs beleidigen kann! — Wir haben die Scen' aus dem Buch geschnitten. — Nun sinds 13 Jahre, seit dem Mine mein ist, und so hat sie noch kein Wort von mir gehört. Und von dem Augenblick, da sie eins hören wird, soll sie mir ihr Herz und die Engelshand wieder

nehmen, womit sie mich ans Leben fesselt. — Ach ganz anders war die Scene, da Zopf unsre Seeligkeit so unerwartet in tiefstes Elend wandelte. Meine Mine saß auf dem Kanapee: Ihre schöne Stirn in ihrer Hand, und sanfte Thränen der besiegten Unschuld flossen von ihrem Auge. Ich lag vor ihr auf den Knien. Ihre andere Hand in meiner, die ihre warme Thränen auffing. — Und kein Blick Mine, rief ich, und immer Thränen wo himmlische Freude um mich tanzt! Sie sah herab, und lächelte unter Thränen. — Siehe, liebste Mine, rief ich, mein Herz knirschet zu denken, daß dichs reut. Sie antwortete nur mit einem Druck der Hand. Ach! fuhr ich fort, wie freut ich mich auf den Morgen, wo ich dein holdes Aug wieder in Liebe und Freude schwimmen zu sehen hofte! Mich dünckt, wir wären nun allein in der Welt: So schließ ich alles ein in dich. Ich fühle, daß ich niemand brauche zu meinem Glück als dich! fühle, daß ich doppelt lebe, daß die Welt die mir zu enge war, sich erweitert; mein Herz, das immer um sich griff und nichts fand, nun ganz, ganz erfüllt ist. — Ist dirs nicht auch so? — Ach! — sagte sie, halb lächlend, halb seufzend. — Ich hing stumm an ihrem Blick, und sie konnte den ihrigen nicht abwenden: Die Thränen flossen nicht mehr. Das Gesicht, das mir gesagt hatte: Ich liebe dich,

erschien mir wieder. Ich sprang auf in Entzückung, nahm sie in meinen Arm, und setzte sie auf meinem Schoos. Dann sprachen wir von der Zukunft, wie wir die sieben Jahre bey ihrem redlichen Vater durchleben, wie wir dann in mein Vaterland zurück kehren, und dort das Reich der Wahrheit und der Liebe errichten wollten. Mitten in diesen Träumen störte uns Zopf. — Ach Lenz! vertilge die Scene, die du ganz verzeichnet hast.

Diana hab ich nicht gekannt, nie gesehn. Aber Mine sagt, sie wärs ganz. Das ganze eifersüchtige, stolze, rasende, wollüstige Weib. Ich zitterte vor ihr, sagte Mine, als sie zum erstenmal vor uns stand, und einen verächtlichen Blick voll Feuer auf mich warf; ich hätte den Blick nicht ertragen können, wann sie nicht gekommen wäre mich zu retten. Das machte mich stark. Aber was ich ihr sagte, weis ich nicht mehr. — Gott! welch ein Contrast zwischen ihrer und des Grafen Liebe, und meiner. Ihr, Lenz! durftest du solche Scenen andichten! Das wollüstige Weib schwimmt im Gedanken berauschter Liebe. Sie wartet nicht, bis sie haucht die himmlische Gluth: Sie liebt sie mit unreinem Athem anzublasen, und kennt keine Liebe als im Genuß. Nicht ergiebt sie sich ihr; sie stürzt sich

hinein, und verabscheute Engelsliebe ohne Menschengenuß. —

Ist sie so, so hast du sie gemahlt, wie du sollst. Und hast du das, so sorg nicht, was die kalten Aestheticker sagen! Laß sie bey ihren Regeln! Hast du selbst durch gefühlt, was du schreibst, so fürchte nicht, daß dein Leser, wann er ein Herz hat, sich an Maas der Zeit und Lage des Orts halten werde. Die Täuschung wird bleiben, wird ihn von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit mitreissen. Er wird über Wochen, über Jahre hinaussehen. Es hangt ja doch das Maas der Zeit immer von der Geschwindigkeit der Folge unsrer Vorstellungen und Empfindungen ab. Und wer denkt an den Weg, wenn seine warme Phantasie ihn von Ort zu Ort fortreißt, und ihn überall beschäftiget? Auch achte nicht auf den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit in der Entwicklung meiner Geschichte. Was kanst du dafür, daß mein Schicksaal mehr wahr als wahrscheinlich ist? Wann nur die Menschen wahr handeln und reden, und uns hinreissen, so laßt uns ja durch das ausserordentliche der Geschichte nicht geärgert werden! Unwahrscheinlich ist der Mord der Emilia Gallotti: Nicht, weil es selten ist, daß ein Vater seine Tochter umbringt, sondern weil bey dem schwachen zwischen Tugend und Laster wancken-

den unthätigen Prinzen keine Gefahr war. Bey einem rasenden Appius Claudius, wie ihn Livius beschreibt, ist er mehr als wahrscheinlich. Das, lieber Lenz! ist der Unterschied zwischen Wahrscheinlichkeit bey den Menschen überhaupt, und Wahrscheinlichkeit bey den besondern Menschen des Dichters. --- --- Ach! wer mit meiner Mine und mir geliebt und gelitten hat, sollte der nicht wünschen, nicht hoffen, daß ein Engel vom Himmel komme, und das Unmögliche möglich machte!

Es sey dem aber wie ihm wolle, Lenz, so werden wir deinen Menoza unsern Kindern und Kindeskindern hinterlassen; und wer liebt wie wir, fühlet wie wir, dem wird er, den Kritikern zum Trotz, nie gleichgültig seyn. -- Nimm wenigstens meinen Dank in dieser Umarmung, und wehe dir, wenn er dir weniger ist als Zeitungs-Lob!

Naumburg, im August
1775.

Prinz Tandi.

LB

Schreiben über den Hiero des Xenophon.

Einer der größten Fehler in der Erziehung der Könige und Fürsten und auch derienigen Privatpersonen welche den Wissenschaften gewidmet sind, ligt darinn, daß man die Alten so wenig, und fast nie in dem Geist ließt in welchem sie gelesen seyn wollen. Ich bin sonst kein Freund von einer Büchererziehung; aber in einiger Rücksicht ist sie wenigstens bey diesen beyden Classen der Menschen nötig. Seitdem die Vorsorge für die Erhaltung der regierenden Stämme eine gewisse niederschlagende Aengstlichkeit in die Fürstenerziehung gebracht hat, haben Fürsten wenig Gelegenheit mehr vor sich Heldentugenden zu erwerben; seitdem die Regierungs-Kunst und die Verbindung mit Auswärtigen so künstlich worden sind, können sie wenig selbst mehr Hand ans Ruder legen. Sollen ihre Seelen also nicht ganz in die enge Laufbahn des Hofprachts eingeschränkt werden, so muß man

ihnen Beyspiele von den Fürsten vorlegen die noch selbst gewirkt haben, man muß sie in die Zeiten führen, wo die Regierungs-Kunst noch einfacher war und die Nerven des Regiments, die nun durch ihre Ausdähnung so unkräftig worden sind, noch ihre gehörige Elasticität hatten. Mit den sogenannten Gelehrten ists eben so. Bey uns ist die Gelehrsamkeit meist Mittel zu erwerben; will man aber erwerben, so muß man nie über die Schranken hinaus gehen, die zu diesem Ziele führen. Deßwegen ist der Unterricht auf unsern Schulen so einförmig; deßwegen sind die Herzen unserer in Aemtern stehenden Gelehrten so eng. Wir sammlen Wissenschaft blos zum Geld verdienen; wenden sie blos dazu an, und erschöpfen uns über diese Anwendung so sehr, gewönen uns so sehr zu einem einförmigen Gebrauch dieses Werkzeugs; daß wir es nachher zu seinem eigentlichsten edelsten Endzweck der Besserung des Herzens und des Verstands nicht mehr verwenden können.

Ich kann den Gedanken nicht mehr verfolgen, weil er mich zu weit führen würde. Ich setze ihn auch nur hieher weil ich durch ihn vor einiger Zeit veranlaßt wurde, nicht allein selbst wieder mehr mit der alten Welt als mit der neuen zu leben; sondern auch, da ich sehe daß die Un-

wissenheit der alten Sprachen die Bekanntschaft mit dieser edlern Welt so sehr verhindert, diejenige Stücke der Alten, welche mich sonderlich rührten ins Deutsche zu übersetzen. Ich machte den Anfang mit dem Hiero des Xenophon; und mein Plan war, daß ich alle politische Schriften der Alten nach und nach übersetzen und bekannt machen wollte. Schwerlich werde ich hier diesen Plan weit ausführen können; doch sind mir noch Erholungsstunden gegönnt, und führt mich mein Genius in ihnen wieder dahin, so werde ich gehen so weit ich komme.

Der Hiero wird Fürsten von menschlichem Gefühl und ihren Lehrern kein unangenehmes Geschenk seyn. Ich weis es ist manches darinn das sich auf unsre Zeiten nicht mehr zu schicken scheint, manches das übertrieben vorkommen wird, aber der gröste Theil wird einem Fürstenlehrer der Kopf und Herz genug hat, sehr brauchbar scheinen und das übrige wird ihm Gelegenheit geben zu ersetzen, was Hiero und sein philosophischer Freund übersehen hatten.

Man weiß daß der König von Syrakus, Hiero der erste von dem hier die Rede ist, keiner von den besten Königen war. So lang sein Bruder noch lebte war er ein Privatmann. Anfangs soll

er auch wol regiert haben wie sein Vorfahr, aber am Ende seiner Regierung kannte er in seiner Gewaltthätigkeit und Grausamkeit so wenig Schranken daß sein Volk, Pindar mag von ihm sagen was er will, ihn von ganzem Herzen haßte. Es ist also kein Wunder daß er die beständige Furcht empfande die er für das größte Elend des königlichen Standes hielte. Unsre meisten Fürsten werden zwar so weichlich erzogen und so unthätig, daß sie schwerlich in eben den Fall kommen können: Aber wie leicht kan ein Mann von Verstand selbst daher Gelegenheit nehmen seinem fürstlichen Eleven zu erkennen zu geben, daß die Unthätigkeit des Fürsten, daß seine Verschwendung, seine Vorliebe für Günstlinge und Mäträssen oft noch ärger sind als die größte Tyranney, und daß, wann gleich die Schlechtigkeit seiner Unterthanen ihn vor der Furcht sicher macht in welcher Hiero schwebte, doch nichts als eigner Werth ihn gegen die Furcht der Verachtung und der Sklaverey seines eignen Hofs und seiner Räthe sicher setzen, nichts als eigner Werth ihn gegen die Furcht vor sich selbst, vor der einsamen Stunde des Nachdenkens, vor der letzten Stunde des Lebens schützen kann. Mich dünkt es würde auch nicht weniger betrübt lauten wenn ein neuer Hiero einen Simonides fände, und er diesem sagen müßte: Es ist wahr ich scheine König zu seyn,

aber Freund ich bin nichts als der Sklav meiner Hofleute, meiner Måtråssen, meiner Råthe. Mein Adel hat eine Verbindung wider mich gemacht, mir Freunde und Gesellschaft aufzudringen vor welchen mir eckelt; wie soll ich ihr aber los werden? Beleidige ich einen so schreyen alle; will ich einen der nicht aus ihrem Bündnis ist begünstigen, so verlassen mich alle. Meine Råthe haben Gesetze, Verordnungen, Geschåfte so verwickelt, daß sie mich glauben machen können was sie wollen. Bald ist System des Lands, bald sind alte Vertråge, bald ist Zusammenhang der Gesetze, bald ist verborgene Absicht und Staatsmaxime meinem Willen entgegen. Will ich etwas untersuchen, so verwickeln sies in so viel Worte daß ich mich nicht herausfinden kann; will ich Rechenschaft von etwas haben, so führen sie mir so viele Gesetze an, von denen ich kein Wort weis und die ich doch alle soll gegeben haben; will ich mich um die Regierung bekümmern, so überschwemmen sie mich mit so einem Haufen von Sachen, daß ich erliegen muß eh ich mich durcharbeiten kann; will ich etwas zum Besten der Unterthanen thun, so kenn ich ihre Bedürfnisse nicht; will ich eine schiefe Anordnung umwerfen, so hångt sie mit so viel tausend andern zusammen an derer Stelle ich nichts zusetzen weis; will ich die Last der Abgaben erleichtern, so muß ich so

viel rechnen: will ich eine Stelle wol besetzen, so kenne ich so wenig würdige. Sie haben alles um mich benebelt, haben mich so in Netze des Wohlstands, des Stolzes, des Vergnügens verwickelt, den Zugang zur Wahrheit so verbaut, den Punct worauf alles ankommt so tief versteckt; daß ich mehr als ein Menschenalter brauchte, nur um mir Verstand und Wissenschaft zu sammeln um zu wissen was ich thun soll, was bleibt mir also anders übrig als nichts zu thun, aus Furcht etwas zu verderben; und Regierung und alles die entwicklen zu lassen, die sie verwickelt haben? — Und was sollte der neue Simonides einem solchen König anders antworten; als, du hast recht, thue nichts, als das eine, laß deinen Prinzen lernen was du nicht gelernt hast. —

Wenn ein Prinzenlehrer die Unterredung des Simonides mit dem Hiero nur ein wenig hier und da nach unsern Verhältnissen umschmelzen wollte, was für eine Kraft könnte er seinem Unterricht geben, was für Aussichten öffnen, was für neue Triebfedern in der Seele des Eleven rege machen!

Und wie viel könnte er nicht eben so brauchen wie Simonides es sagte? Noch immer ists

wahr daß die Könige und Fürsten die Vergnügen der Sinne am wenigsten schmecken, weil sie ihnen keine Mühe kosten, weil sie nicht damit Haus zu halten wissen. Noch immer ist es wahr daß sie keine Freunde haben, weil sie niemahl Wahrheit hören, nie sich herab lassen, sondern immer ihre Freunde nur zu sich hinauf ziehen wollen. Der beste Freund des Königs wird sein Feind oder sein Schmeichler wenn er Pair des Reichs wird. Noch immer ist es wahr daß Könige Mäträssen aber keine Geliebte haben, weil sie selbst nichts lieben als sich: Noch immer ist es wahr daß ihre Unterthanen sie nicht lieben, weil sie sie nicht kennen, nie etwas gutes von ihnen empfangen: Noch immer ist es wahr, daß der Lohnsoldat verhaßt ist; weil der Bürger aufgehört hat Soldat; der Soldat Bürger zu seyn; was für ein treffendes Gemälde stellt also noch immer Hiero allen Königen und Fürsten vor? Setzt noch hinzu daß der König und der Fürst allein die Seeligkeit sein Amt gethan zu haben nicht kennen kann; weil es, so wie es itzt ist, von Menschen nie gethan werden kann. Setzt hinzu daß jeder Schritt, jeder Wink seiner Augen ihm ewiges Lob oder ewigen Tadel zuziehen kann; daß eine seiner unverwahrten Minuten tausend elend machen kann; daß alles ihn

reitzt zum Laster, daß er niemand trauen kann, und allen trauen muß; daß er nicht Ein Gutes thun kann, ohne tausend Uebel zu befürchten, nicht ein Uebel, ohne wirklich tausende zu thun; -- und nun stellt das Bild vor den Eleven; -- wie wird er schmachten nach der Hand die ihn in dem Labyrint zurecht führt; wie wird er streben ein Mann zu werden, das alles zu tragen?

Hiero
oder
über die Könige
aus dem griechischen des Xenophons.

Der Poet Simonides kam einmal zum König Hiero. Da beyde gerade nichts bessers zu thun hatten, so fieng Simonides an: Wolltest du nicht, Hiero, mir einmal etwas sagen, das du besser wissen mußt, als ich. Und was, antwortete Hiero, sollte das seyn, das ich besser wissen sollte, als ein so weiser Mann, wie du?

Ich habe dich, fuhr Simonides fort, als einen Privatmann gekannt, und sehe dich nun als König vor mir; da du also so wol den Privatstand, als den königlichen durchlaufen bist, so mußt du natürlicherweis am besten wissen, in welchem der Mensch am meisten Vergnügen oder Leiden hat.

Weißt du was, sagte Hiero, du bist ein Privatmann, sag du mir einmal vor, was in deinem Privatstand für Vergnügen und für Leiden

vorkommen, so will ich dir dagegen sagen, was es in jedem Stück in dem königlichen Stand dagegen für eine Beschaffenheit hat.

Gut sprach Simonides. Der Privatmann erhält Vergnügen und leidet durch seine Augen, wenn er schönes oder unangenehmes sieht, durch seine Ohren, nach dem er etwas hört, durch den Geruch, durch Speis und Trank, durch den Genuß der Liebe. Sein Cörper leidet Schmerz oder fühlt Vergnügen durch Kält und Wärme, durch Härte und Weiche, durch Leichte und Schwehre; Seine Seele durch das Gute und Böse, und manchmal leiden beyde, und werden beyde zusammen erfreut. Wir empfinden endlich auch Vergnügen durch den Schlaf, ob ich gleich nicht weiß wie oder wodurch; denn schlafend lassen sich freylich die Dinge nicht so gut unterscheiden, als wachend, Vergnügen bleibts aber immer.

Mehr als das, antwortet Hiero, fühlt der König auch nicht, und in so weit sind sich beyde Stände einander gleich.

In so weit, antwortete Simonides, freylich, daß beyde auf die Art gutes und schlimmes empfangen, aber der König muß doch ungleich mehr vom Guten, und ungleich weniger vom Schlimmen empfangen, als der Privatmann.

Nichts weniger, als das, rief Hiero. Der König hat vielmehr ungleich weniger Vergnügen, als der bescheidene Privatmann, und leidet ungleich mehr Uebels.

Unmöglich sprach Simonides, wenn das wäre, wie wärs möglich, daß so viele, auch die besten Leute, nach der Crone strebten, so alle die Könige beneideten.

Sie würden nicht, antwortete Hiero, wenn sie beyde Stände durch Erfahrung kennten; Ich will dir aber beweisen, daß ich Recht habe.

Laß uns vom Gesicht anfangen, wo du auch angefangen hast.

In Ansehung dieses also behaupte ich, daß die Könige ungleich weniger schönes sehen können, als der Privatmann. Es sind tausend Dinge ausser seinem Königreich sehenswerth. Den Privatmann hält nichts ab hinzugehen, wohin er will. Er kann zu allen öffentlichen Geprängen und Festen, wo die sehenswürdigste Dinge zusammen kommen, in alle Städte und Orte und Länder reisen, so oft es ihm beliebt. Der König muß das alles entbehren. Er darf sich nicht leicht wo sehen lassen, wo er nicht der erste ist, und so bald er sein Reich

verläßt, und die Regierung andern übergiebt, ist er in Gefahr es zu verlieren, oder alles drunter und drüber gehen zu sehen.

Vielleicht sagst du, sie brauchen ja nicht einen Fuß aus ihrem Reich zu setzen, so bald sie nur winken, können sie alles um sich her haben, allein denk selbst Simonides, wie wenig sie aus der ungeheuren Menge von sehenswürdigen Dingen zu sich ziehen können; und so wenig das ist, so müssens doch die Könige immer so unbeschreiblich theuer erkauffen, daß die die es ihnen zeigen, in der kurzen Zeit, immer ungleich mehr mit sich wegschleppen wollen, als sie sonst in ihrem ganzen Leben damit gewonnen hätten.

Es scheint freylich so, sprach Simonides, aber, wenn sie auch nicht so viel schönes sehn können, als andere, so können sie doch ungleich mehr angenehmes hören. Was ist angenehmer zu hören als sein Lob? und wann fehlt es dem König daran? Er mag thun oder sagen was er will, so wird keiner um ihn seyn, der ihm nicht lauten Beyfall zuruft; und Tadel, das unangenehmste, was man hören kann, ist immer fern von ihnen, denn wer wird sich unterstehen einen König ins Gesicht zu tadeln.

Und was für eine Freude, antwortete Hiero, ist das, nichts übels von sich reden zu hören, wenn man überzeugt ist, daß alle die, die nun schweigen, übels denken? was für eine Freude sein Lob zu hören, wenn man immer denken muß, daß alles nur Falschheit und Schmeicheley ist.

Das, antwortete Simonides, ist nun freylich wahr, daß nur das Lob eines freyen Menschen Freude machen kann. — Wann ich dir aber das nachgebe, so wirst du doch wenigstens nicht leicht jemand überreden können, daß ihr im essen und trinken nicht einen überaus grossen Vorzug vor andern habt.

So, sagte Hiero, muß freylich ein Privatmann urtheilen, und alle die, die wir an unsre Tafel ziehen, müssen so denken; denn es ist unstreitig ein Vergnügen, wenn man einmal besser ißt und trinkt, als man sonst gewohnt war; deswegen sind auch allen die Festtäge so angenehm — Den Königen aber sind sies nicht. Da sie immer im Ueberfluß und immer das Beste zu essen und zu trinken haben, so bleibt an dem Fest nichts mehr übrig, das besser wäre; und auf die Art verliehren sie also einmal die Freude etwas bessers zu erwarten. Ferner weist du wol selbst, daß jeder Ueberfluß bald sättigt und Eckel macht; der

mäßige Privatmann kann also das Vergnügen des Essens und Trinkens auch länger geniessen.

Das mag wol seyn, antwortete Simonides, es mag aber einer so lang oder kurz Vergnügen an der Sache finden, als er will, so findet doch der gewiß mehr davon, der besser ißt und trinkt.

Ists nicht wahr Simonides, fuhr Hiero fort, je angenehmer uns etwas ist desto lieber thun wirs --- Gewiß, antwortete Simonides --- Nun sag, hast du je einen König lieber zu Tisch gehen sehen, als einen Privatmann -- Das nicht, sprach Simonides, man sollte vielmehr oft glauben, sie giengen ungerne dazu. --- Weiter sprach Hiero, hast du die unzählige Zurüstungen und Erfindungen betrachtet, womit den Königen ihre Speisen zugerichtet werden, das scharfe, das beissende, das herbe und dergleichen, womit sie gewürzt zu werden pflegen? --- Oft, sprach Simonides, und gewiß das ist eben nicht die natürlichste Zubereitung. --- Arzney ists, rief Hiero, für die eckle, mit Speise überladene stumpfe, kranke Empfindung. Gewiß wir wissen alle beyde, daß wer mit Vergnügen ißt, alle die Künsteleyen nicht braucht.

So mögen auch wol, fuhr Simonides fort, die Wohlgerüche und die kostbar düftende Salben,

womit Ihr euch zu schmieren pflegt, denen auch mehr Vergnügen machen, die um euch sind, als euch selbst, so wie der, der ißt, den Geruch der Speise weniger empfindet, als wer nur zusieht.

In der That, sprach Hiero, wer immer tausenderley Speisen vor sich hat, verlangt nach keiner, nur der, der immer wenig hat, freut sich, wenn er einmal etwas weiter bekommt.

Auf die Art antwortete Simonides bleibt also wol nichts übrig, als die Vergnügen der Liebe, worinn Ihr einen Vorzug vor dem Privatmann hättet --- denn da habt Ihr ja unter allem was schön ist, die Wahl.

Du spottest sprach Hiero! du weist wol, daß gerade die Könige da am ärmsten sind. Sprichst du vom Heurathen, so ist dir nicht unbekannt, daß die Vermählung mit Grossen und Mächtigen, die dem Gemahl Reichthum und Gewalt und Ansehn verschaffen, die vorzüglichste, die mit seines gleichen geringer, und die mit geringern für schändlich und verächtlich gehalten wird. Heurathet nun der König nicht eine fremde, so muß er nothwendig eine heurathen, die geringer ist als er, und da verliert die Liebe allen Reiz. Die kleine gefällige Dienste der Liebe gefallen nur von

Weibern, die sich etwas, die sich so gut dünken können, als wir; in einer Magd, in einer Unterthanin, sind sie gleichgültig, und jede Beleidigung dagegen doppelt und dreyfach empfindlich.

Hält der König Mätressen, so kömmt er wieder eben so zu kurz, als bey seiner Frau; denn das ist gewiß, daß Sättigung der Wollust ohne Liebe nichts ist — und wie kann der König Liebe fühlen? wo man nur winken darf, um alles zu haben, ist nicht Liebe. Hofnung, Erwartung, Furcht, das macht die Liebe reizend, und kann von ihr nicht getrennt werden. So wie also den der Trunk nicht freut, der keinen Durst hat, so muß auch die Wollust, die das schönste Mädchen dem König giebt der keine Liebe hat, leer und geschmacklos seyn.

Als Hiero das sagte, sprach Simonides lachend, was sagst du da? Ein König könne nicht lieben? Warum hältst du dann die schöne Dailoche bey dir, die schönste unter allen Weibern?

Darum, antwortete Hiero, weil ich mich hüte, das von ihr zu verlangen, was sie mir nicht abschlagen dürfte, wenn ichs haben wollte, sondern das was Könige so wenig zu erlangen im Stand sind.

Ich gestehe dir, ich liebe das Mädchen um des willen was die Natur vielleicht den Menschen zwingt von den Schönen zu verlangen; aber das wünschte ich gern freywillig blos von ihrer Liebe zu erwerben. Ich wollte mir aber lieber ich wüßte nicht was thun, als es erzwingen. Vom Feind ists Freude etwas erzwungen zu haben, aber von der Geliebten ist nichts des Wünschens werth, als was sie selbst gerne giebt. Nur bey liebenden sind sie süß, die Blicke, die Fragen, die Antworten, die kleine Zänke, die süsse Kämpfe der Liebe. Wollust mit Gewalt erpressen, ist ehe eine Art von Strassenraub, als Liebe. --- Und der Räuber hat doch noch einen Vortheil, den Gewinn und die Freude seinem Feind geschadet zu haben, aber quälend und abscheulich sind die Umarmungen die man von der erzwingt, die sie lieber abschlagen möchte, die nicht liebt, die wol gar haßt und in dem Augenblick wenn wir sie in unsern Armen halten, tausend Meilen weit entfernt seyn möchte.

Euch Privatleuten ist es nun nicht schwer zu merken, ob eure Mädchen euch lieben. Weil ihr wißt, daß sie nicht nötig haben, euch zu fürchten, so könnt ihr immer gewiß seyn, daß sie lieben, wenn sie sich ergeben; uns aber, wie kann unser einer glauben, daß er geliebt wird? In einer Sklavinn, die das aüsserste von uns befürchten

muß, wenn sie uns entgegen ist, sind uns die zärtlichsten Geständnisse der Liebe verdächtig, und jede Liebkosung, die euch entzückt, scheint uns lauter Kunst und Verstellung. — Nirgend kann ein König glauben, daß er geliebt wird. Wir wissen zu wol, daß jeder aus Furcht vor uns alles anwendet Liebe zu heucheln, und die, die am meisten Liebe zeigen, betriegen uns gewiß am ersten.

Es mag seyn, antwortete Simonides. Aber alle die Dinge, die Vergnügen der Augen, der Ohren, des Geschmacks und der Liebe müssen in der That nicht gar wichtig seyn, denn ich sehe, daß die grösten Leute ihrer gern entbehren. Darinn habt ihr aber einen unstreitigen Vorzug, daß ihr allein auf grosse Dinge denken könnt, und sie allein schnell auszuführen im Stande seyd. Ihr habt allein die vornehmsten Sachen. Ihr habt die besten Pferde, die schönsten Waffen, die oft den Weiberschmuck übertreffen, die prächtigsten Palläste, und in ihnen den kostbahrsten Hausrath. Ihr habt die meisten und geschicktesten Diener. Ihr seyd am meisten im Stand euren Feinden leids und euren Freunden wohl zu thun.

Ich wundre mich gar nicht, sprach hierauf Hiero, daß der gemeine Mann durch den Glanz des königlichen Standes geblendet wird. Er

beurtheilet die Glückseeligkeit der Menschen nur nach dem äusserlichen Schein, und wir pflegen ihnen auch nur das Schöne und Glänzende zu zeigen, wenn wir das unangenehme und elende unsers Standes in unser Herz verschliessen, wo doch allein Glück und Unglück liegt; daß aber auch ihr Philosophen, die ihr euch rühmt nicht nach der Schaale zu urtheilen, sondern mit eurem Verstand weiter zu sehen, daß auch ihr so denkt, das wundert mich in der That.

Ich habs erfahren, Simonides, und aus Erfahrung weis ich, daß die Könige von der grösten Glückseeligkeit des Lebens, das wenigste geniessen, von dem aber was den Menschen am tiefsten drückt, das allermeiste leiden.

Hältst du den Frieden für eine der grösten menschlichen Glückseeligkeiten, so sind die Könige am weitsten davon entfernt. Ist Krieg das gröste Elend, wer fühlts mehr, als wir?

Wenn die Nation nicht in Krieg verwickelt ist, so kann der Privatmann sich hin wenden, wo er hin will, ohne daß ihm jemand ein Haar krümmt, der König ist immer überall, wie in einem ewigen Krieg, immer bewaffnet, immer mit bewaffneten umgeben.

Ists auch würklich Krieg, und muß der Privatmann zu Felde ziehen, so weiß er, wann er wieder nach Haus kommt, so ist er sicher. Kommt der König nach Haus, so warten da noch zehnmal mehr Feinde auf ihn, als mitten im Felde.

In der Belagerung ist der Privatmann in Gefahr, so lang er ausser der Mauer steht, so bald er nur unter die Verschanzung zurück gekommen ist, hat er nichts mehr zu befürchten. Der König ist nicht einmal in seinem Haus sicher, ist da am aller unsichersten.

Im Frieden, im Stillstand hat der Privatmann Ruhe, der König hat von seinen eigenen Unterthanen keinen Frieden, nicht einmal einen Stillstand, worauf er sich verlassen könnte, zu hoffen.

Die Nationen führen Krieg gegen ihre Feinde, der König gegen die, die er sich mit Gewalt unterworfen hat. In beyden ist der Privatmann und der König so weit gleich daß beyde in den Waffen stehen, beyde auf ihrer Hut seyn, beyde Gefahr laufen, und wenn sie wo zu kurz kommen, beyde leiden müssen. Was sonst der Krieg angenehmes hat, das kann der Privatmann im Krieg der Nation allein empfinden, der König in seinem nie.

Wenn eine Nation einen Sieg erhält, wie unaussprechlich ist ihre Freude über die Flucht der Feinde, wie unaussprechlich, wenn sie sie verfolgen, wenn sie sie tödten. Wie jauchzen sie, wie folgt ihnen Ruhm und Ehre, wie freuen sie sich über den Vortheil, den sie sich erworben haben? Jeder will Theil am Anschlag gehabt haben, jeder will die meisten der Feinde erlegt haben, und meist vergrössern sie noch die Anzahl der erschlagenen: So schön scheint es ihnen zum gemeinen Besten gesiegt zu haben.

Wenn der König in seinem Krieg etwa wo einen Argwohn gefaßt hat, und einige, die ihm nachgestellt, umbringen läßt, so fühlt er wol, daß er dadurch dem gemeinen Besten nichts genützt hat, er sieht vielmehr, daß er die Anzahl seiner Unterthanen verringert hat --- wie kann das ihn freuen? Er darf seine Thaten nicht grösser machen, er muß sie vielmehr noch geringer vorstellen, als sie sind, und muß sich noch verantworten, daß ja niemand ihn einer Ungerechtigkeit beschuldige. — So wenig kann er seine Thaten für schön achten! --- Und sind sie endlich erlegt, die er scheute, so ist er nichts gebessert, er mus vielmehr noch ängstlicher auf seiner Hut seyn, als zuvor.

Das Simonides! sind die ewigen Kriege der Könige. Nun laß uns einmal sehen, was der König für Freunde hat! Wir wollen erst untersuchen, ob die Freundschaft eine vorzügliche Glückseeligkeit der Menschheit ausmacht.

Wenn einer Freunde hat, so sehn die Freunde ihn gern um sich, thun ihm gerne Gutes, verlangen nach ihm, wenn er abwesend ist, freuen sich, wenn er wieder kommt, nehmen Antheil an seinem Wohl, und helfen ihm wo er in Gefahr steht.

Die Gesetzgeber haben wol eingesehen, wie kostbahr die Freundschaft ist. Nur den Ehebrecher haben sie deswegen erlaubt ungestraft umzubringen, nicht wegen der blossen Vermischung des Weibes mit einem Fremden, sondern weil er die Freundschaft zwischen Mann und Weib zerrüttet, denn wenn ausser dem ein Weib sich durch einen Zufall mit einem andern vermischt, so lieben und schätzen die Männer sie nichts desto weniger, und glauben nicht blos dadurch etwas an ihrer Liebe zu verlieren.

Ich halte wenigstens die Freundschaft so hoch, daß es mich dünkt, wenn man geliebt wird, so sprost einem Glück von Gott und Menschen unter den Füssen hervor — Und diese Seeligkeit nun,

o Simonides entbehren die Könige am aller meisten. Ich will dirs beweisen.

Die stärksten Freundschaften sind zwischen Eltern und Kinder, Brüdern, Eheleuten und denen, die wir durch den Umgang an uns gewönt haben.

Siehe dich nun um in der Welt. Ueberal wirst du bey Privatleuten diese Freundschaften und Verbindungen heilig finden; bey Königen nie. Wie viele haben ihre Kinder umbringen lassen, wie viele sind von ihren Kindern umgebracht worden; wie viele Brüder haben einander um der Kronen willen aufgerieben, wie viele sind von ihren Weibern zu Grunde gerichtet worden, und wie viele haben ihr Leben durch die Verräterey ihrer Vertrauten, die ihnen am getreuesten schienen, einbüssen müssen? --- Urtheile nun selbst, wenn Natur und Gesetz den Königen keine Freunde schaffen konnten, wie können sie unter denen Freunde hoffen, die durch keine dieser Banben an sie gebunden werden?

Ferner, wer kein Vertrauen hat, keinen Glauben findet; wie viele menschliche Glückseeligkeit mus der nicht entbehren? wie unausstehlich ist der Umgang ohne gegenseitiges Vertrauen? Wie Freudenlos das Ehebett ohne Glauben? wie be-

schwerlich das häusliche Leben, wann Herr und Diener immer gegen einander auf der Hut seyn müssen?

Und wo finden Könige Vertrauen? Sie können sogar nicht essen und trinken ohne Mißtrauen, und ehe sie Speise und Trank den Göttern heiligen; müssens die Diener kosten, damit sie nicht vergifftet werden.

Das Vaterland ist jedem am liebsten. Da steht ein Bürger dem andern unbezahlt gegen Knechte und Feinde bey, daß niemand Gewalt leide, und einige haben das Leben ihrer Mitbürger so heilig gemacht, daß ohne sich zu verunreinigen nicht einmal jemand mit dem Mörder umgehen darf. So sicher ist der Privatmann in seiner Stadt.

Der König ist wie vogelfrey! Statt die Königsmörder zu bestrafen, haben die meisten Städte sie noch belohnt und verehrt; wenn der gemeine Mörder nicht einmal dem Tempel nahen durfte, so stellen sie dem Königsmörder in den Tempeln selbst Ehrensäulen auf.

Glaub ja nicht, Simonides, daß alles durch die Reichthümer dem König vergolten würde. Den

Ringer freuts nicht, stärker als andere zu seyn, aber schwächer als sein Gegner zu seyn, quält ihn. So gehts auch den Königen. Reicher zu seyn, als ihre Unterthanen, macht ihnen keine Freude, aber ärmer und geringer als andere Könige zu seyn, das ist ihnen ein beständiger Kummer.

Auch irrst du, wenn du dir einbildest, daß Könige ihre Wünsche schneller erfüllt sehn als Privatleute. Der Privatmann verlangt höchstens etwa ein Haus, ein Feld, einen Knecht; der König will Staaten, will Länder, will Häfen, will Festungen ꝛc. Urtheile wie viel schwärer die zu erhalten sind, als das was der Privatmann wünscht; wie vielmehr Arbeit und Gefahr damit verknüpft ist. Auch wirst du schwehrlich unter dem Volk so viele Arme finden, als unter den Königen. Reichthum besteht nicht in Zahl und Menge, sondern im Gebrauch. Wer mehr hat, als er braucht, ist reich, wer weniger hat arm. Der König mag nun noch so viel haben, so hat er doch bey seinen unbeschreiblichen Ausgaben immer ungleich weniger, als er braucht; der Privatmann weit seltener. Dieser kann seine Ausgabe nach seiner täglichen Einnahme beschneiden, der König nicht: denn was der braucht, braucht er meist zur Sicherheit seines Lebens, und da etwas abschneiden bringt Lebensgefahr und Elend.

Ferner wer seine Bedürfnis mit Recht und Billigkeit erwerben kann, was hat er über Armuth zu klagen? aber, wer aus Noth gezwungen ist sein Leben durch Unrecht und Unbilligkeit durchzubringen, ist der nicht elend und arm? Sieh nun die Könige an? müssen sie nicht täglich Götter und Menschen bestehlen, um nur ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten; denn wenn sie nicht im Frieden, wie im Krieg ihre Armeen unterhalten, so ists um sie gethan.

Noch eins, Simonides, und gewiß nichts geringes! Die Könige kennen so gut wie die Privatleute die braven, die rechtschaffenen, die weisen; allein, wenn ihr sie liebt, so müssen sie sie fürchten. Die braven, daß sie nicht von ihnen vom Thron gestürzt werden, die weisen, daß sie keine Verschwörung anrichten; die gerechten, daß der Unterthan nicht ihnen anhange und den König verlasse.

Müssen nun die Könige diese aus dem Weeg räumen, wer bleibt ihnen noch übrig, als ungerechte, liederliche und Sklavenseelen, die ungerechten, weil diese eben so gehaßt werden, wie die Könige, und deswegen die königliche Gewalt brauchen, sich selbst zu erhalten; die liederlichen, weil die sich überall brauchen lassen, die Sklaven-

seelen, weil diese die Freyheit nicht achten. Gewiß Simonides, es ist unerträglich, rechtschaffene Leute kennen und Schurken brauchen müssen.

Noch mehr! Der König muß sein Volk zu erhalten suchen, denn sonst ist er selbst nichts, und kann sich selbst nicht erhalten. Dem ohngeachtet muß er eben das sein eigen Volk drücken, wie er kann. Er darfs weder tapfer machen, noch mit Waffen versehn, sondern muß fremde über sie setzen, und ihnen überlassen ihn zu schützen und zu vertheydigen. Er kann nicht einmal eine Freude am Wohlstande der Seinigen haben, denn je ärmer sie sind, desto unterthäniger sind sie.

Ich will dir einmal die Glückseeligkeiten erzählen, die ich in meinem Privatstand genossen habe, und die ich nun seit dem ich auf dem Thron stehe, alle entbehren muß.

Ich freute mich mit meinen Freunden, ich freute mich mit mir selbst, wenn ich allein war. Ich saß vergnügt bey unsern Mahlen und vergaß alle Sorgen und Leiden der Erde. Meine ganze Seele mischte sich in die Gesänge und Tänze und Spiele, und nichts störte uns bis wir Freude genug hatten.

Nun sind meine Gespielen verschwunden und Sklaven sind mein Umgang. Meine alten Freunde sind mir zur Last, weil ich in keinem mehr das alte vertrauliche Wohlwollen finde, und Wein und Schlaf scheue ich wie den Tod. Ich fürchte die Gesellschaft, ich fürchte die Einsamkeit, ich fürchte mich ohne meine Leibwache, ich fürchte mich unter ihr: Sind bewaffnete um mich, so zittre ich, sind keine um mich, so zittre ich noch mehr. — Wer sollte ein solches Leben tragen wollen? Fremden mehr trauen als seinen Landsleuten; Barbaren mehr als den Griechen, die Freyen zu Knechten machen wollen, die Knechte zu Freyen machen müssen, wie mus der geängstigt werden, der so tief fallen konnte! — Die Angst quält nicht allein, sie verscheucht zugleich alle Freuden. Wenn du einmal im Krieg warst, und itzt da stundest und die feindliche Phalangen drangen auf dich ein, wie schmeckte dir das Essen, wie der Schlaf? — So ists dem König alle Tage, und noch viel schlimmer! Er sieht sie nicht nur von vornen eindringen, die ihm nach dem Leben stehn, er fürchtet sie von allen Seiten.

Da Hiero dieses sagte, fiel ihm Simonides ein. Mich dünkt du übertreibst einiges. Denn wenn wir auch im Feld stehen, so hindert uns nichts am essen und trinken und schlafen, wenn die Wachen wol bestellt sind.

Euch nicht, antwortete Hiero, denn das Gesetz versichert euch, daß eure Wachen ihre Schuldigkeit thun. Sie wachen zugleich für Euch und sich, aber die Könige, die ihre Wachen dingen, wie Taglöhner, wo wollen die Sicherheit hoffen? Wenn ich einem Wächter trauen soll, so muß er auf der Welt von nichts grössern Vortheil haben, als von seiner Treue. Taglöhner findet man nun leicht, aber einen einzigen treuen Mann, auf den man sich verlassen kann, zu finden ist unendlich schwer, zumal wenn die ums Geld gedingten Wächter jemand finden, der ihnen für eine kurze Viertelstund, worinn sie den König umbringen, mehr Geld giebt, als der König für lange Zeit, worinn sie ihn bewachen.

Auch darinn betriegst du dich gewaltig, wenn du glaubst, daß wir unsern Freunden am meisten wohl und unsern Feinden am meisten wehe thun könnten. Wie kann der glauben, daß er seinen Freunden wohl thue, der sehen muß, daß die, denen er am meisten gegeben hat, so bald sie's haben, nichts mehr wünschen, als so weit möglich von ihm entfernt zu seyn. Und wer von Königen etwas hat, glaubt's nie sicher zu besitzen, als bis er so weit weg ist, daß sie's ihm nicht mehr nehmen können.

Und seinen Feinden wehe thun, ach! wir wissen wohl, daß alle unsere Unterthanen unsere Feinde sind, sollen wir nun alle umbringen, alle in Ketten und Banden legen? Wer blieb uns denn noch zu beherrschen übrig? -- Und so müssen wir immer vor ihnen in Furcht seyn, und doch alles durch sie thun lassen. Unsre ärgsten Feinde können wir weder umbringen noch leben lassen; wie ein muthiges Pferd, das man wegen seines Muths und seiner Kraft weder von sich schaffen mag, noch ohne Sorge besteigen darf; wie Feuer und Wasser, das man immer fürchten muß, und nie entbehren kann.

Aber die Ehre, sprach Simonides, ist doch was herrliches, und um ihrentwillen ist dem Menschen nichts zu schwer, nichts zu gefährlich. Sie muß es wol allein seyn, die euch bey allen den Gefahren und Mühseligkeiten, die du mir erzählst, so lüstern nach der Krone macht. Ihr sucht ohne Zweifel nur darum König zu seyn, damit alle euern Geboten und Winken gehorchen; alle auf euch sehn, vor euch mit Ehrerbietung aufstehn, und aus dem Wege gehen, und wer euch naht, euch mit Worten und Gebärden verehret. Und das erhaltet ihr auch immer von euern Untergebenen, wie alle andern, die sie in Ehren halten. Und würklich, Hiero, darinn unterscheidet sich der

Mann von allen andern Thieren, daß er allein nach Ehre strebt, wenn sie essen, trinken, schlafen, sich begatten können, so sind alle andere Thiere zufrieden. Begierde nach Ehre fühlt keins der unvernünftigen Thiere, nicht einmal die Menschen alle: und wen sie belebt, der ist am weitesten über das Vieh erhaben, ist mehr als ein Mensch, ist allein ein Mann! Ich kann mir also nichts anders denken, was euch die Last eures Standes erträglich machen kann, als Begierde mehr geehrt zu seyn, als andere! Die Wollust aber, die ihr fühlen müßt, wenn euch das wird, ist die nächste an der Herrlichkeit der Götter.

Ach, Simonides, antwortete Hiero, mit unserer Ehre ist's wie mit unserer Liebe. Du erinnerst dich, wie ich dir erst den Augenblick sagte, daß die Umarmung der schönsten Mädchens ohne Liebe nicht glücklich, die erzwungene Wollust nicht vergnügt macht, eben so giebt erzwungene Ehrerbietung nicht Ehre! Wie sollt ich glauben, daß der, der aus Furcht der Gewalt vor mir aufsteht, den Mann verehrt, der ihm Unrecht thut? oder wer einem stärkern aus dem Wege weicht, ihn wegen seiner Gewaltthätigkeit hoch schätzt? wie mancher überhäuft seinen ärgsten Feind, eben da, wo er ihn am meisten fürchtet, mit Geschenken, blos um seine Uebermacht abzuhalten? Sollt uns

das freuen? Knechtische Furcht ists, und Ehre wächst auf einem ganz andern Boden.

Wenn einer einen Mann für fähig hält, Gutes zu thun, wenn er hoft selbst Wohlthaten von ihm zu empfangen, und lobt ihn dann ins Angesicht, sieht dann sein Leben für sein eigen Glück an, weicht ihm dann gern aus dem Weg, steht denn vor ihm auf, liebt ihn ohne Furcht, und beschenkt ihn und krönt ihn seines Werths und seiner Wohlthaten wegen, dann schätz ichs wahrhaftig Ehrerbietung, in dem der das thut, und Ehre in dem der's empfängt. Selig ist, wer so geehrt wird, ihm stellet niemand nach, für ihn sorgt jeder, daß ihm nichts widriges begegne, und er lebt sein glückseliges Leben ohne Furcht, ohne Neid, ohne Gefahr in ununterbrochener Freude. — Aber der König, o Simonides, lebt Tag und Nacht wie der zum Tode verurtheilte Missethäter.

Wenn aber, fuhr hierauf Simonides fort, der königliche Stand so elend ist, und wenn du das alles weißt und fühlst, warum wirfst du nicht alle das Elend von dir? wie kommts, daß weder du, noch sonst einer die Krone niederlegt, wenn ihr sie einmal auf der Stirne habt.

Das ist das schlimmste! antwortete Hiero, wir können sie nicht von uns werfen. Wie kann ein König das Geld erstatten, das er geraubt hat? Wie kann er den Elenden genug thun, die er in Fesseln schlug? Wie kann er die Todten, die er erschlagen, wieder lebendig machen? Simonides, wenn jemand Ursach hat sich zu erhenken, so hat's ein König! Er allein kann sein Elend weder tragen, noch von sich werfen.

Ich wundre mich nicht, antwortete hierauf Simonides, daß du deinen Stand mit Widerwillen trägst. Du wünschest geliebt zu seyn, und siehst ihn an, wie eine Kluft zwischen Dir und den Deinen; ich will dich aber lehren, wie auch ein König geliebt werde, mehr als ein Privatmann geliebt werden kann. Wir wollen nicht untersuchen, ob der König um deswillen mehr Hoffnung haben kann geliebt zu werden, weil er mehr vermag, sondern ob er nicht, wenn er nur eben so viel thut als der Privatmann, auch denn nicht schon mehr Dank und Liebe erwirbt.

Laß uns am kleinsten anfangen.

Wenn der König und der Privatmann jemand gleich freundlich begegnet, von wem glaubst du, daß es ihm am angenehmsten seyn wird. Wenn beyde einen loben, wessen Lob wird ihn am mei-

sten freuen? Wenn beyde einen zu ihren Opfermahlen ziehen, von wem wird er's am liebsten annehmen? Wenn beyde für ihn in seiner Krankheit sorgen, wird ihn die Gefälligkeit des wichtigen nicht mehr vergnügen, als der Dienst des geringen, wenn beyde ihm gleiche Geschenke machen, weißt du nicht, daß vom Grossen das halbe willkommner ist als das ganze des Kleinen.

Auf dem König ruht etwas von der Ehre und der Herrlichkeit der Götter. Er wird durch die Krone nicht schöner, und doch sehn wir ihn lieber; spricht er mit uns, so ist's uns ungleich lieber, als wenn ein Privatmann sich mit uns unterredet. Die Liebe, die wie du sagst vor Königen flieht, die Liebe folgt dem König bis ins Alter, und nur mit Königen ist sie sicher vor Schande. Die Liebe des Königs ist ein Schmuck des Mädchens, sein Glanz verscheucht den Tadel, und erhebt ihren Werth.

Wenn ihr also für einerley Gutes, doppelten Dank empfangt, und ihr so viel thun, so viel geben könnt, warum solltet ihr nicht viel eher Liebe erwerben können, als wir? Weil, fiel Hiero ein, wir auch ungleich mehr thun müssen, als ihr, das uns Haß erwirbt. Wir müssen Geld erpressen, um unsern nothdürftigen Aufwand zu bestrei-

ten; wir müssen Truppen erpressen, um die Wachen zu bestellen, müssen die Laster strafen, die Unternehmungen der Verwegenen ersticken; wanns wo zu Wasser oder Land gilt, die Trägen antreiben, und ausser dem noch Lohnsoldaten halten, die immer dem Bürger ein Dorn in den Augen sind, weil er glaubt, daß wir sie zum Staat, oder zur Sättigung unserer Begierden halten.

Ich sag nicht, sprach Simonides, daß ein König das alles unterlassen sollte, aber es kommt alles darauf an, wie man's macht.

Zu zeigen, was gut ist, und den, der's thut loben und ehren, ist eines Königs Pflicht, die ihm überall Dank verdienen wird; den der seine Schuldigkeit nicht thut, schelten, zwingen und strafen ist freylich auch eines Königes Pflicht, die keine Freunde macht; nun denk ich, ein König sollte zu dem, wodurch er sich Feinde machen muß, immer andere bestellen, wenn Geschenke auszutheilen, wenn Gutes zu thun ist, dann soll er's allein thun. Machen wirs nicht in andern Dingen eben so? theilt nicht bey unsern Spielen blos der Vorgesetzte die Preise aus, und überläßts den Aufsehern die Kämpfer in Ordnung zu bringen, sie zu unterrichten, und die, die es nicht recht machen, zu züchtigen? Siehst du, wie man da

dem Obersten das Wohlthun, das Wehethun nur den andern überläßt? Solltest du's im Staat nicht auch so machen können? Die Unterthanen werden überall in ihre Quartiere und Classen vertheilt, und jede Bande hat ihre Vorgesetzten. Gesetzt nun, man setzte diesen Preise, wie in den offentlichen Spielen. Preise für den, der die schönste Rüstung führt, der am besten in Reih und Gliedern stühnde, dem besten Reuter, dem stärksten Kämpfer, dem gerechtesten Mann: so ist's nicht zu zweifeln, jeder würde aus Begierde den andern zu übertreffen alle seine Kräfte anstrengen; jeder würde voll Ehrbegierde sich beeifern, dem König zu folgen, wohin er führt, sie würden Geld geben über Geld, wo er's brauchte, und selbst der Landmann, den man am wenigsten mit Ehre anzuspornen pflegt, ob's gleich da am vortheilhaftesten wäre, selbst der Landmann wird eifriger sein Feld bauen, wenn in den Dörfern und Flecken Preise für den ausgesetzt würden, der sein Feld am besten bebaute. Wenn dann nun so alle mit allem Eifer sich anstrengten, so würden tausend Vortheile erwachsen, die man jetzt kaum zu träumen wagt. Die Einkünfte würden sich mehren; die Arbeitsamkeit würde von der Klugheit regiert werden, und unter dem arbeitenden Theil der Nation würden nicht so viele Böswichter aufstehn. Braucht eine Nation den Handel, so setze sie Preise

aus für den, der die meiste Handelsleute anzieht; und erfindet einer ein neues unschädliches Gewerb, so lohne sie auch den mit vorzüglicher Ehre. Mit einem Wort, wenn die Unterthanen sehen, daß das Gute geehrt und belohnet wird, so wird jeder eifriger angetrieben werden, das Gute zu suchen und zu verfolgen, und suchens einmal viele, so finden sie's gewiß, und thuns gewiß.

Fürchte nicht, Hiero, daß durch so viele Preise deine Cassen erschöpft werden. Du glaubst nicht, wie kostbar auch die kleinsten Dinge werden, wenn man sie als Preis des Sieges aufstellt. * Denke selbst, wie klein sind die Preise in den Ritterspielen, den Kämpferspielen, den Tänzen, und was arbeiten, was bemühen sich, was wenden die Leute nicht auf, sie zu erwerben?

* Wo Ehre, Preis des Sieges seyn soll, muß keine geerbt werden, muß sie ja nicht in Versetzung in eine höhere Klasse bestehen; aber der Weg zur höchsten Ehre muß allen offen stehn. Schande ist's bis zur Thüre des Pallasts erhoben zu werden; wenn die sich nur dem geehrtgebornen öffnet. Die Triebfeder ist bey uns unwirksam, sie setzt Männer, Sitten, Freyheit voraus --- doch ohne die, sind ja alle unwirksam!

Der Uebersetzer.

Wahrlich, sprach Hiero, was du da sagst, Simonides, ist vortreflich. Kannst du mir nicht noch etwas vorschlagen, daß ich um der Lohnsoldaten willen, den Meinigen nicht so verhaßt werde? Meynst du etwa, daß der, den die Seinigen lieben, keine Soldaten braucht.

Nein, gewiß nicht Hiero! antwortete Simonides: Soldaten sind unentbehrlich. Es geht vielen Menschen, wie den Pferden, die, je mehr man ihnen giebt, nur desto unbändiger werden, und die Art Leute wird durch nichts besser, als durch die Lohnsoldaten im Zaum gehalten; den ruhigen und rechtschaffenen kannst du nicht besser nutzen, als eben durch sie. — Aber, so wie du sie nun nur zu deinem eigenen Schutz erhältst, weil schon viele Herren durch ihre eigene Knechte umgebracht worden sind, so setze dann nur noch das hinzu, daß sie zugleich zum Schutz eines jeden Bürgers dienen, und jedem beystehn sollen, wenn sie ihn in Gefahr sehen. Denn, in allen Städten giebts Böswichter. Merken nun das deine Unterthanen, daß auch sie von deinen Soldaten beschützt werden, so werden sie bald den Vortheil fühlen, den sie von ihnen haben. *

* Wie Sülly rieth: Pour la garde de la maison, mais en les enchainant de peur qu'ils ne mordent le maitre.

Uebersetzer.

Ausserdem können diese auch den Landleuten und ihrem Vieh und Heerden Vertrauen und Sicherheit verschaffen, sowol deinen, als deine Unterthanen ihren, und eben so können sie in den Städten einen jeden bey seinem Gewerbe schützen, und wenn sie für ihn wachen, wo's nöthig ist, ihn in den Stand setzen, demselben allein und desto ruhiger anzuhangen.

Wer kann ferner besser als sie den verborgenen Wegen und Absichten der Feinde widerstehen, sie besser ausspähen als sie, die immer in den Waffen sind, immer auf ihrem Posten stehn? und im Krieg selbst sind die Lohnsoldaten ungleich tüchtiger zu wachen, zu schützen, und aller Gefahr sich blos zu stellen. *

Was kann endlich die Benachbarten mehr im Zaum halten, als die immer im Treffen, immer zum Dienst bereit stehende Armeen, die auf jeden Wink zur Vertheidigung fertig ist, und nie ungestraft angegriffen wird. **

* Wahr, wenn die Bürger entnervt, der König ein Eroberer ist; warum habt ihr uns aber entnervt, warum seyd ihr Eroberer?

** Was? der geübte nervige Bürger, der nicht um acht Kreutzer, der um Weib und Haus und Hof um alles streitet was ihm lieb und werth ist!

Uebersetzer.

Nun sage, o König, wenn die Bürger sehen, daß diese, dem rechtschaffenen und stillen nie etwas zu leide thun, den bösen züchtigen, dem beleidigten beystehen, für das Volk sorgen, für es Tod und Gefahren tragen, sollten sie ungern etwas zu ihrem Unterhalt beytragen? Lohnt man doch Wächter über Dinge, die lang soviel nicht werth sind.

Aber, Hiero, du mußt's auch dich ausser dem nicht verdrüssen lassen, von dem deinigen manches für das gemeine Beste aufzuopfern. Und wann du es recht überlegst, so wirst du finden, daß du das besser anwendest, was du zum gemeinen Besten auslegst, als was du für dich selbst hingibst.

Ich will mich erklären.

Glaubst du, daß es dir mehr zur Ehre gereicht, wenn du einen grossen Aufwand machest, deine Palläste herrlich auszuschmücken, als wenn deine Städte mit sicheren Mauren, mit Tempeln, mit Säulen, mit Spatziergängen, mit guten Häfen versehen sind; wenn du in deiner kostbaren Rüstung glänzest; als wenn dein ganzes Volk mit guten Waffen versorgt ist?

Was wird dich mehr bereichern, wenn dein Feld allein wohl gebaut ist, oder wenn alles überall wohl gebaut wird?

Was

Was wird dir mehr Ruhm bringen, wenn du, worauf man nun so viel hält, die schönsten Wagen und Pferde; die meisten unter allen Griechen hältst, und die gröste Anzahl zu den öffentlichen Spielen schickst, oder wenn deine Unterthanen viele halten? was hältst du endlich für das schönste, andere an Pferden und Wagen oder am Wohlstand deiner Unterthanen übertreffen. Mich dünkt überhaupt, ein König sollte sich mit Privatleuten gar in keinen Wettstreit einlassen. Wenn er auch den Preis erhält, so wird er sich ehe Neid, als Bewunderung zuziehen, weil jeder sagen wird, er kaufte es mit dem Schweis seiner Unterthanen. Erhält der König aber gar den Preis nicht einmal, so wird er doppelt ausgelacht. Könige sollten nur mit Königen wetteifern, und, o Hiero! wenn du die durch die grössere Glückseligkeit deiner Unterthanen übertrifst, so wirst du die herrlichsten Kämpfe gekämpft haben, die Menschen kämpfen mögen. Dann wirst du erhalten, was du so sehnlich wünschest, die Liebe deines Volks; und nicht nur ein einziger Herold, die ganze Welt wird dein Lob preisen und verkündigen. Auf dich werden denn nicht einzelne Bürger — ganze Städte und Nationen werden auf dich sehn, dich lieben, nicht in Häusern und einzelen Familien, alle, öffentlich und überall. Dann wirst du nicht mehr zu fürchten haben, dein Land zu verlassen,

um wo ein sehenswürdiges Schauspiel zu besuchen, du wirst es nicht zu verlassen brauchen, du wirst immer die prächtigsten Schauspiele um dich her haben; denn wer etwas gutes, etwas schönes, etwas künstliches hat, wird dir's bringen, um sich bey dir nützlich zu machen. Wer um dich ist, wird für dich kämpfen, wer entfernt ist von dir, wird dich zu sehen wünschen. Du wirst nicht die Zuneigung, du wirst die wärmste Liebe aller Menschen haben. Die liebenswürdigsten Mädchen werden sich um deine Gunst bewerben, ohne Zwang, du wirst keine Furcht mehr haben, aber für dein Leben wird jeder zittern.

Aus Vertrauen auf dich wird jeder gerne dir gehorchen, und freywillig wird jeder auf dein Bestes sinnen. Kommst du in Gefahr, so wirst du nicht nur Helfer, du wirst überall Vertheidiger um dich haben, die für dich ihr Leib und Leben darbieten; wenn sie dich mit Geschenken überhäuffen, so wirst du keinen Mangel mehr an Freunden haben, mit denen du sie gerne theilst; Alle werden Theil an deinem Glück und Vergnügen nehmen; alle werden für alles, was dein ist, eifriger arbeiten und kämpfen als für das, was ihr ist. Die Reichthümer deiner Unterthanen werden deine Schatzkammer seyn; o Hiero! mache deine Freunde reich, so bist du's. Mache dein

Volk stark, so wirst du's seyn. Es ist dein treuester Bundsgenosse. Sieh dein Reich an, wie dein Haus, deine Unterthanen, wie deine Freunde, deine Freunde, wie deine Kinder, deine Kinder wie deine Seele, und die alle besiege durch Wohlthun!

Bist du so weit, daß du dir deine Freunde durch Wohlthun eigen gemacht hast; wer kann dir dann schaden, und hast du das alles gethan, o dann wisse, daß du das herrlichste Loos der Menschheit hast: Glück ohne Neid!

Plato. Alcibiades.

Zweyte Unterredung über das Gebet.

Sokrates und Alcibiades.

Sokrates. Gehst du zu beten, Alcibiades? Alcibiades. Ja, Sokrates, eben. S. Mich dünkt, du siehst so sauer aus, und hängst den Kopf, wie einer, der auf etwas sehr scharf denkt. A. Was sollt einer das groß denken. S. Wo kann man mehr denken? hast du nicht gesehen, daß die Götter, wann wir sie für uns, oder für das gemeine Beste bitten, manchmal geben, was wir bitten, manchmal nicht, einige erhören, andere nicht. A. Ja wol hab ichs. S. Glaubst du also nicht, daß man deswegen mit vieler Klugheit beten müsse, damit wir nicht aus Unverstand etwas übels bitten, weil wirs für gut ansehen, und uns also, wann die Götter uns erhören, ein grosses Uebel zuziehen. Du hast gehört, wie's dem Oedipp soll gegangen seyn: Er bat, daß seine Söhne um den Thron mit dem Schwerdt streiten möchten; und lud also auf, das Elend, in dem er lag, und um dessen Abwendung er hätte

beten sollen, noch ein neues für die Seinen; die Götter erhörten ihn, und du weißt, wie schröcklich die Folgen waren! Ich brauch dir's nicht zu sagen. Alcib. Ha! Oedipp rasete damals; welcher vernünftiger Mensch wird so was beten? Sokr. Rasen scheint dir also der Gegensatz von Vernunft. A. Ja! S. Du glaubst doch also, daß es närrische Menschen gibt und vernünftige? A. Gewiß! S. Laß uns nur einmal untersuchen, was dann das für Leute sind; denn das hast du mir zugestanden, daß es närrische gibt, und vernünftige und rasende. A. Ich läugne es auch noch nicht. S. Es gibt auch gesunde. A. Ja! S. Auch kranke? A. Auch. S. Aber nicht beydes zugleich. A. Nein! S. Gibts welche, die keines von beyden sind? A. Nein! S. Gewiß nicht, denn eines von beyden muß einer seyn, gesund oder krank. A. Unstreitig. S. Ists eben so mit dem Verstand und dem Unverstand? A. Wie verstehst du das? S. Ich sage, gibts welche, die zugleich vernünftig und unvernünftig sind; oder gibts welche, die keines von beyden sind? A. Das nicht. S. Nein! jeder muß Verstand haben, oder keinen. A. So meyn ich. S. Erinnerst du dich, daß du mir zugegeben hast, daß Vernunft und Unvernunft gerad entgegengesetzte Dinge sind. A. Ja! S. Auch daß nichts zwischen Vernunft und Unvernunft in der Mitte steht,

sondern daß eins das andere aufhebt. Alc. Auch das hab ich dir zugestanden. Sokr. Wie sollten auch zwey einander gerad entgegengesetzte Dinge beysammen stehen? A. Unmöglich! S. Unvernunft und Naserey werden folglich wol einerley seyn. A. Ja, so scheint's. S. Ich werde also nicht unrecht haben, wenn ich sage, daß alle unvernünftige rasend sind. A. Ich dächte. S. Wie denn nun, wenn einige deiner Freunde närrisch sind -- und sie sinds wol, wie die alten manchmal auch --- nicht wahr? es sind denn in der Stadt wenig gescheide und viele Narren, die du mit den rasenden für einerley hältst? A. Freylich. S. Glaubst du aber wol, daß wir mit solchen Leuten leben könnten, und würden wir nicht schon lang von ihnen zu todt geschlagen und geworfen worden seyn, und alles von ihnen gelitten haben, was man sonst von den rasenden zu leiden hat? -- Aber du siehst doch, daß das eben nicht geschieht. -- A. Wie geht dann das zu? Ich sehe freylich; daß es doch so nicht seyn muß. S. Es dünkt mich auch, wir müssens einmal von einer andern Seite überlegen. A. Und wie? S. Ich will dir's sagen; wir wollen einmal annehmen, es wären einige krank, nicht wahr? A. Gut. S. Sag mir ists deswegen gerade nöthig, daß alle das Fieber haben, oder das Podagra, oder das Augenwehe: Oder glaubst du nicht, daß einer

doch krank seyn könne, ohne gerade an den Füssen, oder an den Augen, oder am Fieber krank zu seyn? Du weißt, es giebt ausser diesen Krankheiten noch viele. Alcib. Es ist wahr. Sokr. Alles Augenweh ist also eine Krankheit. A. Ja! S. Aber nicht alle Krankheit Augenweh. A. Nein! Aber ich sehe nicht, was du damit willst. S. Gib nur acht, wenn wirs zusammen überlegen, werden wir's bald finden. A. Ich geb acht, was ich kann. S. Gut, wir sind also darüber einig, daß alles Augenweh eine Krankheit ist, und daß nicht alle Krankheit Augenweh seyn muß. A. Ja, das ist richtig. S. Wir können auch nicht anders; denn klar ist, daß wer das Fieber hat, krank ist, aber nicht, daß jeder Kranke das Fieber hat. So gehts mit dem Podagra, so mit dem Augenweh. Auch heilen sie die Aerzte nicht auf einerley Art, sondern jede nach ihrer besondern Beschaffenheit; Krankheiten sind's aber immer. Eben so giebt es allerley Künstler. Nicht wahr? A. Freylich! S. Z. E. Riemer, Bildhauer, Zimmerleute und dergleichen. Jeder hat seine besondere Kunst, und doch sind alle Künstler. Nicht alle Künstler aber sind Riemer, Zimmerleute, Bildhauer. A. Nein! S. Eben so gehts mit der Narrheit. Auch von ihr hat jeder Narr sein besonderes Theil. Einige haben viel, die nennen wir rasende; einige haben weniger, die nennen

wir Dummköpfe, angeschossene, oder wenn man höflicher sagen will, jene starke Geister, diese gutherzige, andre nennen sie unschuldige, unerfahrne, einfältige und dergleichen. Alle die gehören unter die Klasse der Unvernünftigen: aber unter sich sind sie doch verschieden, wie Kunst von Kunst, und Krankheit von Krankheit. Ists nicht so? A. Ja, so ists! S. Laß uns nun wieder zurückgehen. Wir wollen untersuchen, was für Menschen vernünftig, und welche unvernünftig wären: denn daß es Menschen von beyden Arten giebt, gestehst du zu? A. Ja! S. Nennst du nicht die vernünftig, die wissen, was sie zu thun und zu sagen haben. A. Ja! S. Und also die Unvernünftigen? Nicht wahr die, die das nicht wissen? A. Ja! S. Ists nun nicht so? wer nicht weißt, was er thun oder reden soll, spricht viel und thut viel, das er nicht sollte, und weiß nicht, daß ers nicht sollte. A. So scheints. S. Und vor so einen, mein lieber, halte ich den Oedipp. Nun gibt es aber noch viele, die nicht in der Wuth wie der, sondern ganz mit kaltem Blut um etwas übels bitten, und in der festen Meynung stehen, es wäre ihnen gut; Oedipp dachte bey seinem Fluch so wenig an das Unglück seiner Kinder, als er's wünschte; andere aber erbitten sich ihr Unglück wie er, und denken und wünschen, was sie bitten. Gesetzt einmal, Alcibiades! der Gott,

den du anrufen wolltest, wäre, ehe du gebetet hättest, sichtbar dir erschienen, und hätte dir die Oberherrschaft von Athen, und wenn dir das zu wenig gewesen, von ganz Griechenland, von ganz Europa angeboten, und so angeboten, daß auf deinen Wink alle Einwohner von ganz Europa erfahren hätten, daß Alcibiades des Clinias Sohn ihr Herr wäre; nicht wahr, du würdest voll Freude aus dem Tempel gegangen seyn, und geglaubt haben, daß du nun die gröste Glückseligkeit empfangen hättest, die ein Mensch nur immer haben kann? A. Ich? das ist keine Frage, und jeder anderer würde es auch. S. Aber wenn du dein Leben darüber verlieren müßtest, würdest du noch die Herrschaft über Athen verlangen? A. Das nicht; denn was nutzte mirs dann? S. Oder wenn du dabey Schaden littest? A. Auch denn möcht ich sie nicht. S. Also siehst du, daß man nicht jedes Geschenk sogleich annehmen, nicht sogleich was einem gut dünkt, von den Göttern bitten muß. Oft kanns unsre Glückseligkeit, oft unser Leben kosten. Wie viele haben nach der Krone gestrebt, und sie erlangt, und Wunder geglaubt, was sie für ein herrliches Glück erworben hätten, und haben sich nichts erworben, als einen schmähligen Tod. Du hast gehört, was erst vor kurzem geschehen ist. Wie gieng's dem Archelaus von Macedonien: Er war so verliebt in seine

Krone, ein andrer war's auch, wollte auch so glücklich seyn, und schlug ihn todt, aber kaum hatte er sie 3 Tage lang, so wurde er auch wieder umgebracht. Auch unter uns findest du ähnliche Beyspiele, die wir alle mit Augen gesehen haben. Wie viele unsrer Mitbürger haben die Feldherren-Stelle gesucht und erhalten. Wo sind sie nun? Einige laufen noch in der Irre herum, und dörfen sich in ihrem Vaterlande nicht mehr sehen lassen; andre haben gar ihr Leben eingebüßt. Die glücklichsten hatten nach allen ihren Arbeiten und Gefahren in ihrem Vaterlande selbst mit ihren Feinden und Verfolgern mehr zu kämpfen, als in dem Krieg, und verwünschten den Tag, an dem sie gewählt worden. Und wenn noch alle die Gefahren und Arbeiten einigen Nutzen brächten, so wollt' ich nichts sagen, aber nenn mir einen. Eben so ist's mit denen, die sich Kinder wünschen; wie tief würden nicht viele durch sie gebeugt, wenn sie der Gott erhörte? denn einem macht die ungezogene, lasterhafte Brut lebenslang Herzenleid, der andere verliert die besten Kinder wieder, und leidet doppelt durch sie; glücklicher beyde, wenn sie nie erhört worden wären. So ist's mit unsern Gebeten, Alcibiades! und doch ist's zu wahr, daß fast keiner ist, der nicht zugreift, wo ihm sein Wunsch erfüllt wird, oder, der nicht alles bitten sollte, was er wünscht, wenn er durch

Gebete es erlangen könnte. Ueberall hören wir um Gewalt, um Ehrenstellen, um tausend Dinge bitten, die offenbar mehr schaden als nutzen, und sind sie da, denn bitten wir wieder eben so brünstig, ihrer los zu werden. Wahrlich die Götter sind's nicht, die uns so viel Elend zuschicken, unsre Gebete rufen mehr auf uns, als unser Schicksal wollte. So oft ich darüber nachdenke, Alcibiades, so fällt mir der Dichter ein, der sagt:

Gieb Gutes, Zevs, gebeten, ungebeten:
Das Uebel gieb uns nicht, auch wenn wir's bitten.

Das dünkt mich ein Gebet, das der Dichter seinen unweisen Freunden vorschrieb, da er sie um böses bitten sah, das sie für gut hielten, und gewiß, es ist ein weises Wort. Was denkst du davon, Alcibiades? sag! --- A. Freund, was du sagst, ist so gut, daß es schwer ist, etwas einzuwenden. Aber das, dünkt mich doch, ist übel, daß die Menschen so wenig wissen, und sich aus Unwissenheit so viel schaden, würden wir oft thun, was wir thun, und was noch schlimmer ist, bitten, was wir bitten, wenn wir wüßten, was uns nun verborgen ist. Wir sehen das Uebel nicht, und glauben, wir sähen, was uns gut ist: wer würde sonst etwas übels bitten, sein Gebet wäre Fluch! S. Es ist wahr, mein Lieber! aber laß uns nicht zu allgemein über unsre Unwissenheit

klagen, damit nicht ein klügerer Mann, als wir, uns strafe; laß uns erst untersuchen, in was und wem die Unwissenheit so schädlich ist, denn es kann seyn, daß es Dinge gibt, und Leute gibt, wo die Unwissenheit mehr nützlich ist als schädlich. A. Was sagst du? was kann in der Welt seyn, wo es einem, er mag seyn wer er will, nützlicher seyn sollte, nichts zu wissen, als alles. S. Mich dünkt, es gäb doch solche Fälle. A. Nimmermehr. S. Nicht wahr, Alcibiades, du hättest deiner Mutter nie gethan, was Orestes und Alcmaeon, und dergleichen ihren Eltern gethan haben sollen? A. Behüte Gott! was sagst du? S. Ich sage ja nicht, daß du's würdest gethan haben: aber wenn dir denn die That so schrecklich scheint, daß du mich darüber berufst, daß ich's nur sage; so wirst du gewiß mir auch zugeben, daß Orest sie nie gethan hätte, wenn er bey Verstand gewesen wäre, und gewußt hätte, was er thun sollte. A. Ja, das glaub ich! S. Weder er glaub ich, noch sonst jemand. A. Gewiß nicht. S. Die Unwissenheit des Guten ist also ein Uebel. A. Ja! S. Dem Orestes so gut als andern, nicht wahr? A. Ohne Zweifel. S. Nun hör einmal. Gesetzt, es käm dir nun vor, es wäre besser, daß du deinen Pfleger und deinen Freund Perikles umbrächtest, und du liefst mit dem blosen Degen an sein Zimmer, und fragtest nach ihm, und man sagte

dir, er wäre drinne — Ich sag nicht, daß du das thun wirst; aber wenn einer nicht weiß, was gut ist, so kanns ja geschehen, daß er das böse für gut ansieht, nicht wahr? A. Freylich! S. Also gesetzt, du liefest nun in das Zimmer, blos um ihn allein umzubringen; du fändest ihn auch, erkenntest ihn aber nicht, würdest du ihn noch umbringen? A. Wenn ich ihn nicht erkannte, so würde ich nicht. S. Denn du wolltest ja nur ihn umbringen, und sonst keinen. A. So ist's. S. Und also, wenn du ihn nun nie erkenntest, so oft du an ihn wolltest, würdest du ihm nie etwas zu leid thun? A. Nie! S. Eben so würde auch Orest nie seine Mutter umgebracht haben, wenn er sie nicht erkannt hätte. A. Das ist wahr. S. Denn auch er wollte eben nicht jedes Weib, jede Mutter umbringen, sondern allein die seine. A. So ists. S. Solchen Leuten, mein Lieber, und unter solchen Umständen ist also die Unwissenheit ein wahres Glück. A. So scheints. S. Also siehst du, daß es Leute gibt, und Dinge und Umstände, wo es besser ist, nichts zu wissen, als alles. A. Du hast recht. S. Nun will ich dir noch etwas sagen, das dir vielleicht unvernünftig scheinen wird. A. Was? S. Das ist's: es kommt mir fast vor, daß alles andre wissen, wenn man nicht weiß, was das beste ist, mehr Schaden bringt, als Nutzen; denn nicht wahr, so oft wir etwas reden,

oder thun wollen, müssen wir vorher wissen, oder wenigstens uns einbilden, zu wissen, was das beste ist, das wir zu thun oder zu sagen haben. A. So dünkt mir auch. S. Gib einmal acht auf unsre Redner. Nicht wahr, so bald sie etwas zu rathen wissen, oder glauben, sie wüßten etwas, so stehn sie auf und rathen, von Krieg und Frieden, über die Vestungen, die Häfen, kurz über alles, was die innere und aussere Regierung betrift, und nichts geschieht, ohne sie. A. So ists! S. Nun höre weiter: nicht wahr, einige von ihnen haben Verstand, andre nicht. A. Ja! S. Und zwar die meisten keinen, nur wenige haben. A. Freylich! S. Es muß was seyn, wornach du das beurtheilen kannst. A. Gewiß! S. Nennst du den vernünftig, der so etwas räth, und nicht sagt, was das beste ist, und warum. A. Nein! S. Oder den, der den Krieg versteht, aber nicht weiß, wann und wo es am besten ist zu schlagen? A. Eben so wenig. S. Oder, wenn einer zwar wußte, daß man einen todt schlagen, oder berauben, oder aus der Stadt verbannen sollte, aber nicht, wen am besten. A. Auch den nicht. S. Also den, der das alles, zugleich aber auch das weiß, was bey allem dem, das beste, oder, denn es ist gleich viel, das nützlichste ist? A. Ja, der allein ist für vernünftig zu halten. S. Das wär also der, der sich und seinem Vaterlande rathen kann; wer das nicht

kann, wär unvernünftig. A. Ja, so meyn ich. S. Nun weiter: gesetzt, es verstünde einer die Reitkunst, oder die Fechtkunst, oder das Ringen, oder sonst eine Kunst dieser Art, wie nennst du den, der weis, was in jeder dieser Künste das beste ist: z. E. in der Reitkunst, nicht wahr einen Bereuter? A. Gut! S. In der Fechtkunst einen Fechtmeister, auf der Flöte einen Flötenisten, und so fort. A. Recht! S. Meynst du nun, daß jeder Meister in diesen Künsten auch zugleich ein vernünftiger Mann im übrigen Leben seyn müßte? A. Nein wahrlich nie. S. Was meynst du nun, wenn in einer Stadt alles voll wär von geschickten Reutern, Fechtern, Ringern, Flötenspielern, es wären auch geschickte Soldaten da, die den Krieg und das Morden verstünden, ja sie hätte sogar einen Vorrath von Professoren der Politik, hätte aber keinen, der wüßte, was das beste wäre, worauf sie arbeiten, und wie und wo und wenn sie alles brauchen sollten. — A. Das wär ein elender Staat! S. Ja wol ein elender Staat würdest du sagen, wenn du sähest, wie jeder in seinem Eigensinn täglich das Wohl des Staats mit Füssen tretten, und stolz auf seine Kunst, alles nur nach ihr modeln, alles nur auf das ziehen wollte, worinn er Meister ist; gesetzt, es wäre auch in so fern noch so vortreflich, würde nicht ein solcher Staat in einer ewigen Unordnung und einem unaufhörlichen Gewirre zu

Grunde gehen müssen? A. Ja wol! S. Nun erinnere dich, wie wir gesagt haben, daß ehe einer etwas sagt, oder thut, er vorher wissen, oder wenigstens sich einbilden müsse, er wisse, was er am geschicktesten zu thun und zu sagen hat. A. So scheints. S. Wenn nun das, was der nach seiner Einsicht, oder nach seiner Meynung thut, gut ist, haben denn nicht wir und er Vortheil davon? A. Unstreitig. S. Ist's aber nicht gut? A. So ist's beyden schädlich. S. Also sind wir so weit einig. A. Vollkommen. S. Du hast mir eingestanden, daß der gröste Theil der Menschen unverständig ist, und daß nur wenige sind, die würklich Verstand haben. A. Ja! S. Auch das hast du zugegeben, daß die meisten das wahre gute, in dem das sie wissen, oder zu wissen glauben, vermuthlich deswegen übersehen, weil sie sich jedem Einfall, jeder Meynung, ohne alle Prüfung überlassen. A. Das geb ich auch noch zu. S. Folgt nicht also nothwendig, daß es diesen besser wäre nichts zu wissen? denn so bald sie was auf die Art wissen, oder zu wissen glauben, so handeln sie dennoch, und schaden sich dadurch gewiß zehnmal mehr, als sie sich nutzen. A. Offenbar wahr! S. Also sieh du, daß ich Recht hatte zu sagen, daß das Wissen, wenn man nicht zugleich von jeder Sache auch das beste weiß, immer mehr schadet als nutzt, und daß es in solchen Fällen

immer besser ist, gar nichts zu wissen. Hab ich recht? A. Vollkommen, ich hab's vorhin nicht so eingesehen. S. Also, mein Lieber! muß jeder Staat, und jeder einzeler Mensch, wenn er sich glücklich erhalten will, sich allein an diese Wissenschaft des besten halten, wie der Kranke an den Arzt, wie der Seefahrer an den Steuermann. Sie allein kann den Menschen richtig führen, und ohne sie ist Reichthum, ist Stärke, ist jeder andrer Vorzug nur desto schädlicher. Alle die Tausendkünstler, alle die Vielwisser arbeiten ohne sie umsonst, werden ohne sie, wie ein Schiff ohne Steuermann, in unaufhörlichen Stürmen herumgetrieben, nicht lang und gewiß nicht wohl fahren. Mich dünkt, hieher schickt sich wohl, was der Poet von einem sagt: Es wüßte viel, aber alles übel. A. Wie paßt das hieher, Sokrates? S. Siehst du nicht, er spricht hier, wie die Poeten alle, verdeckt, denn die Sprache der Dichtkunst ist ihrer Natur nach räzelhaft, und nicht für jeden Kopf; trift sich's denn noch dazu, daß der Dichter ein wenig eifersüchtig auf seine Weisheit ist, und sie gern einwenig versteckt, so spricht er so dunkel, daß es schwer ist zu erkennen, was er eigentlich sagen wollte. Du kannst dir leicht vorstellen, daß Homer, der weise, göttliche Mann wol wußte, daß es nicht möglich ist, etwas übel zu wissen; denn er war's, der das vom Margites sagte, er wüßte

viel, aber er wüßte alles übel. Ich glaub also, er wollte statt übel, Unglück verstanden haben, und statt des zweyten, er wüßte, wissen überhaupt. In prosa würde er also gesagt haben: er wüßte viel, aber das Wissen war sein Unglück. Also scheint's, weil das Wissen sein Unglück war, es muß das ein schlimmer Mann gewesen seyn. Hab ich recht? A. Ich mußte den Verstand verloren haben, wenn ich das widersprechen wollte. S. Wohl, mein lieber Alcibiades; aber sieh einmal, wie unsicher du in deinen Gedanken bist, in nichts bist du vest, was du den Augenblick behauptet hast, verwirfst du wieder in dem andern. Wenn denn nun der Gott, zu dem du beten wolltest, jezt da stühnde, und dir, ehe du noch dein Gebet gesagt hättest, entweder eins von denen Dingen, wovon wir vorhin sprachen, die Herrschaft über Athen, oder wol gar über Europa geben wollte, oder dir wenigstens frey stellte, dir sonst etwas auszubitten, was würdest du von seinen Gaben annehmen, oder was würdest du bitten? A. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll: Ich sehe nun wol, daß es eine Thorheit ist, und daß man viele Vorsicht braucht, zu bedenken, was man beten soll, damit man nicht aus Unwissenheit etwas Uebels bittet, wenn man etwas Gutes zu bitten glaubt, und denn wieder durch neue Gebete die alten widerrufen muß. S.

Scheint dir also der Dichter nicht klüger zu seyn, als wir, wenn er, wie ich vorhin sagte, die Götter bate, das Uebel auch, wenn wir's bitten, abzuwenden. A. Wahrhaftig, er hatte sehr recht. S. Auch haben die Lacedämonier nach ihm, oder vielleicht von selbst die Gewohnheit, sowol in ihren offentlichen, als in ihren Privatgebeten, mehr nicht von den Göttern zu bitten, als, gieb Tugend, dann Glück. Und so kurz ihr Gebet ist, so sind sie doch bis nun so glücklich, als ein Volk der Erde; und sind sie auch dann und wann unglücklich gewesen, so war ihr Gebet nicht Schuld daran, denn den Göttern kommt es allerdings immer zu, zu erhören, was man bittet, oder zu versagen. Ich erinnere mich dabey noch einer besondern Begebenheit, die ich von unsern Vättern gehört habe, und die sich hieher wohl schicken mag. Die Lacedämonier und wir hatten einmal einen Krieg, in dem wir immer zu Land und zu Wasser zu kurz kamen, und nie einen Vortheil erhalten konnten. Die Athenienser, die sich nicht mehr anders zu helfen wußten, faßten in dieser Noth den Entschluß, das Orakel des Jupiter Hammons zu fragen, was sie thun sollten. Wie kommt's, fragten sie den Gott, daß die Lacedämonier immer über uns den Sieg von den Göttern erhalten, da doch wir unter allen Griechen die meiste und herrlichste Opfer geben, die Tempel mit Geschenken und

Gaben mehr füllen, als ein Volk der Erde: Unsre jährliche Wallfahrten und Umgänge sind immer die prächtigsten, und der Aufwand auf unsern Gottesdienst ist unter allen griechischen Städten gewiß der gröste. Die Lacedämonier hingegen sorgen dafür gar nicht, sie sind so geitzig gegen die Götter, daß sie oft gar lahme und verstümmelte Opferthiere schlachten, und überhaupt gar nichts auf Euch wenden, ob sie's gleich so gut könnten, als wir. Der Gott, setzten sie hinzu, möge ihnen also doch sagen, wie sie es denn anfangen müßten, um das Unheil abzuwenden. Hierauf solle die Prophetin ihnen geantwortet haben: da wäre kein Mittel vor; aber hätte sie den Gesandten noch gesagt, Ammon spricht: ein Seufzer der Spartaner ist mir lieber, als alle Opfer Griechenlands. Ich glaube nun in der That, Alcibiades, daß der Gott unter dem Seufzer der Spartaner ihr Gebet verstanden hat, denn das ist himmelweit von dem Gebet der andern Griechen unterschieden; denn, wenn die den Göttern ihre Opfer mit den vergoldeten Hörnern und ihre Geschenke darbringen, so bitten sie, was ihnen einkommt, bald gutes, bald böses; wie sollten die Götter, wenn sie diese Lästerungen hören, noch ihre Umgänge und ihre Opfer annehmen können? So nöthig ist es, wol zu überlegen, was man bitten soll, oder nicht. Ein ähnliches

Beyspiel wirst du im Homer finden. Er erzählt, wie die Trojaner bey ihrem Bau den Unsterblichen volle Hekatomben gebracht, und wie der Wind den Rauch bis in den Himmel getragen,

Doch nicht nahmen sie's auf die seligen Götter, sie wolltens
Nicht von ihnen, sie haßten gewaltig das heilige Troja,
Haßten den Priamus, und das Volk des Priamus.

Es nutzte ihnen also nichts, die Götter, denen sie verhaßt waren, mit Opfern und Geschenken vergebens zu verehren, denn wahrlich, es ist nicht mit den Göttern, wie mit dem Geitzhals, von dem man durch Geschenke erhalten kann, was man will, wenigstens wär es gewiß lächerlich zu sagen, daß es den Lacedämoniern damit geglückt hätte. Und schlimm wär es in der That, wenn die Götter uns um unsrer Opfer und unsrer Geschenke, und nicht mehr um der Reinheit und Heiligkeit unsrer Seelen willen geneigt wären? Mich dünkt, es kommt bey ihnen weit mehr auf diese an, denn die lasterhafteste Nation und der ungerechteste Mensch kann jene so gut alle Jahre bringen, wie der beste. Aber sie sind nicht zu bestechen, und verachten die Gaben, wie die Prophetin des Hammon sagte. Es ist also zu vermuthen, daß bey den Göttern, wie bey den guten und verständigen Menschen, nur Gerechtigkeit ge-

ehrt wird, und Weisheit, weis und gerecht sind aber nur die, die wissen, was sie gegen die Götter und gegen die Menschen zu thun haben. — Und nun, Alcibiades, sag, was du darüber denkst. A. Wahrlich, Sokrates! ich denke darüber, wie du und der Gott; wie sollt ich dem widersprechen? S. Erinnerst du dich, wie schwer es dir schien zu vermeiden, daß du nicht in deinen Gebeten dir Böses unter dem Schein des Guten wünschtest. A. Ja wol! S. Du siehst also, daß du eben nicht so zuversichtlich beten kannst, damit nicht etwa die Götter, wenn sie deine Lästerungen hören, dein Opfer verwerfen, oder vielleicht gar dir ganz etwas anders gewähren, als du denkst, für dich wirds also wol am besten seyn, gar nicht zu beten, denn das Gebet der Lacedämonier wird sich für deinen starken Geist — das war ja der edelste Namen der Unvernunft? — nicht wol schiken. Ich rathe dir wenigstens, so lang noch mit deinem Gebet einzuhalten, bis dich jemand lehrt, wie du dich gegen die Götter und Menschen zu verhalten hast. A. Wie lang wird das brauchen, Sokrates? wer kann michs lehren? Zeig mir den Menschen, ich verlang ihn zu kennen. S. Dein Pfleger ists. Aber mich dünkt, wie die Minerva im Homer dem Diomedes den Nebel von den Augen wegnahm, daß er die Götter vor den Menschen erkenne, so muß dein Freund auch erst

von deiner Seele den Nebel nehmen, der nun darüber henkt, und dann dir zeigen, was wahrhaftig recht und gut ist, denn jetzt siehst du das noch nicht. A. Er nehm ihn den Nebel, oder was es ist. Ich will alles thun, was er verlangt, wenn ich besser dadurch werde. S. O Alcibiades! Er sorgt genug für dich. A. Ich will also mein Opfer so lang verschieben. S. Besser als dich nun in die Gefahr stürzen, die dir bevor steht. A. Aber, Sokrates — dir laß mich denn die Krone aufsetzen für deinen Rath! Euch, ihr Götter! will ich Kronen und Opfer bringen, wenn die Zeit kommt, da ich's verdiene, euch zu nahen, und sie wird kommen, wenn ihr wollt. S. Ich nehm sie an, gern wie alles, was du mir gibst. Aber ich möcht ausrufen, wie Creon im Euripides, da er die Krone auf dem Tiresias sahe, die sie ihm aus den ersten Beuten aufgesetzt hatten. Glückliche Vorbedeutung! rief er; eine Siegeskrone! ach! groß, du weissest die Gefahr, in der wir schweben. — So, Alcibiades! nehm ich die Krone auch als eine glückliche Vorbedeutung auf, denn auch wir schweben in Gefahr, Alcibiades, und ich möchte alle deine Freunde überwinden.

Herrn Regierungsrath Müllers
Anmerkungen
über
Herrn Hofrath Schlossers
Widerlegung des Systems von der Policeyfreyheit.

Ich habe mir nicht vorgesetzt die Lehre von der Freyheit der Gewerbe, oder von der Policeyfreyheit, wie Herr Schlosser sich ausdrückt, in diesen Anmerkungen abzuhandeln. Meine Absicht ist nur die Einwendungen zu erwegen, welche dieser vortrefliche Mann dagegen macht.

Die Vertheidiger dieser Lehre schliessen folgendermassen: „Alle Menschen haben das Recht, „sich durch Arbeit ihren Unterhalt zu schaffen; „die Zünfte schränken dieses Recht ein; also sind „sie ungerecht." Ist dieser Schluß richtig?

Da er den Satz voraus zu setzen scheinet; alles dasjenige sey ungerecht, was die natürlichen Rechte des Menschen einschränket: so setzet Herr Schlosser demselben einen andern entgegen, und

behauptet er: „der Mensch könne, so bald er sich
„in die bürgerliche Gesellschaft begeben habe,
„keine Ansprache mehr auf seine natürlichen Rech-
„te machen; alles was er alsdenn fordern könne,
„sey, daß seine Kräfte nicht mehr eingeschränket
„werden, als es die Verbindung der Gesellschaft,
„ihr Zweck, ihr wahres Wohl erheischen."

Es entstehet hier also eine vorläufige und sehr wichtige Frage: Ist alles ungerecht, was die Ausübung der natürlichen Rechte des Menschen einschränket, oder werden in der bürgerlichen Gesellschaft die natürlichen Rechte des Menschen den Rechten der Gesellschaft so untergeordnet, daß der Gesetzgeber darüber so verfügen kann, wie er es für den allgemeinen Vortheil am vorträglichsten erachtet? Daß der Mensch durch seinen Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft ein einziges der Rechte verloren habe, welche ihm von Natur zukommen, oder daß er darinn eines in einem geringern Masse geniessen soll, als es die Natur ihm ertheilet: daß darinn die Sicherheit und der Genuß seiner Person, seiner Freyheit, seines rechtmäßig erworbenen Eigenthumes geringer seyn sollen, als sie ausser derselben seyn würden; das glaube ich nicht. Die Gesellschaft ist von Gott gestiftet worden, um dem Menschen jedes Gut in einem reichern Maasse zu gewähren, und ihm den Genuß

davon vollkommen zu versichern; indessen würde es ungereimt seyn zu behaupten, daß alles ungerecht sey, was den Menschen in der Ausübung seiner natürlichen Rechte einschränket. Es gibt natürliche Rechte, deren Ausübung der Mensch als Bürger nothwendig der Gesellschaft überlassen muß; weil sie die Pflichten übernimmt, auf welche diese Rechte sich gründen; denn es gibt kein Recht der Menschen, das nicht eine Folge einer Pflicht wäre; weil sie dem Bürger die Vortheile, die er durch die Ausübung seiner Rechte sich versichern könnte, in einem vollen Maasse gewähret; und weil, sobald jeder dieselbe für sich ausüben wollte, die Ruhe und die Sicherheit aller und jeder augenblicklich in Gefahr stehen, und der Zweck der bürgerlichen Vereinigung vereitelt werden würde. Der Bürger muß also nothwendig dem eigenmächtigen Gebrauche dieser Rechte entsagen, und dieselben der Gesellschaft übergeben, welche dagegen die Obliegenheit übernimmt, sie für ihn, und für alle so zu verwalten, daß dadurch jedem ein grösserer Vortheil zuwächset, als sie sich selbst würden verschaffen können, wenn sie sich desselben nicht begeben hätten. Ein solches Recht ist die Selbstvertheidigung. Indessen bleibt dem Bürger das Recht zu der vollkommenen Sicherheit seiner Person und seiner Güter unverletzt und uneingeschränkt. Es geht nicht das geringste davon ab,

und es wächst einem andern nichts davon zu. Er bleibt in ausserordentlichen Fällen, wo die Gesellschaft ihm gegen einem ungerechten Angreifer die Sicherheit und die Hülfe nicht gewähren kann, die sie ihm schuldig ist, befügt, sich dieselbe selbst zu verschaffen. Ueberhaupt aber kömmt der Gesellschaft die Obligenheit, und folglich das Recht dem Bürger, in Ausübung seiner Thätigkeit Einhalt zu thun, nur alsdenn zu, wenn er etwas vornimmt, wordurch die Rechte und die Sicherheit andrer Menschen verletzet oder in Gefahr gesetzt werden.

Sollte aber dieses jemals in Rücksicht auf die Ausübung des Rechtes zu arbeiten nöthig seyn? da es nicht möglich ist, daß er dadurch die natürlichen Rechte anderer jemals verletze; da im Gegentheile der Wohlstand jedes andern Menschen desto mehr erhöhet und die Masse der gesellschaftlichen Güter und Freuden desto mehr vergrössert wird, je mehr ein jeder dieses Recht ausübet, ie mehr ein jeder arbeitet. Die ausgedähnteste Ausübung dieses Rechtes in Hervorbringung nützlicher Produkte, und in Verfertigung solcher Werke, kann der Gesellschaft niemals nachtheilig werden. Die Natur hat schon dafür gesorgt, daß wenn der Ueberfluß in einer Art von Arbeit, oder der Mangel an derselben, der Gesellschaft beschwär-

lich werden könnte, die durch den Zufluß oder den Abgang der Nachfrage erhöhte oder verminderte Einträglichkeit diesen Uebeln am besten vorbiegen wird. Die Fürsorge der Gesetzgebung oder die willkührliche Einwürkung der Verwaltung scheint mir hier nicht nur überflüßig, sondern auch schädlich, weil die menschliche Weisheit gar zu kurzsichtig ist, um die Gränzen zu bestimmen, wo die Einschränkung anfangen oder aufhören soll. Mir deucht also die Einschränkung des Rechtes zu arbeiten sey eine Anmassung, welche die Gewalt und die Fähigkeit der Menschen übersteiget; und eine Unternehmung, wo der Willkühr keine Gränzen mehr gesetzt werden können, so bald man sich dabey den ersten Schritt erlaubet.

Ich glaube nicht, daß Herr Schlosser den Satz verwerfen werde; daß wie mehr die Menschen in allen Arten arbeiten; wie mehr verschiedene Produkte der Natur und Werke des Fleisses erzielet und verbraucht werden, es desto besser sey. Er behauptet aber die nöthige Menge und der gemeinnützige Absatz der Arbeit werde durch gesetzgeberische Anstalten und durch die eingeführten Meisterschaften eher und in einem höhern Grade von Güte erhalten werden, als durch die Freyheit und durch die Aufhebung der Gilden; und er hält es für billig, daß der Bürger diesen Vor-

theil durch einen etwas höhern Preis seiner Bedürfnisse erkaufe.

Er erläutert und befestiget seinen Satz auf verschiedene Arten.

Er nennet die Herzählung der nachtheiligen Folgen, welche man der Einschränkung zuschreibet, declamatorisch; aber diese Folgen kann er doch nicht läugnen. Er berufet sich nur auf die Vortheile, welche dagegen der Gesellschaft durch dieselben zufliessen.

Indessen erkennt er die Unerträglichkeit der Art, wie diese Einschränkung in Frankreich ausgeübt wird, und schlägt er eine so grosse Milderung der Handwerksgerechtigkeiten vor, daß es mir besser und aufrichtiger gehandelt zu seyn scheinet, dieselben gar aufzuheben, als sie beyzubehalten, und kraftlos, oder, welches noch viel verderblicher ist, willkührlich zu machen.

Er schränket sie endlich so gar nur auf die nothwendigsten Berufe ein. Mir deucht aber, wie nothwendiger ein Beruf, wie allgemeiner eine Bedürfniß ist, desto mehr sollte alles, was nur den Schein eines Monopoliums hat, davon entfernet werden.

Aber Herr Schlosser führet Gründe für seine Meynung an, welche erwogen zu werden verdienen:

„ Mancher, sagt er, wird sich nur im Win„ter, oder beym Regenwetter mit einer mechani„schen Arbeit beschäftigen. Im Sommer und „bey gutem Wetter wird er auf dem Felde ar„beiten.“ Wollte Gott! daß dieses vielfältig geschähe; es würde ein grosser Vortheil für die Gesellschaft seyn. Sie würde nur desto blühender werden. Es würden desto weniger Zeit und Kräfte verloren gehen; und alle Stände würden es zu geniessen haben, wenn die landwirthschaftlichen Arbeiten mehr einbrächten, als die geringern mechanischen Verrichtungen der Handwerke und der Manufakturen; und wenn diese von vielen nur in denjenigen Stunden getrieben würden, welche ihnen der nothwendigere und gemeinnützigere Beruf übrig läßt.

„ Sollen der Becker und der Metzger, in Zei„ten, wo es vortheilhaft ist, Brod und Fleisch „zu verkaufen Concurrenten haben, in andern „Zeiten aber genöthigt werden, frisch Brod und „Fleisch mit ihrem Nachtheile herbey zu schaf„fen?“ Dieses würde freylich ungerecht seyn: sie sollen eben so wenig genöthigt werden als ihre Concurrenten.

„ Aber alsdenn werden wir an Brod und an „ Fleische Mangel haben, wenn wir dessen am „ meisten benöthiget seyn werden." Das glaube ich nicht. Der Handwerker, welcher gern Kundsame haben wird, wird sich so verhalten, daß seine Kunden zu allen Zeiten mit ihm zufrieden seyn können. Der Kund, welcher gern wohl bedient seyn will, wird den Handwerksmann, der ihm keine Ursachen zum Mißvergnügen geben wird, nicht so leichterdingen einem andern nachsetzen. Es wird aber gut seyn, wenn er auf den Fall, da dieser ihn wird vernachläßigen wollen, einen andern wird finden können, der ihm besser begegne.

„ Wenn ein zunftmäßiger Schneider einem „ Kunden sein Tuch verderbt; wenn er ihm da= „ von entwendet: so hat der Beleidigte seine Zu= „ flucht zu der Zunft, die ihm Recht schaffen wird. „ Einem, der nicht zunftmäßig ist, kann man sich „ nicht so wol vertrauen. Dieses verhält sich bey „ allen zunftmäßigen Berufen auf die gleiche Wei= „ se." Sollte es möglich seyn, daß Herr Schlosser dieses in Ernst sagte?

„ Wer wird sich mit dem nöthigen Hand= „ werksgeräthe versehen, wenn er nicht sicher seyn „ wird, damit seine Nahrung zu gewinnen?" Kann ein Handwerker bey aller Stärke der Zunft.

rechte dieses gewiß wissen? Und die freye Concurrenz hebt sie für den fleißigen und geschickten Arbeiter die Sicherheit auf, die er mit Vernunft fordern kann? Der Mangel der Concurrenz hingegen macht den Unfleißigen und Ungeschickten sicher, und hält manchen ab, eine höhere Vollkommenheit zu erwerben, und billig und fleißig zu seyn. Zu dem schafft ja dermals der nicht zunftmäßige Handwerker sich Handwerksgeräth an, da er mehr als Concurrenz, da er Gewalt und Rechte zu befürchten hat.

„ Aber diese Concurrenz und die Wohlfeile, die „ man von der Freyheit erwartet, werden nicht die „ Folgen davon seyn. Herr Schlosser hat in sei„ nem Oberamte viele Orte, wo die Handwerke „ äusserst übersetzt sind, und wo sie doch weder desto „ billiger noch desto fleißiger sind." Die gänzlich freye Concurrenz wird die Umstände in diesem Stüke gewiß nicht verschlimmern; und wer dabey wohlfeiler verkaufen oder arbeiten wird, wird doch kein Broddieb an seinem Mitmeister genennt, und dafür verfolget werden können.

„ Bey der grossen Menge von Arbeitern wird „ keiner sich in eine rechte Verfassung setzen, oder „ sich eine beträchtliche Vollkommenheit erwerben." Auf dem Lande wird jeder dieses in dem Grade thun, als es da nöthig seyn wird. Was da abgehen wird, wird in den Städten genugsam ersetzet werden.

„ Wenn

„ Wenn aber auch durch einen wohlfeilern Preis „ oder durch eine bessere Arbeit ein Meister sich über „ andere empor schwingen wird: so wird er sie un- „ terdrücken, bald einzig seyn; und dann weder „ wohlfeile noch gute Arbeit mehr liefern." Dieses ist bey der Einschränkung noch mehr zu befürchten, weil da nicht jeder ein Concurrent des Unterdrückers werden kann, und weil dazu gar viele Bedingnisse erfordert werden, die dermals nur bey wenigen statt finden; aber bey der Freyheit viel gemeiner seyn würden.

„ Noch mehr. Es ist eine Einfalt, Concurrenz „ der Verkäufer zu erwarten, wo nicht eine weit „ grössere Concurrenz von Käufern sich befindet. An „ kleinern Orten und auf dem Lande wird also die- „ selbe nie entstehen. Der Bürger und der Land- „ mann werden oft in Gefahr seyn, das Nothwen- „ dige zu entbähren, und sie sollen gern ihre Be- „ dürfnisse etwas theurer bezahlen, um sich nicht „ dem Mangel derselben ausgesetzet zu sehen." Ist denn Concurrenz nur da, wo viele zu fürchten sind? Ein einziger kann schon an einem kleinen Orte die Wirkung thun für die zwanzig an einem grossen erfordert werden. Und es wird nicht leicht ein Beyspiel gefunden werden, daß an einem Orte, wo bey der Einschränkung eine Waare zu erwarten ist, solche bey der Freyheit nicht auch sollte gefunden werden.

Die Vertheidiger der Freyheit geben vor die In-

düstrie, welche Herr Schlosser durch erfinderischen Witz übersetzet, werde durch die Einschränkung gehemmet. Er behauptet das Gegentheil: „denn „wir sind ja bey diesen Einschränkungen mit den „Früchten dieses erfindsamen Witzes selbst von „Frankreich her, wo der Zwang so groß ist, über„schwemmet." Es würde bey der Freyheit kein Funke des bey ihrer Unterdrückung thätigen Witzes verloren gehen, und tausende, die nun erstickt werden, würden zum Besten der Gesellschaft aufleben. Die Bedürfniß ist immer die beste Triebfeder der Erfindung gewesen. Man muß mich aber hier nicht unrecht verstehen. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen Bedürfniß und Dürftigkeit.

Herr Schlosser empfindet die schlimmen Wirkungen, welche die Einschränkung in diesem Gesichtspunkt hat, zu wohl. Er will die Unbequemlichkeiten des Gesetzes durch Dispensationen heben. Aber Dispensationen machen alles willkührlich, und die Güte eines Gesetzes von dem Dispensationen nöthig sind, ist immer eine sehr zweydeutige Sache. Zudem, wer soll sie ertheilen? In den Händen der untergeordneten Obrigkeiten ist das Befügniß dazu unendlichen Mißbräuchen unterworfen, und wenn der Landesherr alles ausüben soll, so kann es sehr leicht eine Quelle von Einkünften für den Kammerdiener oder für die Maitresse werden.

Auch die Unbequemlichkeiten, welche aus der

durch die Gesetze bestimmten Zeit, der Lehrjahre und Wanderschaft entstehen, will Herr Schlosser durch Dispensationen vorbiegen. Ich glaube das, was ich eben über die andern Dispensationen angemerket habe, habe hier nicht weniger statt.

Ich denke aber nicht, daß wenn die gesetzliche Bestimmung der Lehrjahre und der Wanderszeit, und die nothwendige Verbindlichkeit dazu, würden abgeschaffet seyn, deshalben die natürliche Bedürfniß das Handwerk, das man treiben will, zu erlernen, und auf demselben als Gesell zu arbeiten und zu reisen aufhören werde. Wenn aller Zwang in diesen Stücken wegfallen wird: so werden nur die Mißbräuche, die daraus fliessen, verbannet seyn. Die Dinge selbst werden immer bleiben. Ein Vater, der seinen Sohn einem Berufe widmen wird, wird trachten ihn, so gut als es ihm möglich seyn, und als er es verstehen wird, bey einem rechtschaffenen Meister, der Arbeit hat, unterzubringen. Er wird wegen der Dauer der Lehrjahre, wegen den Verpflichtungen des Meisters und des Zöglings, und wegen dem Lehrgelde mit ihm übereins kommen, und der ordentliche Richter wird, wenn es nöthig seyn wird, wenn durch Uebertretung einer solchen Verkommniß einer den andern benachtheiligen wird, dem Beleidigten schon Recht zu schaffen wissen. Wenn aber ein Mensch sich im Stande fände ein Handwerk zu treiben, ohne es ordentlich

erlernt zu haben, so würde er nicht daran gehindert werden. So werden auch die, welche zu einiger Vollkommenheit gelangen wollen, wenn sie glauben werden, daß es ihnen dazu nöthig sey, eben so wol reisen, als dermals. Und sie werden eher glauben, daß es ihnen nöthig sey, indem sie sehen werden, daß die grössere Geschicklichkeit jedes andern, ihnen Kunden entziehen kann. Die Meistersöhne, die gar oft von solchen Verbindlichkeiten befreyet sind, werden zu ihrem Glücke ebenfalls dazu genöthigt werden. Wenn aber ohne gereiset zu haben, ein Mensch einen kleinen oder grossen Grad von Geschicklichkeit erworben hat, warum soll man ihn hindern, sich denselben zu seinem und zu andrer Besten zu Nutz zu machen.

Herr Schlosser befürchtet, es werde aller Orten ein Mangel an Gesellen entstehen, wenn die jungen Handwerksleute nicht mehr verbunden seyn werden zu reisen. Ich muthmasse im Gegentheile, dieser Mangel werde viel kleiner seyn, weil die Meister nicht mehr werden an zünftige Gesellen gebunden und ihrer Ausgelassenheit und Frechheit unterworfen seyn. Sie werden die ungeschickten Gesellen nicht mehr so theuer bezahlen müssen; sie werden die geschickten desto besser belohnen können. Und dieses wird mehr zur Vollkommenheit der Künste und der Handwerke beytragen, als die gesetzlich vorgeschriebene Dauer der Lehrjahre und der Wander-

schaft. Meister und Gesellen werden fleißiger schaffen, bey einem bescheidenern Aufwande mehr Arbeit verfertigen, und also die Gesellschaft wohlfeiler bedienen.

„Wenn alle Gesellen ohne weiters werden Meister seyn können, so wird es an Meistern fehlen, „welche Arbeit genug haben werden, um Lehrjungen wohl zu unterrichten und zu üben; es wird „den Meistern selbst an der Nahrung gebrechen, „die sie nur durch die Beyhülfe von Gesellen sich „verschaffen können; und durch die Entkräftung „der Handwerksleute wird die Waare, deren „Wohlfeile und Ueberfluß die Einführung der „Freyheit bewirken sollte, seltener und theurer „werden." Wenn alle Gesellen nach Belieben sich sogleich zu Meistern werden aufwerfen können: so werden sie es deswegen nicht thun. Es braucht noch mehr dazu. Bey vielen Berufen ist eine kleine Anzahl von Gesellen zureichend; und die Erfahrung lehret uns, daß bey solchen, wo eine vollkommene Freyheit herrschet, es weder an Arbeitern noch an Waare fehlet. Es ist vielleicht in allen Städten Deutschlandes jedermann erlaubt, mit Modewaaren zu handeln und solche zu verfertigen. Fehlt es da an Waaren und an Arbeitern? Ich zweifle daran. So würde sich die Sache mit allen Berufen verhalten, wenn sie frey wären. Bey denjenigen Berufen, wo viele Gesellen erfordert werden, wird

nicht so gleich jeder ein Unternehmer oder ein Verleger. Es ist aber gut, daß ein jeder es werden könne, weil die, so es bereits sind, dadurch zur Billigkeit, zum Fleisse und zu einer schleunigen Bedienung genöthiget werden.

„Wer wird die Wittwe des verstorbenen Mei„sters erhalten, wenn es nicht die Gesellen thun?" Wer erhält die Wittwe jedes andern armen Bürgers? Es wird besser seyn, daß die Gesellschaft auf eine andere Weise für die Wittwen sorge, als durch die Einschränkung der Gewerbsamkeit. Und auch bey der Freyheit kann eine Wittwe ein Handwerk fortführen, wie solches oft mit Kramläden oder gar mit grossen Handlungen zu geschehen pflegt.

„Die vielen ungeschickten Leute, die sich dieses „oder jenes Berufs anmassen werden, werden ih„ren Kunden alles verderben." Dafür wird jeder Kund selbst sorgen; er wird sich solchen Leuten nur allmählich und zuerst gar im Kleinen anvertrauen; er wird Nachfrage halten, und der ungeschickte Arbeiter wird bald niemand mehr anführen. Er wird sich bequemen müssen, das Handwerk, das er treiben wollte, oder ein anders besser zu lernen. Er wird also sich genöthigt sehen, zu diesem Ende in gute Werkstätte zu gehen, zu reisen oder sich sonst zu üben, und eine zeitlang Geselle zu seyn. Diese Nothwendigkeit wird kräftiger seyn als alle Gesetze, deren Befolgung man so leicht und so vielfaltig aus-

weichen kann; und welche oft diejenigen am meisten beschweren, für die sie am wenigsten gemacht sind; wie in diesem Falle, wo der Mensch, der sich vor der gesetzten Zeit, oder auf eine nicht zunftmässige Weise Geschicklichkeit erworben hat, zu seinem und der Gesellschaft Nachtheile, eben so wol verbunden wird, so viele Jahre Lehrjung zu seyn, und so lang zu reisen, als einer, den die Natur oder das Glück nicht so wohl begünstiget haben.

Was Herr Schlosser zur Vertheidigung der Meisterstücke sagt, hat für oder wider die Lehre von der Handwerksfreyheit, nichts zu bedeuten. Auch wenn jeder alle mögliche Freyheit haben wird, wird jeder nicht eines sondern hundert Meisterstücke machen können, und sich dadurch Geld und Kundsame erwerben.

Wenn man den Einwurf, daß die uneingeschränkte Freyheit zu arbeiten den Staat mit schlechten Arbeitern überschwemmen würde, mit dem Beyspiele der Handwerker heben will, die zu Paris in den freyen Orten arbeiten: so wendet Herr Schlosser ein: „die ganze Welt ist nicht „ein Paris; wo eine unzähliche Menge von Nach„eiferern jeden zum höchsten Grade des Fleisses „und der guten Arbeit nöthigt. Wir haben diesen „Vortheil auf dem Lande und in den kleinen „Städten nicht." Er ist aber da auch nicht nöthig. So gut als die Arbeiter da nöthig seyn wer-

den, wird man sie immer haben. Alle diejenigen, die Herr Schlosser nennet, finden, nur einen oder zween Berufe ausgenommen, zu Haus uud wenigstens anderswo auf dem Lande Anlässe genug, die Vollkommenheit zu erreichen, die da erfordert wird. Für feinere Arbeit werden sich Arbeiter aus den grössern Städten hin und wieder auf dem Lande niederlassen; und es würde vielleicht gut seyn, wenn nicht zu viele Laudleute sich den Handwerkern widmeten. Mit gar feinen Arbeiten kann man sich vortheilhaft genug aus den grössern Städten von drey oder vier Meilen her versehen. Die obern Baadischen Lande haben drey solche Städte, wo sie alles, was ihnen nöthig ist, finden können. Straßburg, Freyburg und Basel. Ihre blühende Landwirthschaft wird ihnen immer mehr werth seyn, als der Vortheil, den eine natürlicher Weise schwache und wenig bedeutende Handelschaft ihnen gewähren könnte.

Die Verwandlungen des Handwerkers, der nach Gutbefinden seinen Beruf ändern kann, werden von Herrn Schlosser mit vielem Witze lächerlich gemacht. Aber ich befürchte nicht, daß sie so vielfältig oder so verderblich seyn werden. Wer einen Beruf mit Fleisse und mit Geschicklichkeit treiben wird, wird sich nicht leichterdingen entschliessen einen andern zu ergreifen. Wer bey einem Berufe nicht fortkommen wird, kann hingegen hoffen bey

einem andern besser zu bestehen. Man wählt oft in der Jugend aus Unverstand eine Lebensart, zu deren man nicht aufgelegt ist. Ist es nicht traurig und grausam, daß man dabey darben und nicht befügt seyn soll, sie mit einer zu vertauschen, für die man mehr Kräfte, mehr Geschicke und mehr Neigung hat? Dieses ist vielleicht der Grund, warum so viele Bürger in der Dürftigkeit schmachten, und warum bey der Uebersetzung der Handwerke, über die Herr Schlosser klagt, doch so wenig Concurrenz und Wetteiferung ist.

Ein anderer Einwurf, den man wider die Freyheit der Handwerke macht, bestehet darinn, daß dadurch die Anzahl der Arbeiter auf eine schädliche Weise werde vermehret werden. Man antwortet darauf: die Anzahl der Arbeiter setze sich nach dem Masse des Vertriebes in das nöthige Ebenmaaß. Herr Schlosser spottet dieser Antwort. Sie steht wohl in dem System, sagt er, aber die Erfahrung widerspricht ihr. „Warum habe ich hier zu jedem „zehn Paar Füssen einen Schuster, auf achtzehn „Haushaltungen einen Metzger, und auf dreyzehn „einen Becker, an einem Orte, wo zwey Drittel „selbst backen, und ein Drittel das ganze Jahr „keine zehn Pfunde Fleisch ißt?“ Die Sache ist ganz natürlich. In Herrn Schlossers Beamtung sind alle diese Handwerker zugleich Bauern oder Taglöhner, für die das Handwerk meistens nur

ein Nebenwerk ist. Es muß sich aber auch in den Städten also verhalten, aus dem Grunde, den ich eben angegeben habe, und den Herr Schlosser selbst anführt, weil keiner seinen Beruf mit einem andern verwechseln darf. Die schlechten Meister bleiben also bey dem ersten, und zwar als Meister, denn in den Gesellenstand dürfen sie nicht wieder zurückkehren. Sechse arbeiten nicht so viel als ein guter, und da fehlt es bey übersetzten Berufen an würklichen Arbeitern; es wird weniger Arbeit gemacht, und da viele thun was wenige thun könnten, wird sie über die Maasse vertheuert. Wenn jeder befügt wäre, seine Bestimmung abzuändern, oder vom Meister zum Gesellen und wieder vom Gesellen zum Meister zu werden: so würde die Anzahl der Arbeiter in keinem Berufe jemals so viel zu stark, oder so viel zu schwach werden, daß nicht in einigen Jahren das richtige Ebenmaaß sich von selbst wieder herstellen würde. Dieses Ebenmaaß ist einmal nun nicht vorhanden. Und wenn es auch bey der Freyheit nicht zu Stande käme, so käme die Sache auf eines heraus. Mir deucht aber, bey der Freyheit wird der natürliche Lauf der Dinge es immer wieder herstellen. Wie weit der Zwang oder die Freyheit gehen sollen, wenn dieses Ebenmaaß durch menschliche Gesetze bewirket werden soll; dieses wird wohl eine unauflösliche Aufgabe für den Menschen seyn, so un-

auflöslich als für einen, der die Uhrenmacherey nicht gründlich versteht, die richtige Ausbesserung einer verdorbenen Uhr.

„ Wo bleibt aber die Concurrenz, sagt Herr „ Schlosser, wenn die Freyheit die Anzahl der „ Arbeiter so sehr einschränket, daß sie das Bedürf„ niß der Gesellschaft nicht überschreitet?" Ich antworte hierauf: sie wird sie nie so eng einschränken, daß es unter fünfzig auf einen ankomme, und so bald Mangel seyn wird, wird die vortheilhafte Belohnung wieder genug Leute aufmuntern, denselben zu ergänzen. Es ist nicht nöthig, daß dieses in vier und zwanzig Stunden geschehe. Wenn es nur in ein paar Jahren geschiehet, so wird die Gesellschaft weder durch den Mangel noch durch den Ueberfluß leiden.

An dem Gedanken, das ein Mensch mehrere Handwerke lernen sollte, um alsdenn das zu treiben und in dem sich vollkommen zu machen, wo er den besten Erfolg haben wird, finde ich nichts ungereimtes. Es gibt so gar Handwerke, wo es nöthig zu seyn scheinet, noch eines dabey zu treiben, indem sie ihren Mann nur einen Theil des Tages oder des Jahres genug beschäftigen; z. E. Fleischer, Becker, Küfer, Krämer, 2c. Für diese und für die ganze Gesellschaft würde es unendlich vortheilhaft seyn, noch eine Nebenarbeit zu haben, mit der sie ihre leeren Stunden nützlich anfüllen

könnten. Die Menge der Arbeit würde dadurch vermehret, ihr Preis würde vermindert, die schlimmern Folgen des Müßigganges würden verhütet, und der Wohlstand der Gesellschaft würde um ein beträchtliches erhöhet werden.

Herr Schlosser bestrebet sich, die Freyheit ein Handwerk mit einem andern zu verwechseln oder zu vereinigen, noch in einem andern Gesichtspunkt lächerlich zu machen. „Wie wird des Schmidts „schwere Faust des Schneiders Nadel führen, „oder der auf seinem Stuhl geheftete Schuster, „ohne Schwindel auf des Zimmermanns Balken „wandeln?" Aber wer fordert dieses? Kann nicht der Schneider ein Tapezierer, der Uhrenmacher oder der Schmidt ein Schlosser, der Schreiner ein Zimmermann werden, und umgekehrt? Soll, z. E. auf dem Lande alle die geringste Schlosserarbeit, die ein Schmidt verfertigen kann, diesem untersagt und er genöthigt seyn, den Theil seiner Zeit, wo ihn seine Schmidtarbeit nicht beschäftiget, müßig, das ist in der Gefahr Böses zu thun, zu zubringen.

Herr Schlosser gibt zu, daß in grossen Städten die uneingeschränkte Freyheit endlich ohne Nachtheil gestattet werden könne. Auf dem Lande aber würde durch sie nach ihm alles zu Grunde gerichtet werden. Mir deucht hingegen, sie sey auf dem Lande nicht weniger nützlich, weil allda gar viele Zeit würde gewonnen werden, wenn ein Handwerker viele Berufe mit einander vereinigte. Die Berufe, die da unentbehrlich sind, haben nicht einen so hohen Grad der Vollkommenheit nöthig, daß auf dieser Seite viel zu besorgen wäre; diese Vollkommenheit würde immer grösser seyn, wo

jeder auf einen Nachbar aus einem andern Dorfe eifern müßte, als da wo keine Freyheit ist; und der Mann, welcher genug Arbeit in einer Art finden würde, würde gewiß keine in einer andern suchen.

Endlich wirft Herr Schlosser den Vertheidigern der Policeyfreyheit den Systemengeist vor. Dieser Systemengeist aber was ist er? Mir deucht, es verhalte sich damit wie mit der Theorie; wenn man sagt, eine Sache sey in der Theorie gut; in der Praxis aber gehe sie nicht an. Systematisch ist jede Art zu denken und zu handeln, welche sich auf Grundsätze beziehet, und wobey Grundsätze im Ganzen befolget werden. Wo wahre aus richtigen Begriffen und Wahrnehmungen gezogene Sätze zum Grunde liegen, und wo eine richtige Anwendung davon gemacht wird, da kann der Systemengeist kein Fehler seyn; so wenig als eine gründliche Theorie irre führen wird. Herr Schlosser schliesset auch aus Grundsätzen, aus Begriffen, aus Erfahrungen; er will auch, daß in seiner Art die Sache einzusehen, die Sätze mit ihren Quellen übereinstimmen; er macht ein System der Policeygesetzgebung, wie die Oekonomisten eines der Policeyfreyheit machen; und er hat seine Theorie, wie sie die ihrige. Die Frage ist nicht: ist da System oder Theorie; sie ist: welches System ist wahr, welche Theorie ist richtig?

Die Oekonomisten können aus unzuverläßigen Erfahrungen, aus unrichtigen Begriffen, aus unbestimmten und mangelbaren Grundsätzen, ein irriges System errichtet, oder durch eine fehlbare Anwendung wahrer und richtiger Grundsätze in ihren politischen Entwürfen sich betrogen haben. Das nämliche aber kann ihren Gegnern geschehen seyn, und weil das System von diesen älter ist oder

scheinet, so ist es deswegen nicht nothwendig wahr; so wenig als das System der Oekonomisten wahr ist, weil es neu ist oder scheinet.

Eine Erfahrung von zehn Jahren würde uns hierüber das beste Licht geben; wenn einmal in irgend einem Lande eine wahre Freyheit der Gewerbsamkeit eingeführet würde.

Nach Herrn Schlossern müssen wir diesen Versuch als etwas sehr bedenkliches ansehen; und welchem Landesherren sollte es zugemuthet werden, ihn zu machen? Welcher wollte die Handelsleute und die Handwerker seiner Staaten einer so grossen Gefahr aussetzen?

Ich sehe aber da weder für Handelsleute noch für Handwerker nicht die geringste Gefahr; es ist dermals kein Beruf, der nicht durch die Vorrechte fünfzig andrer mehr verliehre, als er durch seine eignen gewinnt; der nicht, wenn er seinen wahren Vortheil kennte, diese gern doppelt aufopfern sollte, wenn er sich von ienen befreyen könnte. Die ersten, welche solche Vortheile erhielten, konnten, da sie einzig damit verschanzet waren, dadurch etwas zu gewinnen glauben. Nun da keines ist, das nicht mit solchen versehen wäre, so nützen sie gewiß keinem mehr, und schaden sie allen.

Höchstens konnten sie in den Anfängen der Gewerbsamkeit einen Nutzen haben. --- Nun scheinet ihre Beybehaltung eben so wenig nöthig, als die Beybehaltung der Gerüste, wenn das Haus fertig ist, zu dessen Erbauung sie gedienet haben. Das Gebäu wird gewiß nicht zusammen fallen, wenn das Gerüst wird weggethan werden; es wird sich vielmehr erst recht in seiner ganzen Stärke und Schönheit zeigen.

ENDE.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlosser, Johann Georg,

Johann Georg Schlossers Kleine Schriften

Bd.: Zweyter Theil

1780

Coburg, Landesbibliothek -- B II 11/53
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916475-6